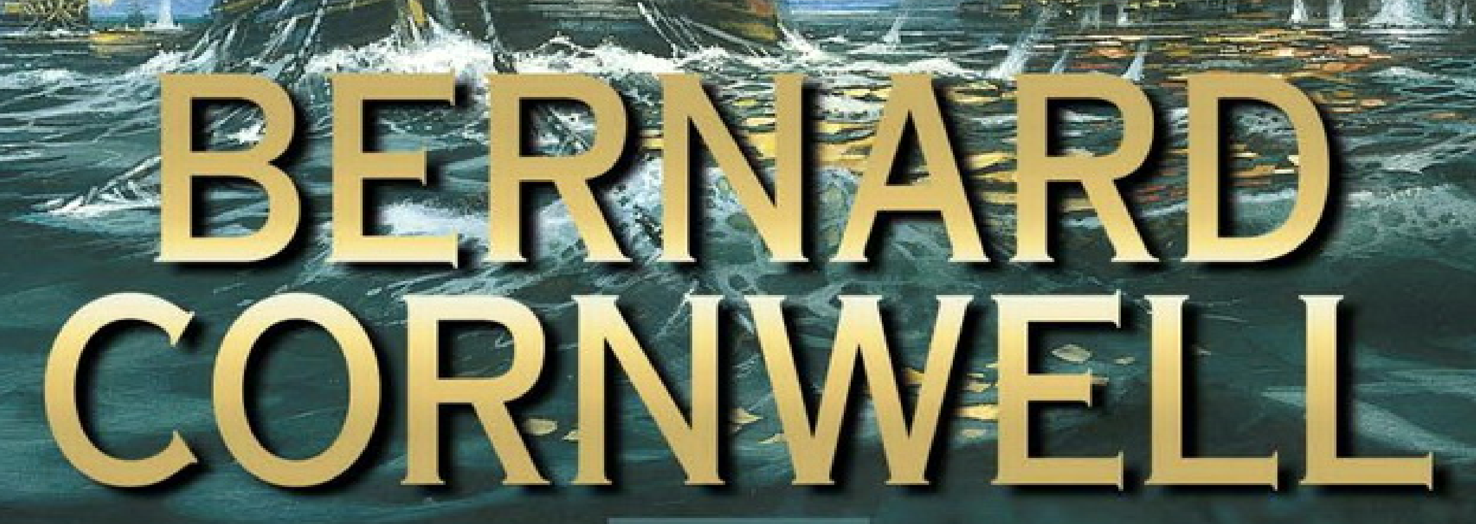




BASTEI
LÜBBE

Bernard Cornwell

SHARPES BEUTE

Aus dem Englischen von
Joachim Honnef



Bernard Cornwell

SHARPES BEUTE

Aus dem Englischen von
Joachim Honnef



Lübbe Digital

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe GmbH & Co. KG erschienenen Werkes

Lübbe Digital in der Bastei Lübbe GmbH & Co. KG

Deutsche Erstausgabe

Für die Originalausgabe:

Titel der englischen Originalausgabe
»Sharpe's Prey«
Originalverlag: HarperCollins*Publishers*

Für die deutschsprachige Ausgabe:

Prüfung der militärhistorischen Details:
Historisches Uniformarchiv Alfred Umhey
Textredaktion: Rainer Delfs
Datenkonvertierung E-Book:
Urban SatzKonzept, Düsseldorf

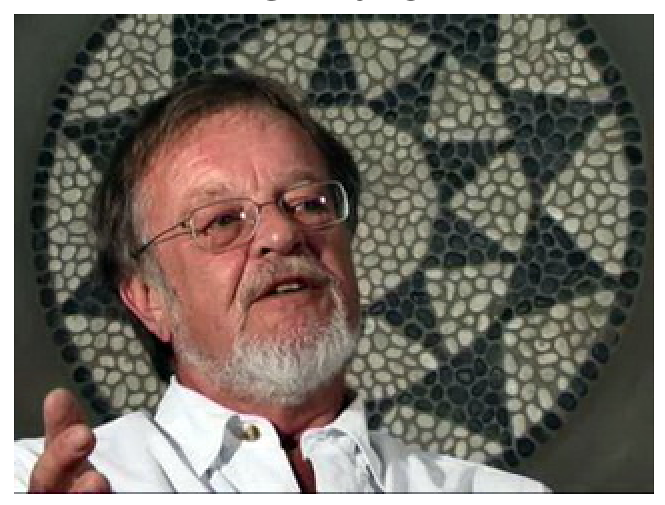
ISBN 978-3-8387-0654-2

Sie finden uns im Internet unter
www.luebbe.de
Bitte beachten Sie auch: www.lesejury.de

Das Buch

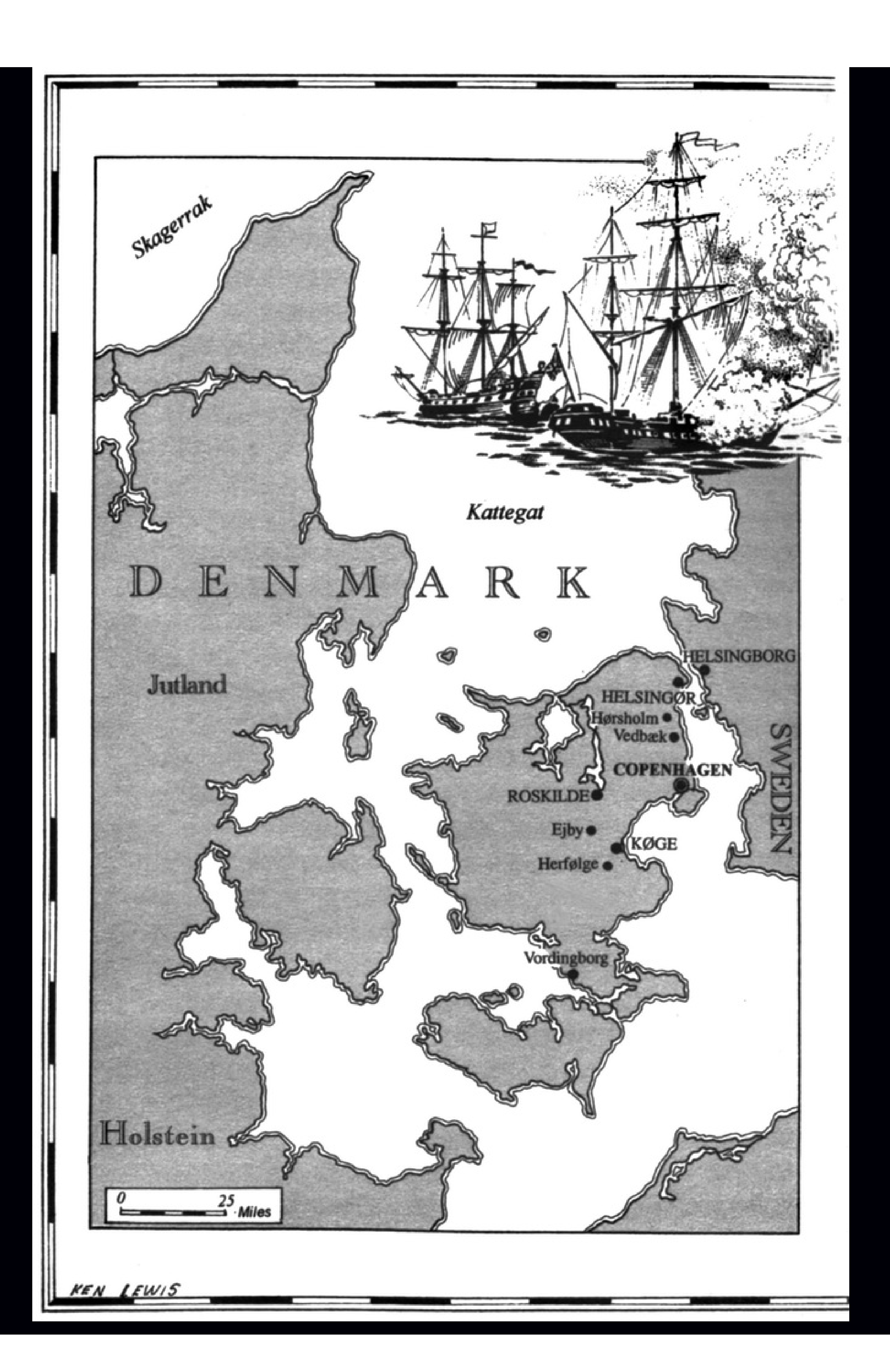
England, 1807: Napoleon setzt alles daran, die dänische Flotte in seinen Besitz zu bringen = was für England fatale Folgen hätte. Um dies zu verhindern, wird Captain John Lavisser nach Kopenhagen entsandt. An seiner Seite: Richard Sharpe. Sein Auftrag: Lavisser lebend ans Ziel zu bringen. Keine leichte Aufgabe = zumal Sharpe angeschlagen ist: Nicht nur, dass er degradiert wurde, er muss auch noch den Tod seiner großen Liebe Grace verkraften. Zu allem Überfluss erkennt Sharpe bald, dass der Feind in den eigenen Reihen lauert ...

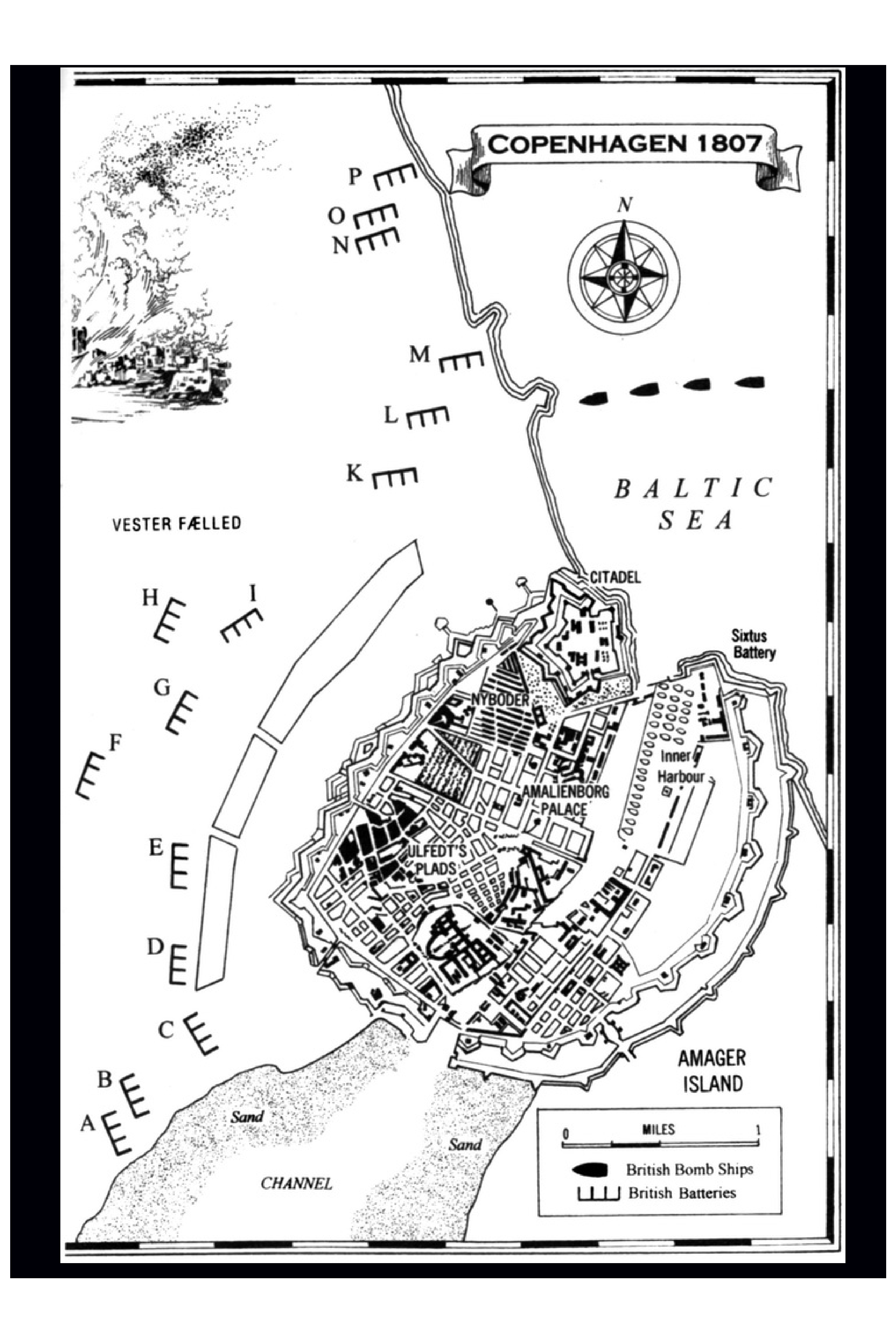
Der Autor



Bernard Cornwell wurde 1944 in London geboren. Er arbeitete lange für die BBC, unter anderem in Nordirland, wo er seine Frau kennenlernte. Heute lebt er die meiste Zeit in den USA. Er ist Autor zahlreicher international erfolgreicher historischer Romane und Thriller. Die Sharpe-Serie, die er in den 80er-Jahren zu schreiben begann, hat Kultstatus erreicht und wurde von der BBC mit Sean Bean in der Hauptrolle verfilmt.

Für Jarl, Gerda, Bo
und Christine


Skagerrak
Kattegat
DENMARK
Jutland
HELSINGBORG
HELSINGØR
Hørsholm
Vedbæk
COPENHAGEN
ROSKILDE
Ejby
KØGE
Herfølge
SWEDEN
Vordingborg
Holstein
0
25
Miles
KEN LEWIS



COPENHAGEN 1807
N
P
O
N
M
L
K
BALTIC SEA
VESTER FÆLLED
H
I
G
F
E
D
C
B
A
CITADEL
Sixtus Battery
NYBODER
Inner Harbour
AMALIENBORG PALACE
ULFEDT'S PLADS
AMAGER ISLAND
Sand
Sand
CHANNEL
0
MILES
1
British Bomb Ships
British Batteries

KAPITEL 1

Captain Henry Willsen vom »Dreckigen halben Hundert« Seiner Majestät, offiziell das 50. Regiment von West Kent, parierte den Säbel seines Gegners. Er tat es übereilt und ließ seine rechte Hand hängen, sodass sich die Säbelklinge in der Position befand, die den Fechtmeistern als *quarte basse* bekannt ist, und die sachverständigen Zuschauer hielten die Parade für schwach.

Ein überraschtes Murmeln setzte ein, denn Willsen war gut. Sehr gut sogar. Er hatte angegriffen, jedoch den Konter seines größeren Gegners zu spät erkannt und war jetzt auf desorientiertem Rückzug.

Der größere Mann setzte nach, parierte die *quarte basse,* sodass Willsen zurücksprang und seine leichten Fechtschuhe auf dem Holzboden quietschten. Allein das Geräusch seiner Schuhe auf dem vibrierenden Boden ließ auf Panik schließen.

Die Säbel klirrten wieder hart gegeneinander, der größere Mann stürmte vorwärts, sein Säbel stieß vor, und Willsen konterte in offensichtlicher Verzweiflung, bis er - so schnell, dass die Zuschauer kaum der Bewegung seines Säbels folgen konnten - zur Seite sprang und bei einer Riposte die Wange seines Gegners traf. Die Riposte schien nicht wuchtig ausgeführt zu sein, denn ihre Kraft kam aus Willsens Handgelenk, statt aus dem ganzen Arm, doch die Säbelklinge traf den größeren Mann, sodass er das Gleichgewicht verlor. Er schwankte, sein rechter Arm fuchtelte herum, und Willsen berührte mit der Spitze seines Säbels fast sanft die Brust eines Gegners, der daraufhin zu Boden stürzte.

»Genug!«, rief der Fechtmeister.

»Verdammt.« Der gefallene Mann schwang seine Klinge in einem Wutausbruch nach Willsens Fußknöchel. Willsen

blockte den Hieb leicht ab und wandte sich einfach ab.

»Ich sagte ›genug‹, Mylord!«, rief der Fechtmeister ärgerlich.

»Wie, zum Teufel, haben Sie das gemacht, Willsen?« Lord Marsden zog den gepolsterten Lederhelm mit der Schutzblende vom Gesicht. »Ich hatte Sie schon so gut wie am Arsch!«

Willsen, der den gesamten Ablauf des Kampfes geplant hatte, von dem Moment an, in dem er absichtlich die lässige *quarte basse* gemacht hatte, verneigte sich. »Vielleicht habe ich einfach Glück gehabt, Mylord.«

»Kommen Sie mir nicht gönnerhaft, Mann«, blaffte Lord Marsden und rappelte sich auf. »Was war mein Fehler?«

»Ihre Cavation war zu langsam, Mylord.«

»Den Teufel war sie«, grollte Lord Marsden. Er war stolz auf seine Fähigkeiten mit Florett oder Säbel, doch er wusste, dass Willsen ihn hereingelegt hatte, indem er einen übereilten Rückzug vorgetäuscht hatte. Seine Lordschaft blickte finster drein. Dann erkannte er, dass er ungnädig war. Er schob den Säbel unter den Arm und streckte eine Hand aus. »Sie sind schnell, Willsen, verdammt schnell.«

Die Hand voll Zuschauer applaudierte bei der sportlichen Geste. Sie waren in Horace Jackson's Hall of Arms, einer Einrichtung in Londons Jermyn Street, wo wohlhabende Männer die Künste des Boxens, Fechtens und Pistolenschießens erlernen konnten. Die Halle war ein hoher kahler Raum mit Ständern für Degen und Säbel an den Wänden, in dem es nach Tabak und Liniment roch und das mit Bildern von Preiskämpfern, Bulldoggen und Rennpferden geschmückt war. Die paar Frauen in der Halle servierten Getränke und Essen oder arbeiteten in den kleinen Zimmern über der Halle, wo die Betten weich und die Preise hoch waren.

Willsen nahm seinen Helm ab und fuhr sich durch sein langes blondes Haar. Er verneigte sich vor seinem

geschlagenen Gegner und trug dann beide Säbel zu den Waffenständern an der Seite der Halle, wo ein großer, sehr schlanker und außergewöhnlich gut aussehender Captain im roten Rock und den blauen Aufschlägen des 1st Regiment of Foot Guards wartete. Der Gardist, ein Fremder für Willsen, warf eine halb gerauchte Zigarre fort, als sich Willsen näherte.

»Sie haben ihn zum Narren gemacht«, sagte der Captain heiter.

Willsen runzelte die Stirn über die Frechheit des Fremden, antwortete jedoch höflich genug. Schließlich war er Angestellter von Horace Jackson's Hall, und der Captain der Gardisten, nach dem eleganten Schnitt seiner teuren Uniform zu schließen, war ein Kunde. Darüber hinaus der Typ Kunde, der es nicht erwarten konnte, sich gegenüber dem gefeierten Henry Willsen zu beweisen.

»Ich habe ihn zum Narren gemacht?«, fragte Willsen. »Wie?«

»Die *quarte basse«,* sagte der Gardist. »Sie haben sie absichtlich schwach ausgeführt, stimmt's?«

Willsen war beeindruckt von der Beobachtungsgabe des Gardisten, ließ sich das jedoch nicht anmerken. »Vielleicht habe ich nur Glück gehabt.« Er war bescheiden, denn er hatte den Ruf, der beste Fechter im »Dreckigen halben Hundert«, vermutlich in der gesamten Armee und vielleicht im ganzen Land zu sein, doch er stellte sein Licht unter den Scheffel, genauso wie er seine Fähigkeiten bei denjenigen herunterspielte, die ihn für den besten Pistolenschützen in Kent hielten. Ein Soldat, pflegte Willsen zu sagen, sollte ein Meister seiner Waffen sein, und so übte er fleißig und hoffte inständig, dass seine Fähigkeiten eines Tages für den Dienst seines Landes nützlich sein würden. Bis dahin verdiente er den Sold eines Captains und, weil das nicht reichte, um Frau und Kind zu unterhalten und die Rechnungen in der Messe zu begleichen, lehrte er Fechten und Pistolenschießen in

Horace Jackson's Hall of Arms. Jackson, ein ehemaliger Profiboxer mit platt geschlagener Nase, wollte, dass Willsen die Armee verließ und in Vollzeit für ihn arbeitete, doch Willsen liebte es, Soldat zu sein. Es verschaffte ihm eine Position in der britischen Gesellschaft. Es mochte keine sehr hohe sein, aber sie war ehrenvoll.

»So etwas wie Glück gibt es nicht«, sagte der Gardist, und jetzt sprach er Dänisch, »nicht, wenn man kämpft.«

Willsen hatte sich abgewandt, doch der Wechsel der Sprache ließ ihn zu dem blonden Gardisten-Captain zurückblicken. Sein erster flüchtiger Eindruck von dem Gardisten war der eines privilegierten Jungen gewesen, doch jetzt sah er, dass der Captain Anfang dreißig war und bei seinem gut aussehenden Äußeren ein zynisches, wissendes Lächeln hatte. Dies ist ein Mann, dachte Willsen, der sich sowohl in einem Palast als auch bei einem Preiskampf heimisch fühlt. Auch ein ernstzunehmender Mann, und einer, der für ihn von besonderer Wichtigkeit war. Er deutete eine Verbeugung an.

»Sie, Sir, müssen der Ehrenwerte Major John Lavisser sein«, sagte er respektvoll.

»Ich bin Captain Lavisser«, bestätigte Captain und Major Lavisser. Die Gardisten gaben ihren Offizieren zwei Dienstränge, der niedrigere zeigte ihre Verantwortlichkeit im Regiment an, während der höhere ein Hinweis darauf war, dass jeder Gardisten-Offizier eine vorgesetzte Person war, besonders im Vergleich zu den ärmeren Kämpfern des »Dreckigen halben Hundert«. »Ich bin Captain Lavisser«, wiederholte der Ehrenwerte John Lavisser, »aber Sie sollten mich John nennen.«

»Ich dachte, Sie wären erst am Samstag zu sprechen«, sagte Willsen, streifte seine Fechtschuhe ab und zog Stiefel an.

»Wir werden für eine ziemlich lange Zeit Gefährten sein ...«, Lavisser ignorierte Willsens Feindseligkeit, »... und ich

finde, wir sollten Freunde sein. Außerdem, sind Sie nicht neugierig auf unsere Befehle?«

»Meine Befehle lauten, Sie nach Kopenhagen zu begleiten und dafür zu sorgen, dass Sie sicher wieder von dort fortkommen«, erwiderte Willsen steif, während er seinen roten Rock anzog. Die Wolle des Rocks war verblichen, die schwarzen Aufschläge verschlissen. Er schnallte seinen Sieben-Guinea-Degen um, neidisch, weil an Lavissers Hüfte eine wertvolle Klinge hing, aber Willsen hatte seit Langem gelernt, seinen Neid auf die Ungleichheiten des Lebens zu zügeln, auch wenn er sie nicht ganz vergessen konnte. Er wusste nur zu gut, dass sein Captainsposten im »Dreckigen halben Hundert« tausendfünfhundert Pfund wert war, genau so viel, wie es kostete, sich den Rang eines Lieutenant bei den Gardisten zu kaufen, aber was sollte es. Sein dänischer Vater und seine englische Mutter hatten ihn gelehrt, auf Gott zu vertrauen, seine Pflicht zu tun und das Schicksal zu akzeptieren. Das Schicksal hatte ihn jetzt dazu bestimmt, der Gefährte eines Mannes, des Sohns eines Earls, eines Gardisten und Adjutanten von Prinz Frederick, dem Duke of York, dem zweiten Sohn von George III. und Oberbefehlshaber der britischen Armee, zu sein.

»Aber möchten Sie nicht wissen, warum wir nach Kopenhagen gehen?«, fragte Lavisser.

»Ich bezweifle nicht, dass ich zu gegebener Zeit darüber informiert werde«, sagte Willsen immer noch steif.

Lavisser lächelte, und sein schmales, düsteres Gesicht spiegelte Charme wider. »Die gegebene Zeit, Willsen, ist jetzt«, sagte er. »Kommen Sie, erlauben Sie mir wenigstens, Ihnen das Abendessen zu spendieren und Ihnen die Geheimnisse unseren Botengangs zu enthüllen.«

In Wirklichkeit war Captain Willsen fasziniert. Er hatte zwölf Jahre in der britischen Armee gedient und noch nie Pulver gerochen. Er hatte sich danach gesehnt, sich auszuzeichnen, und jetzt, ganz plötzlich, hatte sich die

Chance ergeben, weil ein Offizier gebraucht wurde, um den Adjutanten des Duke of York nach Kopenhagen zu begleiten. Das war alles, was Willsen wusste, doch sein befehlshabender Offizier hatte angedeutet, dass seine Fähigkeiten mit Handfeuerwaffen ein großer Vorteil sein könnten.

Willsen war zuerst besorgt gewesen, hatte befürchtet, dass er gegen das Volk seines Vaters kämpfen müsste, doch man hatte ihm versichert, dass die Gefahr in Kopenhagen von den Franzosen kam, nicht von den Dänen, und diese Versicherung hatte ihm erlaubt, die Verantwortung zu akzeptieren. Und sie hatte seine Neugier geweckt. Jetzt bot ihm Lavisser eine Erklärung an, und Willsen, der wusste, dass er mürrisch gewesen war, nickte. »Es wird mir ein Vergnügen sein, mit Ihnen zu speisen, Sir.«

»Mein Name ist John«, sagte Lavisser, als er Willsen die Treppe hinab zur Straße führte. Willsen hatte fast erwartet, dass dort eine Kutsche auf sie wartete, doch Lavisser war anscheinend zu Fuß, obwohl ein leichter Nieselregen eingesetzt hatte. »Kaum zu glauben, dass es Juli ist«, grollte Lavisser.

»Es wird eine schlechte Ernte geben«, bemerkte Willsen.

»Ich dachte mir, wir könnten bei Almacks speisen«, schlug Lavisser vor, »und vielleicht danach ein wenig Karten spielen?«

»Ich spiele nie«, antwortete Willsen. Selbst wenn er es könnte, hätte er sich nie die hohen Einsätze bei Almacks geleistet.

»Wie klug Sie sind«, meinte Lavisser. Sie sprachen beide wieder Englisch. »Und ich dachte mir, es könnte Sie erfreuen, wenn wir vor dem Essen mit Hannsen sprechen.«

»Hannsen?«

»Der Erste Sekretär in der dänischen Botschaft«, erklärte Lavisser. Er bedachte seinen Gefährten mit einem ernsten Blick. »Ich möchte ganz sicher sein, dass unsere Aktivitäten

nicht nachteilig für Dänemark sind. Hannsen ist ein anständiger Mann, und ich habe seinen Rat stets sehr gut gefunden.«

Willsen teilte den Wunsch, alles zu vermeiden, was Dänemark schaden könnte, und so gefiel ihm die Idee, mit jemandem von der Botschaft zu reden, doch seine angeborene Vorsicht setzte sich durch. »Müssen wir unsere Ziele der dänischen Regierung preisgeben?«

»Natürlich nicht, und das sollten wir auch nicht tun.« Lavisser blieb stehen und schenkte Willsen sein atemberaubendes Lächeln. »Sir David erzählte mir, Sie haben Skrupel wegen des Besuchs in Dänemark ausgedrückt. Stimmt das? Glauben Sie mir, mein lieber Willsen, mir geht es genauso. Dort lebt die Familie meiner Mutter. Und ich werde nichts tun, nicht das Geringste, was sie in Gefahr bringen könnte.« Er legte eine Pause ein, und dann klang seine Stimme sogar noch ernster. »Wenn Sie und ich Dänemark und Britannien nicht zu einer engeren Freundschaft bringen können, mein lieber Willsen, dann haben wir kein Recht, dorthin zu gehen. Ich möchte von Hannsen nur eine allgemeine Versicherung. Ich will das Neueste über die politische Situation in Dänemark hören. Ich will wissen, welchen Druck die Franzosen ausüben. Die Franzosen sind das Ärgernis, aber sind sie das nicht immer? Und natürlich wird Hannsen den Zweck unseres Besuchs wissen wollen, aber wir werden nur sagen, dass wir unsere Familien besuchen. Was wäre unverfänglicher?« Lavisser lächelte und ging weiter, und Willsen, beruhigt, folgte dem großen Gardisten über die Straße. Ein Straßenkehrer, ein magerer Junge mit einer Schramme auf der Stirn, lief zu einem Pferd, um es aus Lavissers Weg zu schieben. Der Gardist warf dem Jungen lässig einen halben Schilling zu. Dann führte er Willsen in eine Gasse.

»Würde es Sie stören, wenn wir Hannsen durch den Dienstboteneingang besuchen?«, fragte er. »Man muss

damit rechnen, dass die verdammten Franzmänner seine Eingangstür beobachten.«

»Die Franzosen? In London?«

»Sie haben überall Agenten«, sagte Lavisser. »Sogar in London. Aber nicht in dieser Gasse, glaube ich.«

In der engen, düsteren Gasse roch es widerlich. Sie endete an einem Tor, das einen Spalt breit offen stand und in einen schmalen Hof führte, der durch die dichte Wolkendecke dieses grauen Tages und die Wände ringsum noch düsterer wirkte. Das Kopfsteinpflaster des Hofs war mit Abfall bedeckt, der von einem großen, stämmigen Mann auf einen Handkarren geladen wurde. Der Hüne schien überrascht zu sein, zwei Offiziere in roten Röcken in seine schmuddelige Domäne eindringen zu sehen. Er trat hastig zur Seite, nahm seinen verknautschten Hut ab und strich eine Locke aus der Stirn, als die beiden Offiziere vorsichtig durch den Abfall im Hof stiegen.

»Hätten Sie etwas gegen weibliche Gesellschaft nach dem Essen?«, fragte Lavisser.

»Ich bin ein verheirateter Mann, Captain«, sagte Willsen ernst.

»Nennen Sie mich John, bitte.«

Willsen fühlte sich unbehaglich wegen dieser vertraulichen Einladung. »Nach dem Essen werde ich nicht bleiben«, sagte er peinlich berührt und ging um den Karren mit Müll herum.

Henry Willsen war einer der besten Kämpfer in der britischen Armee, und um seine Fähigkeiten mit einer Pistole hätte ihn jeder Duellant beneidet, doch ihm blieb keine Zeit zur Gegenwehr bei dem Angriff, der urplötzlich erfolgte, als er den Müllkarren passiert hatte. Der große, stämmige Mann trat Willsen in die Kniekehle, und als er stürzte, zückte er ein Messer und stieß es ihm zwischen die Rippen. Die Klinge drang bis zum Heft ein, und der große Mann hielt Willsen damit aufrecht, während der Captain aufstöhnend nach dem Griff seines billigen Degens tastete. Er schaffte es, seine

Hand um den Griff der Waffe zu legen, doch Captain Lavisser, der sich beim Angriff des großen Messerstechers umgedreht hatte, lächelte nur und schlug Willsens Hand beiseite. »Das hilft dir nicht mehr, Harry«, sagte er.

»Du ...« Willsen versuchte zu sprechen, doch seine Lunge füllte sich mit Blut. Er begann zu würgen, und seine Augen weiteten sich, als er den Kopf schüttelte.

»Ich entschuldige mich, mein lieber Willsen«, sagte Lavisser, »aber ich befürchte, deine Anwesenheit in Kopenhagen wäre äußerst peinlich gewesen.« Der Offizier der Gardisten trat schnell zurück, als der große Mann, der Willsen mit seinem Messer aufrecht gehalten hatte, die Klinge aus dem Körper riss. Willsen sackte zusammen, und sein Angreifer ging neben ihn auf die Knie und schnitt ihm die Kehle durch. Willsen zuckte im Todeskampf auf den Pflastersteinen. »Gut gemacht«, sagte Lavisser zufrieden.

»Leichte Arbeit«, grunzte der Hüne. Er stand auf und wischte die Messerklinge an seinem schmutzigen Rock ab. Er war sehr groß, sehr breitschultrig und hatte die narbigen Knöchel eines Boxers. Sein Gesicht war mit Pockennarben übersät, seine Nase war mindestens einmal gebrochen und schlecht gerichtet worden, und seine Augen wirkten wie Steine. Alles an ihm wies darauf hin, dass er aus der Gosse kam, und wenn man ihn nur ansah, war man froh, dass es die Galgen vor dem Newgate-Gefängnis gab.

»Er lebt noch.« Lavisser blickte Willsen finster an.

»Nicht mehr lange«, sagte der Hüne. Dann stampfte er auf Willsens Brust. »Jetzt nicht mehr.«

»An dir können wir uns alle ein Beispiel nehmen, Barker«, sagte Lavisser und trat nahe an den toten Willsen heran. »Er war ein sehr dummer Mann, vermutlich ein Lutheraner. Willst du sein Bargeld haben? Lass es aussehen wie einen Raubüberfall.«

Barker hatte bereits begonnen, die Taschen des Toten aufzureißen. »Meinst du, sie werden einen anderen Scheißer

finden, der uns begleiten soll?«, fragte er.

»Sie sind anscheinend wild darauf, mir eine Begleitung mitzugeben«, sagte Lavisser, »aber die Zeit drängt jetzt, und ich bezweifle, dass sie jemanden finden werden. Aber wenn doch, Barker, dann musst du ihn erledigen wie diesen.« Lavisser schien von dem toten Willsen fasziniert zu sein, denn er nahm nicht den Blick von ihm. »Du bist eine große Beruhigung für mich, Barker, und es wird dir in Dänemark gefallen.«

»Wird es das, Sir?«

»Sie sind nette Leute«, sagte Lavisser, der den Blick immer noch nicht von Willsens Leiche nehmen konnte. »Wir werden wie reißende Wölfe unter blökenden Lämmern sein.« Er schaffte es schließlich, sich von der Anblick der Leiche loszureißen, hob träge die Hand und ging an dem Handkarren vorbei durch die Gasse.

Der Regen fiel jetzt stärker. Es war Ende Juli im Jahre 1807, doch das Wetter passte mehr zum März. Es würde eine schlechte Ernte geben, es gab eine neue Witwe in Kent, und der Ehrenwerte John Lavisser ging ins Almacks, wo er beträchtlich mehr als tausend Guineas verlor, doch das störte ihn nicht weiter. Er hinterließ wertlose handschriftliche Notizen, in denen er versprach, seine Schulden zu begleichen, und ging davon. Er befand sich auf seinem Weg zum Ruhm.

Mister Brown und Mister Belling, der eine dick, der andere dünn, standen Seite an Seite und starrten den Armeeoffizier im grünen Rock jenseits des Tisches an. Weder Mister Belling noch Mister Brown gefiel, was sie sahen. Ihr Besucher war ein großer Mann mit schwarzem Haar, hartem Gesicht und einer Narbe an der rechten Wange und wirkte wie ein Mann, für den Narben nichts Fremdes waren. Mister Brown seufzte und wandte sich ab, um den Regen zu betrachten, der auf Londons Eastcheap niederging.

»Es wird eine schlechte Ernte werden, Mister Belling«, sagte er schwer.

»Das befürchte ich auch, Mister Brown.«

»Juli!«, sagte Brown. »Wir haben tatsächlich Juli! Dabei ist es mehr wie im März!«

»Ein Feuer im Juli!«, sagte Mister Belling. »Kaum zu glauben!«

Das Feuer, ein schäbiger Haufen glühender Kohlen, brannte in einem Kamin, über dem ein Kavalleriesäbel hing. Es war die einzige Dekoration in dem getäfelten Raum und deutete auf die militärische Natur des Büros hin. Die Herren Belling und Brown von Cheapside waren Armee-Agenten, und ihr Aufgabengebiet bestand darin, sich um die finanziellen Angelegenheiten von Offizieren zu kümmern, die in Übersee dienten. Sie arbeiteten auch als Makler für Soldaten, die ein Offizierspatent kaufen oder verkaufen wollten, doch in diesem feuchten, kalten Juli verdienten sie nicht viel an Gebühren.

»Leider können wir nichts für Sie tun.« Mister Brown breitete entschuldigend die Arme aus. Seine Hände waren gepflegt, sehr weiß und makellos manikürt. Er entspannte die Finger als sei er im Begriff, Cembalo zu spielen. »Leider«, wiederholte er und schaute den Offizier im grünen Rock an, der ihn von der anderen Seite des Tisches finster anblickte.

»Es liegt an der Natur Ihres Patents«, erklärte Mister Belling.

»In der Tat«, pflichtete ihm Mister Brown bei, »sozusagen in der Natur Ihres Patents.« Er lächelte kläglich.

»Es ist so gut wie jedes andere Patent«, sagte der Offizier angriffslustig.

»Oh, besser«, beteuerte Mister Brown heiter. »Meinen Sie nicht auch, Mister Belling?«

»Weitaus besser«, stimmte Mister Belling begeistert zu. »Ein Schlachtfeld-Patent, Mister Sharpe. Das ist eine seltene Sache. Sehr selten!«

»Bewundernswert!«, fügte Mister Brown hinzu.

»Äußerst bewundernswert«, stimmte Mister Belling zu. »Ein Schlachtfeld-Patent! Für jemand von den Mannschaften! Das ist ...« Er überlegte, wie er es ausdrücken sollte, »... einmalig, eine sensationelle Leistung!«

»Aber es ist ...« Mister Brown überlegte genau, was er sagen sollte, und seine plumpen Hände öffneten und schlossen sich wie die Flügel eines Schmetterlings. »... nicht verhandelbar.«

»Genau.« Mister Bellings Stimme verriet Erleichterung darüber, dass sein Partner das richtige Wort gefunden hatte, um das Problem zu beenden. »Es ist nicht verhandelbar, Mister Sharpe.«

Für ein paar Sekunden herrschte Schweigen. Im Kamin knisterte das Feuer, Regen prasselte gegen das Fenster des Büros, und auf der Straße knallte ein Fuhrmann mit der Peitsche.

»Nicht verhandelbar?«, fragte Lieutenant Richard Sharpe.

»Das Patent kann nicht zu Bargeld gemacht werden«, erklärte Mister Belling. »Sie haben es nicht gekauft, also können Sie es auch nicht verkaufen. Sie haben es geschenkt bekommen. Was der König Ihnen schenkt, mögen Sie zurückschenken, aber Sie können es nicht verkaufen. Das ist nicht ...«, er legte eine Pause ein und fand das Wort, »... verhandelbar.«

»Man hat mir gesagt, ich könnte es verkaufen!«, sagte Sharpe ärgerlich.

»Da hat man Ihnen etwas Falsches gesagt«, sagte Mister Brown.

»Das war eine Fehlinformation«, fügte Mister Belling hinzu.

»Eine schlimme«, sagte Mister Brown, »leider.«

»Die Bestimmungen sind einfach«, fuhr Mister Belling fort. »Ein Offizier, der ein Patent kauft, kann es verkaufen, aber ein Mann, der ein Patent verliehen bekommt, kann das nicht. Ich wünschte, es wäre anders.«

»Wir beide wünschten das«, sagte Mister Brown.

»Aber man hat mir gesagt ...«

»Man hat Ihnen was Falsches gesagt«, erwiderte Mister Belling heftig und bereute im selben Augenblick, dass er so brüsk gewesen war, denn Sharpe erhob sich von seinem Stuhl, als wolle er die beiden Männer angreifen.

Sharpe brachte seinen Zorn unter Kontrolle. Er schaute vom dicken Mister Brown zum dünnen Mister Belling. »Sie können also nichts für mich tun?«

Mister Belling starrte ein paar Sekunden zur vom Rauch gebräunten Decke des Büros, als hoffe er auf eine Eingebung, dann schüttelte er den Kopf. »Da können wir leider nichts tun«, antwortete er, »aber Sie könnten bei der Regierung Seiner Majestät ein Gesuch auf Entschädigung stellen. Ich habe noch nicht gehört, dass so etwas jemals Erfolg gehabt hätte, aber vielleicht macht man bei Ihnen eine Ausnahme?« Er klang sehr zweifelnd. »Gibt es zufällig ranghohe Offiziere, die für Sie sprechen würden?«

Sharpe sagte nichts. Er hatte in Indien Sir Arthur Wellesley das Leben gerettet, doch er bezweifelte, dass der General ihm jetzt helfen würde. Sharpe wollte nur sein Offizierspatent verkaufen, die 450 Pfund nehmen und aus der Armee ausscheiden. Aber anscheinend konnte er sein Offizierspatent nicht verkaufen, weil er es nicht gekauft hatte.

»Solch ein Gesuch würde seine Zeit brauchen«, warnte ihn Mister Brown, »und ich würde nicht mit einem Erfolg rechnen, Mister Sharpe. Sie bitten die Regierung, einen Präzedenzfall zu schaffen, und Regierungen sind damit sehr zurückhaltend.«

»Das sind sie in der Tat«, sagte Belling. »Und so sollte es auch sein. Doch in Ihrem Fall ...?« Er lächelte, hob die Augenbrauen und setzte sich dann zurück.

»In meinem Fall?«, fragte Sharpe verwirrt.

»Ich wäre nicht so zuversichtlich«, wiederholte Mister Brown.

»Wollen Sie damit sagen, dass ich beschissen werde?«, fragte Sharpe.

»Wir sagen, Mister Sharpe, dass wir Ihnen leider nicht helfen können.« Mister Brown sagte es ernst, denn er war von Sharpes Vulgärsprache peinlich berührt.

Sharpe starrte die beiden Männer an. Mach beide fertig, dachte er. Zwei Minuten blutige Gewalt, und dann leere ihnen ihre Taschen. Die Bastarde müssen Geld haben. Und er hatte drei Schilling und eineinhalb Pennys in seiner Tasche. Das war's. Drei Schilling und eineinhalb Pennys.

Aber es war nicht Browns oder Bellings Schuld, dass er sein Offizierspatent nicht verkaufen konnte. Es waren die Vorschriften. Die Bestimmungen. Die Reichen konnten immer mehr Geld machen und die Armen konnten zum Teufel gehen. Er stand auf, und das Klappern seiner Schwertscheide am Stuhl ließ Mister Brown zusammenzucken. Sharpe streifte einen feuchten Mantel über seine Schultern, stülpte seinen Tschako über sein ungebändigtes Haar und nahm seinen Tornister. »Guten Tag«, sagte er schroff und verließ das Büro. Ein Schwall kalter Luft drang ins Büro, als die Tür zufiel und er in den Regen hinaustrat.

Mister Belling stieß einen Seufzer der Erleichterung aus. »Sie wissen, wer das war, Mister Brown?«

»Er stellte sich selbst als Lieutenant Sharpe von den 95th Rifles vor«, sagte Mister Brown, »und ich hoffe, ich habe keinen Grund, das anzuzweifeln, oder?«

»Es ist derselbe Offizier, Mister Brown, der mit Lady Grace Hale zusammenlebte, oder sollte ich sagen ihr beischlief?«

Mister Browns Augen weiteten sich. »Nein! Ich dachte, sie hat sich mit einem Ensign, einem Fähnrich, eingelassen!«

Mister Belling seufzte. »Bei den Rifles, Mister Brown, gibt es keine Ensigns. Er ist ein Second Lieutenant. Der

niedrigste unter den Offizieren!«

Mister Brown starrte auf die geschlossene Tür. »Allmächtiger«, sagte er leise. Da konnte er seiner Frau Amelia etwas erzählen, wenn er heimkam! Ein Skandal im Büro! In ganz London war getuschelt worden, wie Lady Grace Hale, die Witwe eines prominenten Mannes, mit einem einfachen Soldaten in ein Haus eingezogen war. Sicher, der gemeine Soldat war ein Offizier, jedoch kein richtiger. Kein Mann, der sein Offizierspatent käuflich erworben hatte, sondern ein Unteroffizier, der auf dem Schlachtfeld befördert worden war, was bewundernswert war, aber trotzdem. Lady Grace Hale, die Tochter des Earl of Selby, lebte mit einem gemeinen Soldaten zusammen! Und nicht nur das, sie hatte auch ein Baby von ihm! Das sagten jedenfalls die Gerüchte. Die Familie Hale hatte erklärt, dass der verstorbene Ehemann der Vater des Kindes sei, und das Baby sei neun Monate nach Lord Williams Tod geboren worden, aber nur wenige glaubten das.

»Mir kam der Name gleich irgendwie vertraut vor«, sagte Brown.

»Ich konnte ihn selbst kaum glauben«, pflichtete Belling bei. »Können Sie sich vorstellen, dass die feine Dame solch einen Mann erträgt? Er ist kaum mehr als ein Wilder!«

»Haben Sie die Narbe auf seiner Wange gesehen?«

»Und wann hat er sich zum letzten Mal rasiert?« Belling schauderte es. »Ich befürchte, er ist nicht mehr lange in der Armee, Mister Brown. Das wird eine verkürzte Laufbahn, meinen Sie nicht auch?«

»Ja, das kann nicht gut gehen, Mister Belling.«

»Er pfeift aus dem letzten Loch, hat vermutlich keinen Penny mehr.«

»Zweifellos!«, sagte Brown. »Und er hat seinen Tornister und Mantel selbst getragen! Ein Offizier trägt kein Gepäck! Das hab ich in all meinen Jahren noch nie gesehen. Und er roch nach Gin.«

»Was?«

»Er hatte eine Fahne«, sagte Brown. »Nein, so was! So ein Typ ist das also. Mit so einem hat sich Lady Grace eingelassen. Sie muss verrückt gewesen sein!« Er zuckte zusammen, erschreckt, weil die Tür plötzlich aufgeflogen war. »Mister Sharpe?«, sagte er schwach und fragte sich, ob der große Schütze zurückgekehrt war, um sich an ihnen zu rächen, weil sie ihm nicht geholfen hatten. »Haben Sie vielleicht etwas vergessen?«

Sharpe schüttelte den Kopf. »Heute ist Freitag, nicht wahr?«

Mister Belling blinzelte. »So ist es, Mister Sharpe.«

»Freitag«, bestätigte Mister Brown, der letzte Tag im Juli.«

Sharpe, dunkeläugig, groß und hartgesichtig, starrte abwechselnd zwischen den beiden Männern hin und her und nickte dann widerstrebend. »Das dachte ich mir«, sagte er und verließ ein zweites Mal das Büro.

Diesmal war es Brown, der einen Seufzer der Erleichterung ausstieß, als die Tür zufiel. »Ich kann nicht verstehen«, sagte er, »dass man Männer aus den Mannschaften befördert und das für eine gute Idee hält.«

»Das geht nie gut«, meinte Belling, »sie passen einfach nicht zu dem Rang, Mister Brown. »Und sie fangen an zu saufen, und dann geht ihnen das Geld aus. Es ist keine Vernunft in solchen Typen. Er wird in einem Monat auf der Straße liegen, verlassen Sie sich drauf, in spätestens einem Monat.«

»Armer Kerl«, sagte Mister Brown und schloss die Tür ab. Es war erst siebzehn Uhr, und das Büro sollte bis achtzehn Uhr geöffnet sein, doch irgendwie hielt er es für klüger, heute früher zu schließen. Nur für den Fall, dass Sharpe noch einmal zurückkam.

Grace, dachte Sharpe, Grace. Gott helfe mir, Grace. Drei Schilling, drei Pence und einen verdammten Halfpenny, das

war alles, was ihm geblieben war. Was mache ich jetzt, Grace?

Er sprach oft mit ihr. Sie war nicht da, um es zu hören, jetzt nicht, aber er sprach trotzdem mit ihr. Sie hatte ihm so viel beigebracht, ihn ermuntert, zu lesen und zu schreiben und zu denken, aber nichts davon war geblieben. Nichts.

»Verdammt, Grace«, sagte er laut, und Passanten machten ihm Platz, hielten ihn entweder für verrückt oder betrunken. »Verdammt noch mal!« Tiefer Zorn wallte in ihm auf, eine Wut, die explodieren wollte oder nur durch ein paar scharfe Drinks ertränkt werden konnte.

Drei Schilling, drei Pence und ein verdammter Halfpenny! Davon konnte er sich gut betrinken, doch Ale und Gin, die er am Mittag getrunken hatte, stießen ihm bereits sauer auf. Es war ihm danach, sich mit jemandem zu schlagen, mit irgendjemandem. Es war ein blinder, verzweifelter Zorn.

So war es nicht geplant. Er hatte gedacht, nach London zu kommen, einen Vorschuss von einem Armee-Agenten zu erhalten und dann nach Indien zurückzukehren. Andere reisten dort arm hin und kamen reich zurück. Sharpe, der Nabob, warum nicht? Weil er sein Offizierspatent nicht verkaufen konnte, deshalb nicht. Jeder Rotzbengel mit reichem Vater konnte seinen Rang kaufen und verkaufen, aber ein richtiger Soldat, der sich die Karriereleiter hochgekämpft hatte, konnte das nicht. Zum Teufel mit allen. Und was jetzt? Ebenezer Fairley, der Händler, der mit ihm von Indien aus gesegelt war, hatte ihm einen Job angeboten. Sharpe nahm an, er konnte den Mann in Cheshire darum bitten, aber er wollte jetzt diese Reise nicht antreten. Er brauchte nur ein Ventil für seinen Zorn, und nachdem ihm versichert worden war, dass es tatsächlich Freitag war, ging er in Richtung Tower.

Die Straße stank nach dem Fluss, nach Kohlenrauch und Pferdedung. In diesem Viertel von London, das so nahe an den Docks, dem Zollamt und den großen Lagerhallen lag,

die mit Gewürzen, Tee und Seide vollgestopft waren, war Wohlstand. Es war ein Viertel mit Bürohäusern, Banken und Geschäften, ein Nährboden für den Wohlstand der Welt, doch das Geld wurde nicht zur Schau gestellt.

Ein paar Clerks eilten von einem Büro zum anderen, doch es gab keine Straßenfeger und keine Anzeichen des Luxus wie in den eleganten Straßen im Westteil der Stadt. Die Gebäude waren groß, dunkel und geheimnisvoll, und es war unmöglich, zu sagen, ob der grauhaarige Mann mit einem Aktenbündel unter dem Arm ein reicher Handelsfürst oder ein heruntergekommener Angestellter war.

Sharpe ging den Tower Hill hinab. Ein paar Wachtposten mit roten Uniformröcken standen am äußeren Tor des Towers und taten so, als bemerkten sie die Säbelscheide unter dem Mantel nicht, und er ignorierte sie ebenfalls. Es war ihm gleichgültig, ob sie vor ihm salutierten oder nicht. Es interessierte ihn nicht, ob er die Armee jemals im Leben wiedersah. Er war ein Versager. Lagerverwalter im Regiment. Ein verdammter Quartiermeister. Er war von Indien gekommen, wo er einen Posten in einem Regiment mit Rotröcken bekommen hatte, war nach England weggelobt worden, wo er in einen grünen Rock gesteckt worden war.

Zuerst hatte er die Schützen gemocht, aber dann war Grace gestorben und alles war schiefgegangen. Sharpe gab nicht ihr die Schuld, sondern sich selbst, aber er konnte immer noch nicht verstehen, warum er gescheitert war. Die Schützen waren ein neues Regiment, das Fähigkeiten und Intelligenz über blinde Disziplin stellte. Die Schützen arbeiteten motiviert, belohnten Erfolg und ermunterten die Männer, eigenständig zu denken. Offiziere übten mit ihnen, waren sich nicht zu schade, sogar an dem Drill teilzunehmen, und in den Stunden, die in anderen Regimentern mit Putzen und Flicken vergammelt wurden, übten die Grünjacken das Schießen. Männer und Offiziere

machten sich gegenseitig Konkurrenz, und alle versuchten, ihre Kompanie zur besten zu machen.

Es war genau die Art Regiment, von der Sharpe in Indien geträumt hatte, und man hatte ihn dorthin empfohlen.

»Ich höre, Sie sind genau die Art Offizier, die wir wünschen«, hatte Colonel Beckwith Sharpe begrüßt, und die Willkommensrede war herzlich gewesen. Sharpe brachte den Grünjacken eine Fülle von Erfahrung in der Schlacht, aber am Ende wollten sie ihn nicht haben. Er passte nicht zu ihnen. Er konnte kein Blabla plaudern. Vielleicht hatte er ihre Art gefürchtet. Die meisten Offiziere des Regiments hatten die letzten Jahre mit Ausbildung an der englischen Südküste verbracht, während Sharpe in Indien gekämpft hatte. Er war bei der Ausbildung gelangweilt gewesen, und nach der Trennung von Grace war er verbittert, sodass der Colonel ihn von der dritten Kompanie weggenommen und ihm die Verantwortung über die Lager übertragen hatte, was genau das war, wo die meisten aus den Mannschaften aufgestiegenen Offiziere in den engstirnigen Rotrockregimentern verwendet wurden. Bei den Schützen hätte es anders sein sollen.

Jetzt war das Regiment aufgebrochen, um irgendwo in Übersee zu kämpfen. Aber Sharpe, der verdrossene Quartiermeister, war zurückgeblieben.

»Es wird eine gute Gelegenheit sein, die Baracken zu säubern«, hatte Colonel Beckwith Sharpe gesagt. »Misten Sie alles aus. Bereiten Sie alles für unsere Rückkehr vor.«

»Jawohl, Sir«, hatte Sharpe gesagt und Beckwith zur Hölle gewünscht. Sharpe war Soldat, kein verdammter Baracken-Ausmister, doch er hatte seinen Zorn verborgen, als er das Regiment nach Norden marschieren sah. Niemand wusste, wohin es marschierte. Einige vermuteten, nach Spanien, andere sagten, ihr Ziel sei Stralsund, das eine britische Garnison an der Ostsee war. Niemand konnte erklären, warum die Briten eine Garnison an der südlichen Küste der

Ostsee unterhielten, und einige behaupteten, das Ziel des Regiments sei Holland. Keiner wusste was Genaues, doch alle erwarteten, dass sie in den Kampf zogen, und marschierten frohen Mutes. Sie waren die Grünröcke, ein neues Regiment für ein neues Jahrhundert, aber es war kein Platz für Richard Sharpe darin.

So hatte Sharpe sich entschlossen, abzuhauen. Zum Teufel mit Beckwith, mit den Grünröcken, mit der Armee und allem. Er hatte angenommen, er könne sein Offizierspatent verkaufen und mit dem Geld ein neues Leben beginnen. Doch er konnte es wegen der verdammten Bestimmungen nicht verkaufen. Verdammt noch mal, Grace, dachte er, was soll ich tun?

Er wusste, was er tun würde. Er würde davonlaufen. Aber für den Beginn eines neuen Lebens brauchte er Geld, und das war der Grund, weshalb er sich vergewissert hatte, dass es Freitag war. Jetzt stieg er die Treppe am Fuß des Tower Hill hinunter, nickte dem Fährmann zu, sagte »nach Wapping« und ließ sich im Heck des Bootes nieder.

Der Fährmann legte los und ließ sich von der Strömung des Flusses stromabwärts treiben. An beiden Ufern des Flusses waren Boote und Frachtkähne an Kais festgemacht, geschützt von Fendern aus dicken, geteerten Tauen. Sharpe kannte diese Fender. Die verschlissenen waren zu dem Waisenhaus in der Brewhouse Lane gekarrt worden, wo die Kinder die Teerschicht entfernt und den Hanf gesplisst hatten. Als Neunjähriger hatte Sharpe die Nägel von vier Fingern verloren, als er mit kleinen bloßen Händen und blutigen Fingern die Hanffasern gesplisst hatte. Es war nutzlose Arbeit gewesen. Die Fasern waren dann als Alternative für das Rosshaar zum Versteifen des Mörtels beim Bau verkauft worden. Er blickte jetzt auf seine Hände. Immer noch rau, dachte er, aber nicht mehr schwarz vom Teer und blutig mit eingerissenen Nägeln.

»Rekrut?«, fragte der Fährmann.

»Nein.«

Die schroffe Antwort mochte den Fährmann beleidigen, doch er zuckte nur mit den Schultern. »Geht mich ja nichts an«, murmelte er, während er das Boot mit geschickten Ruderbewegungen auf Kurs hielt, »aber Wapping ist ein ungesundes Pflaster, besonders für Offiziere.«

»Ich bin dort aufgewachsen.«

»Ah.« Der Mann bedachte Sharpe mit einem verwunderten Blick. »Dann kehren Sie heim?«

»Ja, ich kehre heim«, bestätigte Sharpe. Der Himmel war wolkenverhangen und düster vom Rauch aus den Schornsteinen. Ein schwarzer Himmel über einer schwarzen Stadt, durchbrochen nur von einem Streifen Rosa im Westen. Die Heimkehr, dachte Sharpe. Freitagabend. Der leichte Regen sprenkelte den Fluss. Lichter schimmerten aus den Luken der Schiffe auf ihren Liegeplätzen, die nach Kohlenstaub, Abwasser, Walfischtran und Kräutern rochen. Möwen flogen wie weiße Fetzen durch die Abenddämmerung, drehten und verschwanden über dem Execution Dock, wo die Leichen zweier Männer, Meuterer oder Piraten, mit gebrochenem Genick am Galgen hingen.

»Passen Sie auf sich auf«, sagte der Fährmann und lenkte sein Boot geschickt zwischen die anderen Boote am Kai. Er warnte Sharpe nicht vor der glitschigen Treppe am Kai, sondern vor den zwielichtigen Straßen oberhalb davon.

Sharpe zahlte mit Kupfergeld und kletterte dann den Kai hinauf, der von niedrigen Lagerhäusern umgeben war, die von bissigen Hunden und von Schlägern mit Knüppeln bewacht wurden. Auf diesem Platz war es sicher genug, doch in der Gasse dahinter und in den Straßen war es gefährlicher. Er würde wieder in der Gosse sein, aber es war seine Gosse, das Viertel, in dem er aufgewachsen war, und er fürchtete es nicht besonders.

»Colonel!«, rief eine Hure von einem Lagerhaus aus. Sie hob den Rock an und spuckte dann fluchend aus, als er sie

ignorierte.

Ein angeketteter Hund sprang nach ihm, als er in der High Street auftauchte, und ein paar kleine Jungs johlten spöttisch beim Anblick eines Armeeoffiziers und fielen hinter ihm in etwas, das sie für Gleichschritt hielten. Sharpe ließ sie etwa zwanzig Schritte höhnisch folgen, dann fuhr er blitzschnell herum und packte den nächsten Jungen an seiner schäbigen Jacke, hob ihn an und stieß ihn gegen die Wand. Zwei der anderen Jungs rannten davon, zweifellos, um Brüder oder Väter zu Hilfe zu holen.

»Wo ist Maggie Joyce?«, fragte Sharpe den Jungen.

Das Kind zögerte, überlegte, es ob es frech oder brav sein sollte. Dann grinste es. »Die ist weggezogen, Mister.«

»Wohin?«

»Nach Seven Dials.«

Sharpe glaubte ihm. Maggie war einst seine Freundin gewesen, jedenfalls hoffte er, dass sie sich noch daran erinnerte, aber sie musste so viel Verstand gehabt haben, Wapping zu verlassen, obwohl Sharpe bezweifelte, dass es in Seven Dials viel sicherer war. Er war hierhergekommen, weil es Freitagabend und er arm war. »Wer ist der Master im Armenhaus?«, fragte er.

Das Kind wirkte jetzt wirklich ängstlich. »Der Master?«, flüsterte es.

»Wer hat da das Sagen, Junge?«

»Jem Hocking, Sir.«

Sharpe ließ den Jungen los, nahm den Halfpenny aus der Tasche und warf ihn durch die Straße, und die Jungen jagten zwischen Leuten, Hunden, Karren und Pferden hinter ihm her.

Jem Hocking. Das war der Name, den er zu hören gehofft hatte. Ein Name aus einer schwarzen Vergangenheit, ein Name, der in Sharpes Erinnerung gärte.

Der Zorn musste ihm anzusehen sein, als er inmitten der Straße ging, denn niemand leerte einen Eimer mit

Spülwasser über seinem Kopf aus. Es war ein Sommerabend, die Sonne stand noch hinter Wolken verborgen am Horizont, doch hier herrschte winterliches Zwielicht. Die Häuser waren schwarz, die alten Backsteine von Balken gestützt. Einige der Steine waren heruntergefallen und lagen als Schutthaufen herum. Die Gosse stank. Überall kläfften Hunde.

In Indien waren die britischen Offiziere beim Gestank der Straßen erschauert, und niemand war dort hindurchgegangen. Sharpe fand, dass selbst die schlimmsten Straßen in Indien besser als die in diesem stinkenden Viertel waren, wo die Leute verhärmte Gesichter hatten, eingesunken vor Hunger, und ihre Augen gierig und scharf blickten, besonders, wenn sie den Tornister in Sharpes linker Hand sahen. Sie sahen den schweren Tornister, einen Säbel und schätzten den Wert des Mantels um seine breiten Schultern. Da war mehr Wert an Sharpes Äußerem, als diese Leute in einem halben Dutzend Jahren sahen, obwohl Sharpe sich als arm betrachtete. Er war einmal in seinem Leben reich gewesen. Er hatte dem sterbenden Tippu Sultan die Juwelen abgenommen in dem stinkenden Tunnel beim Wassertor in Seringapatam. Aber diese Juwelen waren weg. Verdammte Anwälte. Gottverdammte Anwälte.

Aber wenn die Leute den Wohlstand an Sharpe sahen, dann bemerkten sie auch, dass er sehr groß und stark und sein Gesicht narbig, hart und verbittert war und Gefährlichkeit ausstrahlte. Man musste schon verzweifelt hungrig sein, um zu versuchen, Sharpe den Mantel oder Tornister zu rauben, und so beobachteten sie ihn, als er sie passierte, wie Wölfe, die Blut rochen, aber befürchteten, ihr eigenes zu verlieren, wenn sie ihm zu nahe kamen. Obwohl ihm einige die Wapping Lane hinauf folgten, blieben sie zurück, als er in die Brewhouse Lane einbog. Dort befanden sich das Armenhaus und das Waisenhaus, und niemand ging zu den düsteren hohen Mauern, wenn es nicht sein musste.

Sharpe stand im Torweg der alten Brauerei, die schon lange stillgelegt war, und starrte über die Straße zu den Wänden des Arbeitshauses. Rechter Hand befand sich das Armenhaus, hauptsächlich für diejenigen, die zu alt zum Arbeiten oder krank oder von ihren Kindern verlassen waren. Vermieter hatten sie auf die Straße gesetzt, und kirchliche Wohlfahrtsorganisationen hatten sie hier untergebracht, die Männer in einem Flügel von Jem Hockings Königreich, die Frauen im anderen. Hier starben sie. Den Ehemännern war es verboten, mit ihren Frauen zu sprechen, und alle waren halb verhungert, bis ihre Leichen in einem Armengrab beigesetzt wurden.

Dies war das Armenhaus, und es war vom Waisenhaus durch ein schmales, dreistöckiges Backsteinhaus mit weiß angestrichenen Fensterläden und einer schmiedeeisernen Laterne über der tadellos geschrubbten Eingangstreppe getrennt.

Das Haus des Masters. Jem Hockings kleiner Palast, der das Waisenhaus überblickte, das wie das Armenhaus ein eigenes Eingangstor hatte: eine schwarze Schranke aus schwerem Holz, das mit Teer beschmiert und mit rostigen, langen Eisenspitzen gekrönt war. Ein Gefängnis für Waisenkinder. Die Behörden schickten schwangere Mädchen hierher, die obdachlos oder zu krank waren, um ihre aufgequollenen Körper auf den Straßen zu verkaufen. Ihre unehelichen Kinder wurden hier geboren, und oftmals starben die Mütter am Fieber. Diejenigen, die überlebten, gingen zurück auf die Straßen und überließen ihre Kinder der Obhut von Jem Hocking und seiner Frau.

Es war einstmals Sharpes Heim gewesen. Und jetzt war es Freitag.

Er überquerte die Straße und hämmerte gegen das Türchen, das ins Eingangstor des Waisenhauses eingelassen war. Grace hatte hierherkommen wollen. Sie hatte sich Sharpes Geschichten angehört und geglaubt, sie könne die

Dinge ändern, doch es war nie Zeit dazu gewesen. So würde Sharpe die Dinge jetzt ändern. Er hob die Hand, um von Neuem gegen das Tor zu hämmern, als es sich plötzlich öffnete, und ein blasser, ängstlicher junger Mann vor Sharpes erhobener Faust zurückzuckte.

»Wer sind Sie?«, fragte Sharpe, als er durch das einen Spalt geöffnete Tor schritt.

»Sir?« Der junge Mann hatte dieselbe Frage stellen wollen.

»Wer sind Sie?«, wiederholte Sharpe. »Kommen Sie schon, Mann, ich will eine Antwort. Und wo ist der Master?«

»Der Master ist in seinem Haus, aber ...« Der junge Mann verhaspelte sich und versuchte Sharpe den Weg zu verstellen. »Sie können da nicht rein, Mister!«

»Warum nicht?« Sharpe hatte den kleinen Hof überquert und schob jetzt die Tür zur Eingangshalle auf. Als er ein Kind gewesen war, hatte er sie für einen großen Raum gehalten, aber jetzt sah sie schmutzig und klein aus. Kaum größer als eine Kasernenstube in der Kompanie, dachte er.

Es war Abendessenzeit, und dreißig oder mehr Kinder saßen auf dem Boden zwischen dem Werg und den mit Teer verkrusteten Fendern, die sie gesplisst hatten, was ihre tägliche Arbeit war. Sie löffelten jetzt aus hölzernen Schüsseln Suppe, während andere Kinder an einem Tisch mit einem großen Kessel und Brot Schlange standen und sich Suppe und Brot abholten. Eine Frau mit enormen Oberarmen stand hinter dem Tisch, während ein junger Mann mit einer Reitpeitsche auf einem Podium lümmelte, hinter sich an der braun gestrichenen Wand ein in einem Bogen aufgemalter biblischer Text.

Sei sicher, dass deine Sünde ans Licht des Tages kommen wird ...

Etwa sechzig Augenpaare starrten Sharpe erstaunt an. Keinem der Kinder war Furcht vor der stämmigen Frau oder dem jungen Mann mit der Reitpeitsche anzusehen. Alle schwiegen, und Sharpe sagte ebenfalls nichts. Er starrte in

den Raum, roch den Teer und kämpfte gegen der Aufruhr der Erinnerungen an. Es war zwanzig Jahre her, seit er zum letzten Mal unter diesem Dach gewesen war. Zwanzig Jahre. Es roch dennoch genauso, nach Teer und Angst und verdorbenem Essen. Er trat an den Tisch heran und schnüffelte an der Suppe.

»Lauch und Gerstenschleim, Sir«, sagte die Frau, die Sharpes silberne Knöpfe, die Tressen und den Säbel sah, und machte einen unbeholfenen Knicks.

»Sieht wie lauwarmes Wasser für mich aus«, sagte Sharpe.

»Lauch und Gerste, Sir.«

Sharpe nahm wahllos eine Scheibe Brot und biss hinein. Hart wie Stein. Hart wie Schiffsbiskuit.

»Sir?« Die Frau streckte eine Hand aus. Sie war nervös. »Das Brot ist abgezählt, Sir.«

Sharpe warf das Stück Brot auf den Tisch. Es juckte ihn, den Tisch mit dem Brot und dem Kessel mit dem Spülwasser umzuwerfen, aber was hätte das bewirkt? Grace hätte gewusst, was zu tun war. Ihre Stimme hätte wie ein Peitschenschlag geklungen, und die Hausdiener hätten sich beeilt, Essen, Kleidung und Seife zu holen, aber diese Dinge kosteten Geld, und Sharpe hatte nur Kleingeld in der Tasche.

»Wen haben wir denn hier?«, dröhnte eine Stimme von der Tür her. »Wen hat der Wind denn heute hergetrieben?« Die Kinder zuckten zusammen, und die Frau machte abermals einen Knicks.

Sharpe wandte sich um.

»Und wer sind Sie?«, fragte der Mann. »Der Colonel des Regiments oder was?«

Es war Jem Hocking. Aufgetaucht wie der Teufel aus den tiefsten Tiefen der Hölle.

Er sah nicht wie ein Teufel aus. Wenn man ihn auf der Straße sah, konnte man ihn für einen erfolgreichen Bauern halten. Die Jahre hatten sein Haar weiß werden lassen, und seine karierte Weste spannte sich über einem dicken Bauch.

Er war ein Bulle von einem Mann, breitschultrig und stämmig. Dicke Wangen, buschige weiße Koteletten, eine goldene Uhrkette, dunkelblauer Gehrock mit Samtmanschetten und ein schwarzer Stock mit silbernem Knauf. Er war der Master. Und für einen Moment war Sharpe sprachlos, als er die Einzelheiten in sich aufnahm. Die Erinnerungen an die Grausamkeit dieses Mannes ließen Hass in ihm aufsteigen. Hass und sogar Furcht. Zwanzig Jahre und ein Offizierspatent auf dem Schlachtfeld hatten diese Angst nicht vertreiben können. Er wollte die Kinder imitieren, wollte erstarren, so tun, als ob er nicht da sei, den Atem anhalten.

»Kenne ich Sie?«, fragte Hocking. Der große Mann runzelte die Stirn, versuchte etwas Vertrautes in Sharpes narbigem Gesicht zu erkennen, doch die Erinnerung setzte nicht ein. Er schüttelte verwirrt den Kopf. »Also, wer sind Sie?«

»Mein Name ist Dunnett«, sagte Sharpe. Er benutzte den Namen eines Captains der Grünjacken, der eine besondere Abneigung gegen ihn hatte. »Major Warren Dunnett«, sagte er und beförderte Dunnett vom Captain zum Major.

»Ein Major, so? Und welche Art Uniform ist das, Major? Rotröcke kenne ich, und blaue hab ich gesehen, aber noch niemals grüne.« Er stieß die mageren Knie eines der am Boden hockenden Kinder mit dem Stock zur Seite und trat auf Sharpe zu. »Das ist eine neumodische Uniform, wie? Die Art Uniform, die einem das Recht gibt, Gemeindebesitz zu betreten?«

»Ich habe den Master gesucht«, sagte Sharpe. »Und man sagte mir, er sei in Geschäften im Haus.«

»Und welche Geschäfte haben Sie - außer die Feinde des Königs umzubringen, Major?«

»Wollen Sie das hier besprechen?«, fragte Sharpe. Er nahm einen der Pennys aus seiner Rocktasche und warf ihn hoch. Er glitzerte auf dem Weg zur Decke vor den hungrigen,

erstaunten Kindern, dann fiel er in Sharpes Hand und verschwand.

Der Anblick des Geldstücks, selbst eines Pennys, ließ Hocking an Profit denken. Alle anderen seiner Fragen konnten warten. »Ich habe heute Abend Geschäfte außerhalb des Armenhauses«, sagte er. »Es ist Freitag. Trinken Sie ein Ale mit mir, Major?«

»Es wäre mir ein Vergnügen, Master«, log Sharpe.

Oder vielleicht war es keine Lüge, denn Sharpe war zornig, und Rache war für ihn ein Vergnügen. Und diese Rache hatte seit zwanzig Jahren in seinen Träumen geschwelt.

Er schaute ein letztes Mal auf die Aufschrift an der Wand.

Sei sicher, dass deine Sünde ans Licht des Tages kommen wird ...

Da hatte wohl jemand ein Bibelzitat frei übersetzt.

Jem Hocking hätte es verinnerlichen und beten sollen.

Denn Richard Sharpe war heimgekommen.

KAPITEL 2

Die Kneipe hatte keinen Namen. Nicht mal ein Schild hing draußen, das sie von den benachbarten Häusern unterschied. Sie strahlte nur eine Spur von Wohlstand in der Vinegar Street aus wie eine Herzogin in einem Hurenhaus. Einige Leute nannten sie »Malones Schenke«, weil Beaky Malone der Besitzer war und sie betrieb. Doch Beaky war jetzt tot. Andere nannten sie das »Vinegar Alehouse«, weil sie in der Vinegar Street war, während einige sie nur als das »Haus des Masters«, bezeichneten, weil Jem Hocking seine »Geschäfte« oft in der Schankstube erledigte.

»Ich interessiere mich für mehr als nur meine Gemeinde«, sagte Jem Hocking großspurig, »ich habe viel am Hals, Major.«

Das heißt, dachte Sharpe, dass er auch noch andere als nur seine Schutzbefohlenen im Arbeitshaus schikaniert. Er war im Laufe der Jahre reich genug geworden, um ganze Häuserblocks in Wapping zu besitzen, und am Freitagabend brachten ihm die Mieter die Miete. Kleine Beträge, doch auch Pennys summieren sich, und Hocking nahm sie in der Schenke entgegen, wo sie in einem Lederbeutel verschwanden, während ein grauhaariger Clerk die Beträge in einem Buch vermerkte. Zwei junge Männer, beide groß und muskulös, bewaffnet mit Knüppeln, waren in der Schenke die einzigen anderen Gäste, und sie bewachten jede Transaktion. »Meine Bulldoggen«, hatte Hocking die beiden Schläger vorgestellt.

»Ein Mann mit Verantwortung braucht Schutz«, hatte Sharpe gesagt und zwei seiner drei Schillinge zum Kauf eines Krugs Ale ausgegeben.

Die Serviererin brachte vier Krüge. Der Clerk bekam anscheinend nichts von der Runde ab. Nur Sharpe, Hocking und die beiden »Bulldoggen« waren eingeschlossen.

»Nur ein Mann mit Autorität erkennt Verantwortung«, sagte Hocking und trank aus seinem Krug. »Was Sie hier sehen, Major, sind Privatgeschäfte.« Er beobachtete, wie eine dünne Frau dem Clerk einiges Kupfergeld aushändigte, und schaute zu, wie sein Mann es zählte. »Aber bei meiner Gemeindearbeit«, fuhr Hocking fort, »bin ich zuständig für die öffentlichen Gelder und die Obhut von unsterblichen Seelen. Ich nehme keine der Pflichten leicht, Major.« Die öffentlichen Gelder waren vier Pence und drei Farthing pro Tag für jeden Armen, von denen Jem Hocking zwei Pence für sich abzweigte und den Rest widerwillig für altbackenes Brot, Zwiebeln, Gerste und Hafermehl ausgab. Die Obhut der Seelen brachte keinen Profit, erforderte aber auch keine Ausgaben.

»Haben Sie eine Inspektion?«, fragte Sharpe und schenkte Hocking und sich Ale nach.

»Ich habe eine Kommission aus Inspektoren«, bestätigte Hocking. »Das ist gesetzlich vorgeschrieben. Also halten wir uns daran.«

»Und wer trägt also die Verantwortung?«, fragte Sharpe. »Sie? Oder die Kommission?« Er sah, dass die Frage Hocking beleidigt hatte. »Ich nehme an, Sie, aber ich muss ganz sicher sein.«

»Die Verantwortung liegt allein bei mir«, sagte Hocking großspurig. »Bei mir, Major. Die Kommission ist mit Mitgliedern der Gemeinde besetzt, Major, und in der Gemeinde haben die verdammten Waisen das Sagen. Und nicht nur unsere eigenen! Einige sind von Schiffen gestrandet. Erst in der letzten Woche fanden die Drecksammler ein Mädchen. Das muss man sich mal vorstellen!« Er schüttelte den Kopf und senkte seinen Kopf zum Schaum des Ales, während sich Sharpe vorstellte, wie die »Drecksammler«, die Männer und Frauen, die das Ufer der Themse nach verwertbarem Angespültem absuchten, ein Kind zur Brewhouse Lane brachten. Armes Kind, das in

Hockings Obhut gegeben wurde. »Das Komitee kann sich nicht mit jedem Kind beschäftigen. Es beschränkt sich darauf, jedes Quartal die Rechnungen zu prüfen, bis auf den Penny genau, und es bewilligt jährlich zur Weihnachtszeit eine Prämie als Dank für mich, aber ansonsten ignoriert es mich. Ich bin ein Geschäftsmann, Major, und ich erspare der Gemeinde den Ärger mit den Waisen. Ich habe jetzt sechsundvierzig von diesen kleinen Bastarden im Haus. Und was würde das Komitee ohne mich und meine Frau machen? Wir sind für die Gemeinde ein Gottesgeschenk.« Er hob die Hand, um Sharpe nicht zu Wort kommen zu lassen. Nicht, um ein Kompliment abzuwehren, sondern weil ein dünner junger Mann von der Hintertür der Schenke gekommen war und ihm etwas ins Ohr flüsterte. Ein rauer Ruf ertönte hinter der Tür.

Sharpe ignorierte den jungen Mann, der einen Strom von Geldmünzen in den Lederbeutel des Clerks kippte und dann Hocking einige schmutzige Zettel gab, die der große Mann in seiner Tasche verschwinden ließ. »Geschäfte«, sagte Hocking schroff.

»In Lewes«, sagte Sharpe, »zahlt die Gemeinde jedem, der eine Waise aus dem Arbeitshaus holt, drei Pfund.«

»Wenn ich so viel Bargeld hätte, Major, würde ich in fünf Minuten all die kleinen Bastarde aus Brewhouse Lane herausholen.« Hocking lachte. »Für ein Pfund pro Kopf! Ein Pfund! Aber wir sind keine so reiche Gemeinde. Wir sind nicht Lewes. Wir haben nicht die Mittel, um die kleinen Bastarde an andere abzugeben. Nein, wir verlassen uns darauf, dass andere uns bezahlen!« Er trank einen Schluck Bier. Dann bedachte er Sharpe mit einem misstrauischen Blick. »Was wollen Sie also, Major?«

»Trommlerjungs«, sagte Sharpe. Das 95. Schützenregiment beschäftigte keine Trommlerjungs, doch er bezweifelte, dass Jem Hocking das wusste.

»Trommlerjungs«, murmelte Hocking. »Ich habe Jungs, die eine Trommel schlagen können. Sie taugen zu nichts anderem, aber das schaffen sie. Aber warum kommen Sie deswegen zu mir, Major? Warum gehen Sie nicht nach Lewes? Warum kassieren Sie nicht drei Pfund pro Junge?«

»Weil das Komitee in Lewes die Jungs nicht zu den Soldaten gehen lässt.«

»Nicht?« Hocking konnte sein Erstaunen nicht verbergen.

»Es sind Frauen im Komitee«, sagte Sharpe.

»Ah, Frauen.« Hocking nickte wütend. »Frauen sind das Ende des normalen Menschenverstands. Es gibt davon keine in unserem Komitee, das garantiere ich Ihnen. Frauen!«

»Und die Behörden in Canterbury bestehen darauf, dass die Jungs zuvor zum Magistrat gehen«, sagte Sharpe.

»Canterbury?« Hocking blickte verwirrt drein.

»Wir haben ein zweites Bataillon in Canterbury«, erklärte Sharpe, »und wir könnten die Jungs von dort bekommen, doch der Magistrat spielt nicht mit.«

Hocking war immer noch verwirrt. »Warum wollen die verdammten Behörden keine Jungs zu den Soldaten schicken?«

»Die Jungs sterben«, sagte Sharpe. »Sie sterben wie die Fliegen. Sie müssen verstehen, Mister Hocking, dass die Schützen die Soldaten sind, die in vorderster Front stehen. Wir sind praktisch vor den Nasen unserer Feinde, und die Jungs müssen die Munition transportieren, wenn sie nicht trommeln. Immerzu werden die Jungs getötet. Wohlgemerkt, wenn sie überleben, haben sie ein feines Leben. Sie können zu den Auserwählten zählen.«

»Eine seltene Gelegenheit«, sagte Hocking, der offenbar jedes Wort von Sharpes Blödsinn glaubte. »Und ich kann Ihnen versichern, Major, dass sich hier keine Komitees oder Magistrate einmischen. Ich gebe Ihnen mein Wort darauf.« Er trank wieder von seinem Ale. »Also, worüber genau sprechen wir hier?«

Sharpe lehnte sich zurück und schien zu überlegen. »Zwei Bataillone?«, schlug er vor. »Zwanzig Kompanien? Sagen wir, wir verlieren vier Jungs pro Jahr an den Feind und weitere sechs sterben an Fieber oder schaffen es, aufzuwachsen. Zehn Jungs pro Jahr? Sie müssen elf Jahre jung sein oder nahe genug dran, um dafür durchzugehen.«

»Zehn Jungs pro Jahr?« Hocking schaffte es, seine Begeisterung zu verbergen. »Und Sie würden bezahlen?«

»Die Armee würde bezahlen, Mister Hocking.«

»Aye, aber wie viel, Major? Wie viel?«

»Zwei Pfund pro Kopf«, sagte Sharpe. Er wunderte sich über seine Zungenfertigkeit. Er hatte von seiner Rache geträumt, in seiner Fantasie geplant, aber nie überlegt, wie er es tatsächlich durchführen würde, doch nun kamen ihm die Worte ganz leicht über die Lippen.

Hocking stopfte eine Tonpfeife und dachte über das Angebot nach. Zwanzig Pfund pro Jahr war eine feine Summe, aber das klang ein wenig zu einfach. Wo war der Haken? Er zog eine Kerze zu sich heran und zündete die Pfeife an. »Die Behörden wollen geschmiert werden«, bemerkte er.

»Sie sagten, es gäbe keinen Ärger von den Behörden«, wandte Sharpe ein.

»Den gibt es nicht, wenn sie geschmiert werden«, sagte Hocking, »und außerdem fallen andere Kosten an, Major.« Er blies Tabakrauch zur Decke. »Haben Sie mit Ihrem Colonel darüber gesprochen?«

»Sonst wäre ich nicht hier.«

Hocking nickte. Das bedeutete also, dass der Major mit dem Colonel einen Preis festgelegt hatte, und er wollte verdammt sein, wenn das nicht zwei Pfund pro Junge war. Wahrscheinlicher fünf Pfund, zwei wollte der Colonel absahnen, und eins blieb für den Major übrig. »Vier Pfund«, sagte Hocking.

»Vier!«

»Ich brauche Sie nicht, Major«, sagte Hocking. »Ich habe Schornsteinfeger, die meine Jungs mögen, und diejenigen, die keine Schornsteine fegen, können den Vogelmist schaufeln.« Er meinte, sie konnten den Taubenmist einsammeln, den sie an die Gerber der Stadt lieferten, die damit Leder behandelten. »Einige Jungs gehen zur See«, sagte Hocking großspurig, »einige fegen Schornsteine, andere schaufeln Scheiße und der Rest landet am Galgen. Sie sind alle Abschaum, Major, aber es ist meiner, und wenn Sie meinen Abschaum haben wollen, dann müssen Sie meinen Preis zahlen. Und das werden Sie, das kann ich Ihnen sagen.«

»Warum werde ich das tun?«

»Weil Sie nicht nach Wapping hätten kommen müssen, um Jungs zu bekommen. Die können Sie überall finden, Behörden hin oder her.« Hocking heftete seinen verschlagenen Blick auf Sharpe. »Nein, Major, Sie kommen wegen etwas ganz Bestimmtem zu mir.«

»Ich kam zu Ihnen wegen Trommlerjungs«, sagte Sharpe, »und weil bei Ihnen keine Behörden stören und es keinen juckt, dass so viele der Jungs sterben.«

Hocking starrte ihn immer noch an. »Fahren Sie fort.«

Sharpe zögerte, dann tat er, als sei er zu einer Entscheidung gelangt. »Und wegen Mädchen«, sagte er.

»Ah.« Hocking grinste leicht. Er verstand Schwäche und Gier und dachte: Endlich lässt er die Katze aus dem Sack!

»Wir hörten ...«, begann Sharpe.

»Wer ist wir?«

»Der Colonel und ich.«

»Und wer hat Ihnen was erzählt?«

»Niemand hat mir was erzählt, sondern jemand hat dem Colonel einen Tipp gegeben. Und er hat mich geschickt.«

Hocking lehnte sich zurück und zupfte an seinen Koteletten, während er über die Antwort nachdachte. Er fand

sie plausibel und nickte. »Ihr Colonel mag sie jung, nicht wahr?«

»Wir beide lieben sie jung und unberührt.«

Hocking nickte von Neuem. »Die Jungs kosten vier Pfund, und die Mädchen zehn.«

Sharpe tat, als überlege er. »Ich möchte eine Kostprobe.«

»Mädchen oder Junge?« Hocking grinste anzüglich.

»Mädchen«, sagte Sharpe.

»Sie haben das Geld?«

Sharpe klopfte auf seinen Tornister, der auf dem mit Sägemehl bestreuten Boden lag. »Guineas«, sagte

er.

Ein weiteres Johlen ertönte jenseits der Hintertür, und Hockings Kopf ruckte in diese Richtung. »Ich habe dort Geschäfte, Major, und ich werde eine Stunde brauchen, um alles zu erledigen. Ich werde das Mädchen zurechtmachen lassen, während Sie warten. Aber ich will fünf Pfund jetzt.«

Sharpe schüttelte den Kopf. »Sie bekommen mein Geld, wenn ich das Mädchen sehe.«

»Besonders pingelig, wie?« Hocking schnaubte, bestand jedoch nicht auf einer Vorauszahlung. »Was wollen Sie, Major? Eine Rothaarige? Ein schwarzes Vögelchen? Dick? Dünn?«

»Einfach jung«, sagte Sharpe. Er fühlte sich schmutzig, obwohl er die Rolle des schmutzigen Freiers nur spielte.

»Sie wird jung sein, Major«, sagte Hocking und streckte Sharpe die Hand hin, um den Handel zu besiegeln. Sharpe ergriff die Hand und erschauerte, als Hocking sie festhielt. Hocking drückte sie hart und runzelte die Stirn. »Komisch«, sagte er, »Sie kommen mir vertraut vor.«

»Ich bin in Yorkshire aufgewachsen«, log Sharpe. »Vielleicht waren Sie mal da und haben mich gesehen?«

»Ich reise nicht nach Yorkshire. Was soll ich denn da?« Hocking ließ Sharpes Hand los und stand auf. »Joe hier wird

Ihnen zeigen, wo Sie warten können, und wenn ich Sie wäre, würde ich mir inzwischen die Hunde ansehen.«

Joe war einer der beiden jungen Männer, und er forderte Sharpe mit einer Geste auf, ihm durch die Hintertür der Schenke zu folgen. Sharpe kannte die Räumlichkeiten und wusste, was ihn erwartete, denn als Beaky Malone noch gelebt hatte, hatte er in dem hinteren Raum gejobbt, der wenig mehr als ein langer, finsterer Schuppen auf den Höfen von drei Häusern war. Es stank nach Tieren. An jedem Ende des Schuppens gab es Lagerräume, doch der größte Teil der Fläche war in eine Art Arena mit Holzbänken ringsum umgebaut worden. Der Boden bestand aus Sand und war umgeben von einer Barriere aus Planken.

»Es ist da drin«, sagte Joe und wies auf einen der Lagerräume. »Ist nicht luxuriös, aber es gibt ein gemütliches Bett.«

»Ich werde hier draußen warten«, sagte Sharpe.

»Wenn die Hunde fertig sind, sollten Sie in den Lagerraum gehen.«

Sharpe stieg zur obersten Bankreihe hoch, wo er unter den Dachbalken saß. Sechs Öllampen hingen über der Arena, deren Sand mit Blut gesprenkelt war. Der Schuppen stank danach und nach Gin, Tabak und rohem Fleisch. Fast hundert Menschen, darunter eine Hand voll Frauen, saßen auf den Bänken. Einige der Zuschauer beobachteten Sharpe, als er zu seinem Platz hochstieg. Er passte nicht hierher, und der Anblick seines Uniformrocks mit den silbernen Knöpfen machte sie nervös. Alle Uniformen beunruhigten diese Leute.

Die Zuschauer machten Platz für ihn auf der Bank, gerade als ein großer Mann mit einer Hakennase über die Planken in die Arena kletterte.

»Die nächste Runde. Ladies and Gentlemen, findet zwischen Priscilla, einer zweijährigen Hündin, und dem dreijährigen Hund Nobleman statt. Priscilla ist übrigens im

Besitz von Mister Philip Machin ...«, der Name rief Gelächter hervor, »... während der dreijährige Nobleman von Mister Roger Collis gezüchtet ist. Sie können Ihre Wetten abschließen, Ladies and Gentlemen, und ich wünsche Ihnen viel Glück.«

Ein Junge kletterte zu Sharpe hoch, wollte seinen Einsatz, doch Sharpe winkte ihn fort. Jem Hocking war auf einer unteren Bank erschienen, und die Wetteinsätze wurden seinem Clerk gegeben. Ein anderer Mann, so dünn wie der Mann in der Arena, bahnte sich einen Weg an der Bankreihe entlang und setzte sich neben Sharpe. Er war etwa dreißig, hatte schläfrige Augen, langes Haar und ein flammend rotes Halstuch. Er fischte ein Messer aus seinem Stiefelschaft und begann sich die Fingernägel zu reinigen. »Lumpy will wissen, wer, zum Teufel, Sie sind, Colonel«, sagte er.

»Wer ist Lumpy?«, fragte Sharpe.

»Er.« Der dünne Mann nickte zu dem Anreißer in der Arena.

»Beakys Sohn?«

Der Mann bedachte Sharpe mit einem misstrauischen Seitenblick. »Woher wissen Sie das, Colonel?«

»Weil er wie Beaky aussieht«, sagte Sharpe. »Und du bist Dan Pierce. Deine Mutter lebte in Shadwell und hatte nur ein Bein, aber das hielt sie nie vom Huren ab, nicht wahr?«

Das Messer war plötzlich an Sharps Rippen, und die Klinge kitzelte seine Haut. Sharpe blickte Pierce von der Seite an. »Du würdest doch keinen alten Freund abstechen, Dan?«

Pierce starrte Sharpe an. »Du bist doch nicht ...«, begann er und schüttelte den Kopf. Das Messer war immer noch an Sharpes Seite. »Nein«, sagte Pierce, »das kann nicht wahr sein.«

Sharpe grinste. »Du und ich, Dan, hast du das vergessen? Wir pflegten für Beaky Botengänge zu machen.« Er blickte zur Arena, wo die Hündin und der Rüde vorgeführt wurden. Die Hündin war nervös und zerrte an der Leine. »Sie sieht lebhaft aus«, sagte Sharpe.

»Sie ist eine nette kleine Killerin«, sagte Pierce, »und schnell wie ein Fisch.«

»Aber zu erregt«, meint Sharpe. »Sie wird Energie vergeuden.«

»Du bist Dick Sharpe, nicht wahr?« Das Messer verschwand von Sharpes Seite.

»Jem weiß nicht, wer ich bin«, sagt Sharpe. »Und ich möchte, dass es so bleibt.«

»Ich werde dem Bastard nichts sagen. Bist du es wirklich?«

Sharpe nickte.

»Ein Offizier?«

Sharpe nickte noch einmal.

Pierce lachte. »Teufel noch mal. Sind England die Gentlemen ausgegangen?«

Sharpe lächelte. »So ungefähr, Dan. Hast du Geld auf Priscilla gesetzt?«

»Die Hündin ist gut und zuverlässig.« Pierce starrte Sharpe an. »Du bist wirklich Dick Sharpe?«

»Ich bin es wirklich«, sagte Sharpe. Es war jetzt zwanzig Jahre her, seit er zum letzten Mal in diesem Rattenloch gewesen war. Beaky Malone hatte stets prophezeit, dass Sharpe am Galgen enden würde, aber irgendwie hatte er überlebt. Er war von London nach Yorkshire gegangen, war dort in einen Mord verwickelt gewesen und war zur Armee gegangen, um dem Gesetz zu entkommen, und hatte dort eine Heimat gefunden. An einem heißen Tag auf einem staubigen Schlachtfeld in Indien war er zum Offizier befördert worden. Sharpe war aus der Gosse gekommen, hatte sich das Offizierspatent des Königs verdient, und jetzt war er zurückgekehrt. Die Armee wollte ihn nicht, so würde er sich von der Armee verabschieden. Aber zuerst brauchte er Geld.

Er beobachtete, wie der Zeitnehmer eine plumpe Taschenuhr hob. Eine Münze war geworfen worden, und die Hündin würde als Erste kämpfen. Nobleman wurde aus der

Arena gehoben, zwei Käfige wurden über die Planken hineingereicht. Ein kleiner Junge entriegelte die Käfige und öffnete sie, dann kletterte er über die Planken aus der Arena.

Sechsunddreißig Ratten huschten aus den Käfigen über den Sand.

»Seid ihr aufgewacht und bereit?«, rief der Mann in der Arena. Die Zuschauer johlten.

»Fünf Sekunden!«, rief der Zeitnehmer, ein betrunkener Lehrer, und spähte auf seine Uhr. »Jetzt!«

Die Hündin wurde freigelassen, und Sharpe und Pierce lehnten sich vor. Priscilla war gut. Die ersten beiden Ratten starben, bevor die anderen auch nur erkannten, dass ein Raubtier unter ihnen war. Sie biss ihnen in den Nacken, schüttelte sie heftig und ließ sie sofort fallen, doch dann überwältigte sie die Erregung, und sie verlor wertvolle Sekunden, indem sie nach drei, vier Ratten gleichzeitig schnappte. »Schüttele sie!«, brüllte ihr Besitzer. Seine Stimme ging im Johlen der Zuschauer unter. Priscilla rannte in eine Gruppe Ratten und wütete wieder, ignorierte die Tiere, die sie angriffen, und dann wollte sie ein großes, schwarzes Opfer nicht loslassen. Sie hatte sich in ihrem Nacken verbissen. »Lass fallen! Die ist alle!«, schrie der Besitzer. »Lass fallen, du blöder Hund! Die ist doch tot!«

»Sie ist zu jung«, sagte Pierce. »Ich habe Phil gesagt, er soll ihr ein halbes Jahr Zeit geben. Lass sie üben, habe ich gesagt, aber er wollte nicht hören. Hat Bohnen in den Ohren, das ist sein Problem.« Er starrte wieder Sharpe an. »Ich kann es noch immer nicht glauben. Dick Sharpe ein feiner Pinkel von Offizier! Und Hocking hat dich nicht erkannt?«

»Ich will auch nicht, dass er mich erkennt.«

»Ich erzähle es dem Bastard nicht.« Pierce setzte sich zurück, um zu beobachten, wie Priscilla die letzten paar Ratten jagte. Der Sand war mit frischem Blut bespritzt. Einige der Ratten waren nur verletzt, und diejenigen Wetter,

die auf Priscilla gesetzt hatten, feuerten sie an, sie zu erledigen. »Als ich sie zum ersten Mal sah, dachte ich, sie würde jagen wie ihre Mutter«, sagte Pierce. »Mann, das war eine kaltherzige Killerin. Priscilla ist noch zu jung. Aber sie wird noch besser werden.« Er beobachtete, wie sie eine Ratte tötete, die zuvor besonders schwer zu fassen gewesen war. Priscilla schüttelte sie jetzt hart, und Blut spritzte auf die Zuschauer, die am nächsten an der Barriere saßen. »Es sind nicht die Zähne, die sie töten, sondern es ist das Schütteln.«

»Ich weiß.«

»Natürlich weißt du das, natürlich.« Pierce beobachtete, als der Junge wieder in die Arena kletterte und die blutigen Ratten in einen Sack steckte. »Lumpy versucht immer noch, die toten Ratten zu verkaufen«, sagte er. »Man könnte annehmen, dass jemand sie essen will. Nichts gegen Rattenfrikadellen, wenn man nicht weiß, was drin ist. Aber niemand will die toten Ratten kaufen.« Er blickte hinab zu Jem Hocking. »Wird es Verdruss geben?«

»Würde dir das was ausmachen?«

Pierce stocherte mit einem langen Fingernagel zwischen den Zähnen herum. »Nein«, sagte er. »Und Lumpy würde sich freuen. Er will hier den Laden schmeißen, aber Hocking lässt ihn nicht.«

»Er lässt ihn nicht?«

»Hocking ist jetzt der Besitzer dieses Lokals. Er besitzt jedes Haus in der Straße, der Bastard.« Zwei weitere Käfige in der Arena wurden geöffnet, und die Ratten, schwarz und glatt, krochen heraus, und Geschrei der Zuschauer begrüßte den Hund. Er wurde kurz über den Sand gehalten, auf dem es vor Ratten wimmelte, und dann fallen gelassen. Er begann sofort zu kämpfen und ging gewaltig zur Sache. Pierce grinste. »Bei diesem wird Jem sein letztes Hemd verlieren.«

Priscilla war gut und schnell gewesen, aber der Rüde war alt und erfahren. Er tötete geschickt und schnell, und die Schreie der Menge wurden lauter. Anscheinend hatten die meisten auf den Rüden gesetzt, und die Freude zu gewinnen wurde verdoppelt durch das Wissen, dass Jem Hocking zur Kasse gebeten wurde. Doch Jem Hocking kannte genügend Tricks, um nicht zu verlieren. Der Hund hatte etwa zwanzig Ratten getötet, als plötzlich ein Zuschauer dafür sorgte, dass die Wetter keinen Gewinn einstreichen konnten. Der Mann in der ersten Reihe beugte sich über die Barriere und erbrach sich in die Arena. Der Hund rannte sofort zu den »erbrochenen« Fleischstückchen, um sie zu verschlingen, anstatt zu kämpfen. Der Besitzer schrie auf ihn ein, die Menge johlte und pfiff, und Hocking saß mit ausdruckslosem Gesicht da.

»Bastard!«, schimpfte Pierce.

»Das ist ein alter Trick«, sagte Sharpe und lehnte sich zurück. Er betastete seinen Säbelgriff. Er mochte die offizielle Waffe der Schützen-Offiziere nicht und zog das Breitschwert vor, mit dem die Schotten in die Schlacht zogen, doch Vorschriften waren Vorschriften, und die Grünjacken hatten darauf bestanden, dass er sich richtig ausrüstete. Ein Schwert oder Säbel seien nur zur Dekoration da, hatten sie gesagt, und ein Offizier, der gezwungen sei, davon Gebrauch zu machen, habe bereits versagt. So sei es gleichgültig, dass der leichte Kavalleriesäbel unhandlich und weniger effektiv war, doch Sharpe hatte genug Schwerter in Schlachten eingesetzt und nie versagt. »Gehen Sie in eine Bresche«, hatte er zu Colonel Beckwith gesagt, »und Sie werden froh sein, mit einem Breitschwert zuschlagen zu können.« Der Colonel hatte den Kopf geschüttelt. »Es ist nicht die Aufgabe von Offizieren der Schützen, in Breschen zu gehen«, hatte er gesagt. »Unser Job ist es, draußen zu bleiben und aus der Distanz zu töten. Deshalb haben wir Büchsen, keine Musketen.« Nicht, dass

diese Worte jetzt noch für Sharpe zählten. Er würde sich Geld beschaffen, auf sein Offizierspatent verzichten, den Säbel verkaufen und die Schützen vergessen.

Lumpy schloss die Veranstaltung, indem er für den nächsten Abend eine Mischung von Hahnenkampf und Dachshetze ankündigte. Es würden Dachse aus Essex sein, brüstete er sich, als würde Essex den Dachsen eine besondere Kampfausbildung geben. In Wirklichkeit war Essex die nächste Bezugsquelle für Wapping. Die Menge strömte zu den Ausgängen, und Sharpe kehrte zum Lagerraum zurück. Dan Pierce begleitete ihn. »Ich würde nicht bleiben, Dan«, sagte Sharpe. »Es gibt wahrscheinlich Ärger.«

»Ärger für dich, Dick«, versuchte Pierce seinen alten Freund zu warnen. »Hocking ist nie allein.«

»Ich komme schon zurecht. Danach kannst du mir ein Ale ausgeben.«

Pierce verabschiedete sich, und Sharpe ging in den stinkenden Raum. Die Dachse waren alle in Drahtkäfigen, die an einer Wand aufgestapelt waren, während der restliche Raum mit einem Tisch, auf dem eine trübe Öllampe brannte, und einem Bett mit Laken, Decken und Kissen ausgestattet war. Lumpys Mädchen, diejenigen, die Gin und heiße Snacks verkauften, benutzten dieses Zimmer für ihre anderen Geschäfte, aber es würde Sharpe perfekt passen. Er legte seinen Tornister und den Mantel auf dem Tisch ab. Dann zog er den Säbel aus der Scheide und legte ihn auf einem der obersten Dachskäfige ab, mit dem Griff nach vorn. Die Tiere, stinkend und störrisch, bewegten sich hinter den Drahtgittern.

Er wartete und lauschte auf die leiser werdenden Geräusche im Schuppen. Noch vor einem Jahr hatte er mit Grace in einem Haus mit acht Zimmern bei Shorncliffe gewohnt. Er war mit dem Bataillon gut zurechtgekommen, denn Grace hatte die anderen Offiziere bezaubert, aber

warum hatte er angenommen, dass es immer so bleiben würde? Es war wie ein schöner Traum gewesen. Aber bald war ein Albtraum daraus geworden. Graces Brüder und ihre Anwälte hatten den schönen Traum zerstört, hatten verlangt, dass sie Sharpe verließ, ihr für die Scheidung sogar Geld geboten, andere Anwälte hatten den letzten Willen ihres verstorbenen Mannes mit einem unverständlichen Gewirr von Worten, Verzögerungen und Paragraphenreiterei umgesetzt. Verbanne Grace aus deinen Gedanken, sagte er sich, aber das ging nicht, er konnte sie nicht vergessen, und als vor dem Zimmer auf dem Gang Schritte erklangen, waren seine Augen feucht. Er wischte sich die Tränen fort, als die Tür geöffnet wurde.

Jem Hocking trat mit dem Mädchen ein. Er ließ die Tür einen Spalt offen, und draußen blieben zwei junge Männer stehen. Das Kind war dünn, verängstigt, rothaarig und blass. Es blickte Sharpe kurz an und begann lautlos zu weinen.

»Dies ist Emily«, sagte Jem Hocking und zerrte das Mädchen näher zu Sharpe. »Der nette Mann will mit dir Spielchen machen, nicht wahr, Major?«

Sharpe nickte. Sein Zorn war so stark, dass er kein Wort hervorbrachte.

»Ich will nicht, dass Sie ihr sehr wehtun«, sagte Hocking. Sein Gesicht hatte die Farbe eines Beefsteaks. »Ich will sie an einem Stück zurückhaben. Und jetzt, Major, will ich das Geld.« Er klopfte auf die Umhängetasche, die von seiner Schulter hing. »Zehn Pfund.«

»In dem Tornister«, sagte Sharpe und nickte zum Tisch hin. »Öffnen Sie nur das oberste Fach.«

Hocking wandte sich zum Tisch, und Sharpe schlug die Tür mit der Schulter zu, als er zu Emily ging. Er hob sie auf und legte sie aufs Bett, dann zog er die Decke bis über ihren Kopf. Sie weinte laut auf, als sie im Dunkeln lag, und Hocking drehte sich am Tisch um, als Sharpe den Säbel auf dem obersten Käfig ergriff. Hockings Mund klaffte auf, aber

die Klinge war bereits an seiner Kehle, bevor er etwas sagen konnte. »Kein Wort«, sagte Sharpe. Er schob den Türriegel zu. »All dein Geld, Jem. Leg deine Tasche auf den Tisch und leere die Taschen.«

Jem Hocking sah trotz des Säbels an seiner Kehle nicht alarmiert aus. »Du bist verrückt!«, sagte er ruhig.

»Das Geld auf den Tisch, Jem.«

Jem Hocking schüttelte verwirrt den Kopf. Dies war sein Königreich, und er hätte es nie für möglich gehalten, dass jemand es wagen würde, so mit ihm umzuspringen. Er atmete tief durch, wollte anscheinend um Hilfe schreien, doch die Säbelspitze drückte plötzlich hart in seinen Hals, sodass Blut hervorquoll.

»Auf den Tisch, Jem«, sagte Sharpe, und seine ruhige Stimme verriet nichts von dem Zorn, der in ihm tobte.

Hocking gehorchte immer noch nicht. Er runzelte die Stirn. »Kenne ich dich?«

»Nein«, sagte Sharpe.

»Du bekommst keinen Penny von mir, Sohn.«

Es klopfte an die Tür. »Mister Hocking?«, fragte eine Männerstimme.

»Wir regeln das mit dem Geld!«, rief Sharpe zurück. Und leiser sagte er: »Nicht wahr, Jem? Nun mach schon, oder ich werde böse.«

»Du bist kein Offizier, nicht wahr? Du hast dich nur verkleidet, aber diesmal hast du dir den falschen Mann ausgesucht, Sohn.«

»Ich bin wirklich Offizier«, sagte Sharpe. »Ein echter.«

Hocking ließ die Umhängetasche auf den Tisch gleiten und schob eine Hand in seine Manteltasche. Sharpe wartete, hoffte das Klimpern von Münzen zu hören, aber das Geräusch blieb aus. Stattdessen zog Hocking eine Pistole aus der Tasche.

Sharpe reagierte schnell. Er schlug mit dem Säbel zu. Die Klinge traf Hockings Hand, und die Pistole fiel zu Boden.

Jemand rüttelte an der Tür.

»Wartet!«, rief Sharpe. Und leise zu Hocking: »Mach weiter, Jem, beeil dich!«

»Du bist gleich tot«, grollte Hocking, kramte Geld aus den Taschen und stapelte es auf den Tisch. Sharpe sah Goldmünzen unter dem Silber und Kupfer.

»Das ist alles«, sagte Hocking.

»Zurück zu den Käfigen, du Bastard«, sagte Sharpe und stieß Hocking zu den Dachskäfigen. Er hielt den Säbel in der rechten Hand und füllte mit der Linken die Umhängetasche, während er Hocking scharf im Auge behielt. Er konnte die Münzen nicht zählen, aber er schätzte, dass es etwa zwanzig Pfund sein mussten.

Das Klicken rettete Sharpe. Es erklang hinter ihm. Jemand spannte eine Waffe. Sharpe sprang zur Seite und riskierte einen schnellen Blick zur Wand. Da war ein Loch. Wohl Lumpys Guckloch, durch das er seine Mädchen und die Freier überwachte und durch das jetzt Hockings Schläger ins Zimmer spähten und jeden Augenblick schießen konnten ...

Sharpe hatte das kaum zu Ende gedacht, als ein Mündungsblitz das Guckloch erhellte und sich das Zimmer mit Pulverrauch füllte. Noch während des Krachens war Sharpe zum Bett gehastet. Emily schrie unter der Bettdecke, und Jem Hocking packte einen der Dachskäfige und schleuderte ihn auf Sharpe.

Der Käfig prallte hart gegen Sharpes Schulter. Hocking kroch zu der Pistole, die ihm vorhin entfallen war, und riss sie hoch. Er kam jedoch nicht mehr zum Schuss. Sharpes Säbel traf ihn, bevor er abdrücken konnte. Hocking brach zusammen, und die Mischung aus Hass und Mordlust auf seinem Gesicht verwandelte sich in ungläubiges Staunen.

Sharpe entriss dem Sterbenden die Pistole und feuerte neben das Guckloch in die Wand. Das Holz splitterte, aber

kein Schrei ertönte auf der anderen Seite. Jetzt herrschte Stille. Die Stille des Todes.

Wie viele Männer waren dort draußen? Wirklich nur die beiden? Die Pistolenschüsse mussten gehört worden sein. Männer würden den Schuppen beobachten und wissen, dass es dort Beute gab. Verdammter Narr, schalt sich Sharpe. Grace hatte ihm immer gesagt, dass er sich nicht von seinen Gefühlen hinreißen lassen durfte. Er hatte Hocking gehasst, aber er hatte ihn nicht töten wollen. Er hatte ihm das Geld abnehmen und ihm sagen wollen, dass es kaum die Leiden wiedergutmachen konnte, die er als Junge durch Hocking, dieses Stück Dreck, erlitten hatte. Doch das Schicksal hatte es anders gewollt, er hatte ums Überleben kämpfen müssen. Hocking und seine Schläger hatten ihm keine Wahl gelassen. Er hatte Hocking getötet, und jetzt saß er in der Falle. Einige Münzen lagen noch auf dem Tisch, eine davon ein Guinea, und er warf sie auf das Bett. »Emily?«

»Sir?«, antwortete eine leise, verschüchterte Stimme.

»Dieses Geld ist für dich. Versteck es und bleib selbst versteckt. Bleib unter der Decke liegen, bis dich jemand abholt.«

Immer noch Stille draußen. Aber das bedeutete nichts. Sharpe blies die Öllampe aus. Er zog seinen Mantel an und nahm seinen Tornister. Die Umhängetasche hängte er sich um die Brust, dann schob er seinen Säbel in die Scheide und ging zur Tür. So leise es ging schob er den Riegel zurück und öffnete die Tür einen Spalt. Er rechnete damit, dass die Schläger mit den Pistolen im Anschlag nur darauf lauerten, dass er in der Tür auftauchte. Sie wussten, dass er schließlich rauskommen musste, und so warteten sie. Er duckte sich und tastete nach dem Dachskäfig, der nach ihm geworfen worden war. Er stellte den Käfig neben die Tür und öffnete ihn.

Schwaches Licht fiel vom anderen Ende des Schuppens herein, gerade genug, um einen schwarzen Schatten

erkennen zu lassen, der aus dem Käfig kroch. Es war ein großes Tier, und es versuchte in die Dunkelheit des Lagerraums zurückzukriechen, doch Sharpe stieß es mit der Spitze des Säbels auf den Gang hinaus.

Eine Pistole krachte und erhellte das Dunkel mit grellem Mündungsblitz. Der Dachs quiekte, und dann knallte eine Keule auf ihn hinab. Sharpe hatte die Tür aufgestoßen und war hindurch, bevor die Männer draußen erkannten, dass sie ihre Zeit mit einem Tier vertändelten. Der Säbel zuckte vor, und ein Mann schrie auf, dann riss Sharpe die Klinge herum und drosch auf dem zweiten Mann ein, der zurücksprang. Sharpe verlor keine Sekunde, sondern rannte zur Hintertür des Schuppens, denn er erinnerte sich an eine Gasse, die zu einem Kanal führte, der bis zur Themse verlief. Einer der beiden Männer folgte ihm, als er die Tür auframmte und in die Gasse rannte. Zwei Männer in der Gasse sprangen zur Seite, als sie Sharpes Säbel sahen. Sharpe hetzte weiter, bog nach rechts ab und rannte auf das große Lagerhaus zu, in dem Tabak lagerte und wo in seiner Kindheit eine Bande von Geldfälschern ihr Versteck gehabt hatte.

»Schnappt ihn!«, brüllte einer der Verfolger, und Sharpe hörte das Hämmern von Schritten.

Sharpe rannte in eine andere Gasse. Die Rufe waren jetzt laut. Männer jagten ihn, nicht um Hocking zu rächen - sie wussten noch nichts von seinem Tod-, sondern weil Sharpe ein Fremder in ihrem Revier war und sie Beute witterten. Der Tornister, der Mantel und Hockings Geldtasche waren schwer, die Gassen waren schlammig und voller Abfall, und Sharpe wusste, dass er bald ein Versteck finden musste. So rannte er in einen schmalen Durchgang, bog in dem Gewirr der Gassen nach rechts ab und sah schließlich einen dunklen Torweg, in den er sich ducken und Atem holen konnte. Er lauschte den Schritten, die an der Einmündung der Gasse vorbei hämmerten und schließlich nordwärts verklangen.

Er schnitt eine Grimasse, als er erkannte, dass sein Rock mit Blut getränkt war. Er musste ihn säubern, aber das konnte warten. Jetzt musste er erst mal entkommen. Er schob den Säbel in die Scheide, die er unter dem Mantel verbarg, und dann ging er mit dem Tornister in der Hand westwärts durch Gassen und Straßen, die ihm aus der Kindheit noch vage vertraut waren. Er fühlte sich sicherer, als er den Tower passierte, wo gelbes Licht aus hohen, schmalen Fenstern fiel. Ständig blickte er zurück und hielt nach Verfolgern Ausschau. Die Horde war zurückgeblieben, doch einige Clevere konnten sich leise anschleichen. Inzwischen wussten Sie, dass er lohnende Beute versprach, nicht nur wegen des Werts seines Säbels und der Silberknöpfe des Uniformrocks, sondern auch wegen der Münzen von Hocking. Er war für die Bluthunde von Wapping ein leichtes Opfer. Die Straßen und Gassen waren leer, und zweimal glaubte er Schritte hinter sich zu hören, aber er sah niemanden. Er ging weiter nach Westen.

Die Straßen wurden belebter, als er Temple Bar hinter sich ließ. Jetzt fühlte er sich sicherer, doch er schaute sich immer noch nervös um. Er eilte über die Fleet Street und wandte sich dann in ein verwirrendes Labyrinth schmaler Gassen. Es hatte zu regnen begonnen, und er war müde. Ein paar Betrunkene schwankten aus einer Kneipe, und Sharpe wandte sich instinktiv von ihnen ab und ging in eine breitere Straße, die er als High Holborn erkannte. Dort hielt er an, um zu Atem zu kommen. Waren Verfolger in der Nähe?

Gelbes Licht fiel aus den Fenstern der Häuser auf der gegenüberliegenden Straße. Geh nach Seven Dials, dachte er, und suche nach Maggie Joyce.

Der Regen wurde jetzt stärker und trommelte auf das Dach einer geparkten Kutsche. Eine andere Kutsche polterte vorbei, und Wasser spritzte aus einer Pfütze. Zwei Wachleute in blauen Uniformen schlenderten vorbei. Hatten

sie den Lärm der Verfolgungsjagd gehört? Dann würden sie nach einem Armeeoffizier mit blutiger Kleidung suchen.

Sharpe sagte sich, dass er irgendwo Unterschlupf finden musste. Der Schein der Kutschenlampen war über eine Schenke namens »French Horn« gegeistert. Das Lokal war einst beliebt gewesen und von den Musikern des Theaters in der nahen Drury Lane besucht worden, doch in jüngster Zeit war es von einem alten Soldaten gekauft worden, der als Ansprechpartner und Betreuer für jeden Offizier galt, der fremd in der Stadt war. In der gesamten Armee war er als Frog Prick bekannt.

Beefsteak, dachte Sharpe, ein Bier, ein Bett und ein warmes Zimmer. Er hatte die Armee verlassen wollen, aber er war immer noch ein Offizier, und so würde ihn Frog Prick willkommen heißen. Sharpe packte seinen Tornister fester, überquerte die Straße und stieg die kurze Treppe zum Eingang hinauf.

Niemand nahm Notiz von ihm. Vielleicht die Hälfte der Gäste im Schankraum waren Offiziere, doch viele der Gäste in Zivilkleidung konnten ebenfalls in der Armee sein. Sharpe kannte keinen davon. Er fand einen freien Tisch, legte seinen Tornister ab und zog seinen Mantel aus. Eine rothaarige Frau, deren Schürze mit den Abzeichen Dutzender Regimenter geschmückt war, erklärte, dass noch ein Zimmer für die Nacht frei sei. »Aber Sie werden es mit jemandem teilen müssen«, fuhr sie fort, »und ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie den Gentleman nicht aufwecken, wenn Sie hinaufgehen. Er ging früh zu Bett.« Sie verzog plötzlich das Gesicht, als sie das Blut auf Sharpes grünem Rock bemerkte.

»Ein Räuber wollte mir was abnehmen«, sagte Sharpe und klopfte auf die Umhängetasche. »Können Sie mir einen Krug kaltes Wasser bringen?«

»Sie wollen bestimmt auch Ihre Stiefel säubern?«, fragte sie.

»Und ich möchte einen Krug Ale«, sagte Sharpe. »Und ein Steak. Ein dickes.«

»Hab in letzter Zeit nicht viele Schützen gesehen«, sagte die Frau. »Ich hörte, sie gehen ins Ausland.«

»Da habe ich das Gleiche gehört.«

»Wohin geht's denn?«, fragte sie.

»Keiner weiß was Genaues.«

Sie neigte sich näher zu ihm. »Kopenhagen, Sweetheart«, flüsterte sie. »Pass nur auf, dass du in einem Stück heimkommst.«

»Kopen ...«, begann Sharpe.

»Pst.« Sie legte einen Finger auf die Lippen. »Wenn du jemals eine Frage über die Armee hast, komm zum Frog Prick. Wir kennen die Antwort zwei Tage, bevor das Kriegsministerium die Fragen stellt.« Sie grinste und ging davon.

Sharpe öffnete die Umhängetasche und versuchte zu schätzen, wie viel Geld sie enthielt. Mindestens zwanzig Pfund, nahm er an. Das musste für den Start in ein neues Leben reichen.

Er hatte Glück gehabt, am Leben zu bleiben. Vermutlich würden die Leute von Wapping nicht die Polizei einschalten. Viele hatten einen Schützenoffizier gesehen, der mit Hocking zusammen gewesen war, und konnten aussagen, dass er in Beaky Malones Kneipe gewesen war, doch Sharpe bezweifelte, dass die Constables es erfahren und sich darum kümmern würden. Hockings Leiche würde in die Themse geworfen und irgendwo in Dartford oder Tilbury an Land gespült werden. Niemand würde jemals erfahren, dass Jem Hocking in Notwehr getötet worden war. Und keiner würde als Täter hängen.

Aber Sharpe war immer noch ein gejagter Mann. Er war mit einem kleinen Vermögen aus Wapping geflüchtet, und es gab viele Gierige, die ihn suchten, um ihm das Geld abzunehmen. Hockings Schläger zum Beispiel. Und sie

würden gerade in einer Kneipe wie die von Frog Prick nach ihm suchen. Also bleib nur eine Nacht hier, dachte Sharpe, und verschwinde dann für eine Weile aus London.

Gerade als er diese Entscheidung getroffen hatte, gab es Unruhe an der Tür, und er befürchtete schon, seine Verfolger seien bereits aufgetaucht, doch es war nur eine ausgelassene Gruppe Männer und Frauen, die aus dem Regen in die Schenke eilte. Die Männer schüttelten Wasser von Schirmen und halfen den Frauen aus ihren Mänteln. Sharpe nahm an, dass sie aus dem nahen Theater kamen, denn einige der Frauen trugen Abendkleider und alle waren elegant gekleidet und stark geschminkt. Vielleicht waren es Schauspielerinnen oder Nobelhuren, und die Männer waren allesamt Armeeoffiziere in roten Uniformröcken, goldenen Tressen und roten Schärpen. Sharpe wandte hastig den Kopf zur Seite, damit niemand seinen Blick auffing. »Ein Schnäpschen in Ehren kann niemand verwehren«, rief einer der Rotröcke, und das führte zu Heiterkeit und witzigen Bemerkungen. Tische wurden zusammengeschoben und Stühle gerückt, um Platz für die Gesellschaft zu schaffen, die offensichtlich feiern wollte.

Sharpe blickte finster auf sein Ale. Grace hatte das Theater geliebt, aber es war nicht seine Welt, nicht mehr, also zum Teufel damit. Er würde nicht länger Offizier sein. Er hatte jetzt Geld und konnte in die Welt gehen und neu anfangen. Er trank hastig Ale und merkte plötzlich, wie durstig er gewesen war. Er musste sich waschen und seinen Rock säubern. Aber alles zu seiner Zeit, dachte er. Zuerst ins Bett, schlafen oder es wenigstens versuchen. Es war besser, zu schlafen, als an Grace zu denken, und am Morgen konnte er überlegen, wie es weitergehen sollte.

Dann fiel eine schwere Hand auf seine Schulter. »Ich habe Sie gesucht«, sagte eine raue Stimme. »Also hier sind Sie.«

Und Sharpe erstarrte.

KAPITEL 3

»Ich vergesse nie ein Gesicht«, sagte Major General Sir David Baird. Er war einen Schritt zurückgewichen, alarmiert von dem finsteren Blick, mit dem Sharpe ihn begrüßt hatte. »Sie sind doch Sharpe, nicht wahr?«, fragte er, doch jetzt musterte ihn Sharpe verständnislos. »Nun, sind Sie's oder nicht?«

Sharpe, der sich von seiner Überraschung erholt hatte, nickte. »Ich bin es, Sir.«

»Ich habe Sie einmal vor einer Auspeitschung gerettet, und jetzt sind Sie ein Offizier. Die Wege des Herrn sind manchmal unergründlich, Mister Sharpe.«

»So ist es, Sir.«

Baird, ein großer und muskulöser Mann, trug einen roten Uniformrock mit schweren Epauletten und goldenen Tressen. Er blickte zu seinen Gefährten, der Gruppe, die soeben mit stark geschminkten Frauen eingetroffen war. »Diese jungen Männer dort drüben sind Adjutanten des Duke of York«, sagte er. »Und Seine Majestät bestand darauf, dass sie mich ins Theater bringen. Warum? Das kann ich nicht sagen. Sind Sie jemals zu einem Theaterbesuch gezwungen worden, Sharpe?«

»Einmal, Sir.« Und jeder hatte Grace angestarrt und hinter vorgehaltener Hand über sie getuschelt, und sie hatte es erdulden müssen. Und hinterher hatte sie geweint.

»Sie verneigt sich, um zu erobern. Was für ein blöder Titel ist denn das?«, fragte Baird. »Ich bin am Ende des Prologs eingeschlafen, und so habe ich keine Ahnung. Aber ich habe in letzter Zeit oft an Sie gedacht und Sie gesucht.«

»Mich gesucht?« Sharpe konnte seine Verwunderung nicht verbergen.

»Ist das da Blut an Ihrem Rock? Es ist! Guter Gott, Mann, sagen Sie mir nicht, die Franzmänner sind gelandet.«

»Es war ein Räuber, Sir.«

»Schon wieder einer? Erst vor zwei Tagen wurde ein Captain des ›Dreckigen halben Hundert‹ in der Nähe des Picadilly umgebracht. Müssen Straßenräuber gewesen sein, wie ich hörte. Ich hoffe, Sie haben es dem Bastard ordentlich gezeigt?«

»Das habe ich, Sir.«

»Gut.« Der General nahm Sharpe gegenüber Platz. »Ich hörte, Sie sind zum Offizier gemacht worden. Meinen Glückwunsch. Sie haben Ihre Sache in Indien prächtig gemacht.«

Sharpe schoss das Blut in die Wangen. »Ich habe meine Pflicht erfüllt, Sir.«

»Aber es war eine harte Pflicht, Sharpe, eine sehr harte. Allmächtiger! Sie haben es riskiert, in den Kerker des Tippus geworfen zu werden. Ich bin lange genug in der Gewalt des heidnischen Bastards gewesen, um das keinem anderen Mann zu wünschen. Aber der Typ ist ja jetzt Gott sei Dank tot.«

»So ist es, Sir«, sagte Sharpe. Er hatte den Tippu getötet, obwohl er es nie zugegeben hatte, und es waren die Juwelen des Tippus gewesen, die ihn reich gemacht hatten. Für kurze Zeit.

»Und ich habe weiterhin Ihren Namen gehört«, fuhr Baird fort. »In Zusammenhang mit einem Skandal, wie?«

Sharpe zuckte zusammen. »Ich habe den Skandal nicht gemacht, Sir.«

Baird war keiner, der um den heißen Brei herumredete. »Sie waren einst ein popeliger Sergeant, und sie war die Tochter eines Earls. Ja, Sharpe. Ich würde sagen, Sie haben einen Skandal gemacht. Was ist also passiert?«

»Sie ist gestorben, Sir.« Sharpe spürte, dass ihm die Tränen kamen, und er blickte auf den Tisch hinab. Die Stille dehnte sich, und er spürte das sonderbare Verlangen, sich auszusprechen. »Bei der Entbindung. Ein Fieber.«

»Und das Kind ist mit ihr gestorben?«

»Ja, Sir. Ein Junge.«

»Guter Gott, Mann«, sagte Baird, verlegen, als jetzt Sharpes Tränen auf den Tisch tropften. »Sie sind jung. Es wird andere geben.«

»Jawohl, Sir.«

»Sie!« Dieser gebieterische Ruf galt einem der Serviermädchen. »Eine Flasche Portwein und zwei Gläser. Und ich möchte etwas Stilton, wenn Sie welchen haben, oder einen anderen Käse.«

»Lady Graces Familie«, sagte Sharpe, »behauptete, dass das Kind nicht meines sei. Sie sagten, es sei von ihrem Ehemann gezeugt worden, und so war es ein gefundenes Fressen für die Anwälte, mich fertigzumachen. Sie nahmen mir alles, weil das Kind nach der Mutter starb. Sie sagten, es sei die Erbin ihres Mannes, verstehen Sie?« Er konnte jetzt die Tränen nicht mehr unterdrücken. »Es machte mir nichts aus, allen Besitz zu verlieren, aber ...« Er schluchzte. »Es machte mir was aus, Grace zu verlieren.«

»Nehmen Sie sich zusammen, Mann«, blaffte Baird. »Hören Sie mit dem Heulen auf.«

»Es tut mir leid, Sir.«

»Der Herr gibt es, und der Herr nimmt es«, sagte Baird, »und Sie vertändeln Ihr ganzes Leben, weil Sie Seine Entscheidungen nicht akzeptieren.«

Sharpe schniefte und blickte in Bairds narbiges Gesicht auf. »Ich vertändele mein Leben?«

»Ich habe ein Auge auf Sie gehalten, Sharpe«, sagte Baird. »Wissen Sie, wie vielen Menschen Sie das Leben gerettet haben, indem Sie in Seringapatam die Mine in die Luft geblasen haben? Unzählige, meines darunter. Wenn Sie nicht gewesen wären, dann wäre ich tot.« Er betonte diese Worte, indem er mit dem Zeigefinger gegen Sharpes Brust stieß. »Tot und begraben, zweifeln Sie daran?«

Sharpe zweifelte nicht daran, aber er sagte nichts. Baird hatte den Angriff auf die Festung des Tippu Sultans geführt, und der General hatte vor der Front geführt. Der Schotte wäre tatsächlich tot, wenn Sharpe, zu dieser Zeit ein Private, nicht die Mine in die Luft gejagt hätte, die als hinterhältige Falle den Stoßtrupp hatte auslöschen sollen. Sharpe erinnerte sich an das Inferno aus Staub und Steintrümmern, Flammen und Rauch und den Lärm der Explosion und die Stille danach, die überhaupt nicht still gewesen war, sondern eine Mischung aus Stöhnen und Schreien und dem leiser werdenden Prasseln von Flammen.

»Wellesley hat Sie befördert, nicht wahr?«, fragte Baird.

»Jawohl, Sir.«

»Es passt so gar nicht zu Wellesley, jemandem einen Gefallen zu tun«, bemerkte der General. »Er ist ein harter Hund.« Baird hatte Sir Arthur Wellesley niemals gemocht. »Warum hat er es also getan? Wegen Seringapatam?«

»Nein, Sir.«

»Ja, Sir, nein, Sir, sind Sie ein verdammter Schuljunge? Warum hat der Mann Sie befördert?«

Sharpe zuckte mit den Schultern. »Ich war nützlich für ihn, Sir. Bei Assaye.«

»Nützlich?«

»Er war in Schwierigkeiten«, sagte Sharpe. Der General war vom Pferd abgeworfen worden, von Feinden umzingelt und zum Sterben verdammt, doch Sharpe war zur Stelle gewesen, und es waren die Inder gewesen, die an Wellesleys Stelle gestorben waren.

»In Schwierigkeiten?« Baird schnaubte. »Es müssen verzweifelte Schwierigkeiten gewesen sein, wenn Wellesley sich veranlasst gesehen hat, Ihnen einen Gefallen zu tun. Und wie groß war der Gefallen?« Die Frage war sarkastisch, und Sharpe versuchte, sich vor einer Antwort zu drücken, aber Baird schien die Antwort ohnehin zu kennen. »Wallace schrieb mir, nachdem Sie in sein Regiment aufgenommen

worden waren«, fuhr der General fort, »dass Sie ein guter Soldat, aber ein schlechter Offizier seien.«

Sharpe fühlte sich beleidigt. »Ich habe mein Bestes versucht, Sir.« Wallace war der befehlshabende Offizier des 74., ein schottisches Regiment, gewesen, und Sharpe hatte sich, als er durch Wellesley zum Offizier ernannt worden war, dem 74. Regiment angeschlossen. Es war dann Wallace gewesen, der ihm empfohlen hatte, zum 95. zu gehen, aber Sharpe war nicht glücklicher in dem neuen Regiment geworden.

»Es ist nicht leicht, Offizier zu sein, wenn man aus den Mannschaften kommt«, gab Baird zu. »Aber wenn Wallace sagt, dass Sie ein guter Soldat sind, dann ist das ein Kompliment. Und ich brauche einen guten Soldaten. Ich habe den Befehl, einen Mann zu finden, der in einer schwierigen Situation allein zurechtkommt. Jemanden, der keine Angst vor einem Kampf hat. Ich erinnerte mich an Sie, aber ich war mir nicht sicher, wo ich nach Ihnen suchen sollte. Ich hätte gleich bei Frog Prick nachsehen sollen. Essen Sie Ihr Steak, Mann, ich kann es nicht ausstehen, wenn gutes Fleisch kalt wird.«

Sharpe aß das Beefsteak, als dem General Portwein und Stilton serviert wurden. Er ließ sich von Baird Portwein einschenken, bevor er wieder sprach. »Ich habe mit dem Gedanken gespielt, die Armee zu verlassen«, eröffnete er dem General.

Baird sah ihn fast angewidert an. »Und was wollen Sie machen?«

»Ich werde schon Arbeit finden«, sagte Sharpe. Vielleicht würde er zu Ebenezer Fairley gehen, dem Händler, mit dem er sich auf der Heimreise von Indien angefreundet hatte, oder vielleicht würde er sich als Dieb durchschlagen. So war er ja auch im Leben gestartet. »Ich werde schon zurechtkommen.«

Sir David Baird schnitt seinen Käse. »Es gibt drei Arten von Soldaten, Sharpe«, sagte er. »Da sind die verdammt nutzlosen, und Gott weiß, dass es davon einen fast endlosen Vorrat gibt. Dann gibt es die guten, soliden Jungs, die ihren Job schaffen, sich jedoch in die Hose pissen, wenn sie sich nicht in ihren Uniformen und mit ihren Rangabzeichen zeigen können. Und dann gibt es die dritte Art, das sind Soldaten wie wir. Soldaten-Soldaten, das sind wir.«

Sharpe blickte skeptisch drein. »Soldaten-Soldaten?«

»Wir sind die Männer, die nach der Parade saubermachen, Sharpe. Die Kutschen und Könige ziehen vorbei, die Kapellen spielen, die Kavallerie protzt wie auf dem verdammten Jahrmarkt, und es bleibt eine Menge Dung und Müll zurück. Wir machen es sauber. Die Politiker bringen die Welt durcheinander, und dann sollen ihre Armeen die Dinge in Ordnung bringen. Wir machen ihre Drecksarbeit, Sharpe, und wir sind gut darin, sehr gut. Sie mögen nicht der beste Offizier in König Georges Armee sein, aber Sie sind ein verdammt guter Soldat. Und Sie lieben das Leben, behaupten Sie nicht das Gegenteil.«

»Als Quartiermeister?« Sharpe schnaubte.

»Aye, auch das. Jemand muss es tun, und man gibt diese Aufgabe oft einem Mann, der aus den Mannschaften kommt.« Er blickte zu Sharpe, und dann, unerwartet, grinste er. »Sie sind also auch mit Colonel Beckwith aneinandergeraten, nicht wahr?«

»Ich nehme es an, Sir, ja.«

»Wie das?«

Sharpe dachte über die Frage nach und sagte sich, dass sie nicht ehrlich beantwortet werden konnte. Er konnte nicht sagen, dass er nicht in die Offiziersmesse passte, das war zu vage, zu viel Selbstmitleid, und so antwortete er mit der halben Wahrheit. »Sie sind davonmarschiert, Sir, und ließen mich zurück, damit ich die Kaserne aufräume. Ich habe in mehr Schlachten gekämpft als jeder von ihnen, mehr Feinde

gesehen und getötet als sie alle zusammen, aber das zählt nicht. Sie wollen mich nicht, Sir, und so steige ich aus.«

»Seien Sie kein Blödmann«, grollte Baird. »In ein, zwei Jahren wird es genug Kriege für jeden in dieser Armee geben, Sharpe. Bis jetzt haben wir die Franzosen um die Ecke herum angepisst, aber früher oder später werden wir die Bastarde von vorn angreifen. Dann werden wir alle Offiziere brauchen, die wir bekommen können, und Sie werden Ihre Chance haben. Jetzt mögen Sie ein Quartiermeister sein, aber in zehn Jahren werden Sie ein Bataillon führen, also seien Sie einfach geduldig.«

»Ich bin mir nicht sicher, ob Colonel Beckwith mich zurückhaben will, Sir. Ich sollte nicht in London sein. Ich sollte in Shorncliffe sein.«

»Beckwith wird tun, was ich ihm sage«, grollte Baird, »und ich werde ihm sagen, er soll Ihnen den Arsch küssen, wenn Sie diesen Job für mich erledigen.«

Sharpe mochte Baird. Die meisten Soldaten konnten Baird gut leiden. Er mochte ein General sein, aber er war so hart wie jeder Mann, ganz gleich mit welchem Dienstgrad. Er konnte besser fluchen als die Sergeants, besser marschieren als die Schützen und besser kämpfen als jeder Mann in Grün oder Rot. Er war ein Kämpfer, kein Bürokrat. Er war hoch genug in der Armee aufgestiegen, aber es gab Gerüchte, dass er noch weiter oben Feinde hatte, Männer, die seine Grobheit nicht mochten. »Welcher Job, Sir?«, fragte Sharpe.

»Einer, bei dem Sie sterben könnten, Sharpe«, sagte Baird trocken. Er trank sein Glas leer und füllte es von Neuem. »Wir schicken einen Gardisten nach Kopenhagen. Unsere Beteiligung in Kopenhagen soll geheim sein, aber ich wage zu sagen, dass jeder französische Agent in London bereits davon weiß. Dieser Mann reist morgen ab, und ich brauche jemanden, der ihn am Leben erhält. Er ist kein richtiger Soldat, Sharpe, sondern ein Adjutant des Duke of York. Keiner von diesen ...«, er sah Sharpe zum Tisch mit den

Theaterbesuchern blicken, »... aber von der gleichen Gattung. Er ist ein Kurier, Sharpe, kein Soldat. Sie werden keinen besseren Mann zum Bewachen des königlichen Pisspotts finden, aber Sie würden ihm nicht in eine Bresche folgen, nicht, wenn Sie siegen wollen.«

»Er reist morgen?«, fragte Sharpe.

»Aye. Ich weiß, das ist kurzfristig. Wir hatten einen anderen Mann bereit zum Händchenhalten, aber er wurde vor zwei Tagen ermordet. So hat der Duke of York mir den Befehl gegeben, einen Ersatzmann zu finden. Ich dachte sofort an Sie, aber ich wusste nicht, wo ich Sie finden könnte. Dann schickte Gott mich ins Theater, und ich fand Sie danach hier bei Frog Prick grübelnd beim Ale. Gut gemacht, lieber Gott. Und es würde Ihnen nichts ausmachen, ein paar Franzmännern die Kehle durchzuschneiden?«

»Nein, Sir.«

»Unser verdammter Gardist sagt, er brauche keinen Beschützer. Sagt, es gebe keine Gefahr, aber was weiß er schon? Und sein Vorgesetzter, der Duke, besteht darauf, dass er von jemandem, der zu kämpfen weiß, begleitet wird, und bei Gott, Sharpe, Sie wissen zu kämpfen. Fast so gut wie ich!«

»Fast so gut, Sir«, stimmte Sharpe zu.

»Also stehen Sie unter Befehl, Sharpe.« Der General packte die Portweinflasche am Hals und schob seinen Stuhl zurück. »Übernachten Sie hier?«

»Jawohl, Sir.«

»Ich ebenfalls. Und ich habe morgen um sieben eine Kutsche hier, die uns nach Harwich bringt.« Baird stand auf und verharrte. »Es ist sonderbar, Sharpe, aber wenn Sie Ihre Sache richtig machen, werden Sie einen Krieg verhindern. Komisch für einen Soldaten, finden Sie nicht auch? Wie können wir auf der Karriereleiter aufsteigen, wenn wir nicht kämpfen können? Aber trotzdem bezweifle ich, dass wir so bald aus unseren Schwertern Pflugscharen machen, es sei

denn, die Franzosen kommen plötzlich zur Vernunft. Dann also bis morgen, junger Mann.«

Baird nickte Sharpe brüsk zu und kehrte zu seinen Gefährten zurück, während Sharpe überrascht dachte: Er hat mir nicht mal gesagt, warum der Gardist nach Kopenhagen geschickt wird. Und ich bin nicht gefragt worden, ob ich bereit bin, ihn zu begleiten. Anscheinend ist Baird von meiner Zustimmung ausgegangen. Sharpe nahm an, dass Baird recht hatte, denn ob es ihm gefiel oder nicht, er war ein Soldat.

Am nächsten Morgen um sieben war der General in mieser Stimmung. Sein Adjutant, ein Captain Gordon, erklärte Bairds schlechte Laune, indem er eine imaginäre Flasche an die Lippen setzte und schluckte. Dann riet er Sharpe per Pantomime, nichts zu tun oder zu sagen, was den Kater des Generals ärgern konnte.

Sharpe setzte sich still auf den vorderen Sitz, während Baird hinten saß und grollte, dass London stinke, das Wetter mies und die Sitze in der Kutsche eine Beleidigung für jeden Hintern seien.

Die Kutsche schwankte, als die Angestellten der Pension das Gepäck des Generals auf dem Dach festzurrten, und es gab eine Verzögerung, weil ein weiterer Passagier darauf bestand, dass sein Gepäck neben dem Bairds festgemacht wurde. Der Neuankömmling war ein Zivilist, der wie dreißig wirkte. Er war sehr schlank und hatte ein vogelartiges Gesicht, auf dem ein Schönheitspflaster haftete. Er trug einen silbergrauen Rock, der mit weißer Spitze besetzt war, und hielt einen Stock mit goldenem Knauf in der Hand, an dem ein seidenes Taschentuch hing. Sein schwarzes Haar war mit parfümiertem Öl geglättet und wurde von einem silberfarbenen Band gehalten. Er stieg in die Kutsche und setzte sich wortlos gegenüber von Sharpe hin.

»Sie sind spät dran, Mylord«, blaffte Baird.

Der junge Mann hob eine behandschuhte Hand und wedelte damit, wie um zu sagen, Baird sei extrem langweilig. Dann schloss er die Augen. Baird wollte nicht mit Seiner Lordschaft streiten. Stattdessen sah er Sharpe finster an. »Sie haben immer noch Blut am Rock, Sharpe.«

»Tut mir leid, Sir. Ich habe versucht, es abzuwaschen.«

Die Kutsche ruckte an.

»Man sollte meinen, Sir David«, warf Captain Gordon ruhig ein, »dass Lieutenant Sharpe in Dänemark keine Uniform tragen wird. Die Angelegenheit ist geheim.«

»Angelegenheit, o Mann«, sagte der General. »Er ist mein Neffe«, informierte er Sharpe und nickte zu Captain Gordon, »und redet wie ein verdammter Anwalt.«

Gordon lächelte. »Haben Sie Zivilkleidung dabei?«

»Jawohl, Sir.« Sharpe wies auf seinen Tornister.

»Ich schlage vor, Sie ziehen sie an, wenn Sie an Bord des Schiffes sind«, sagte Gordon.

»Ich schlage vor, Sie ziehen sie an.« Baird äffte die Stimme seines Neffen nach. »Hölle und Verdammnis. Fährt diese verdammte Schneckenkutsche denn überhaupt nicht?«

»Der Verkehr, Sir David«, sagte Gordon beruhigend. »Essex-Gemüse für den Markt am Wochenende.«

»Verdammtes Essex-Gemüse«, ereiferte sich der General. »Ich bin gezwungen gewesen, ins verdammte Theater zu gehen, Gordon, und jetzt bin ich Essex-Gemüse ausgeliefert. Ich sollte euch alle erschießen.« Er schloss die geröteten Augen.

Die Kutsche, von einen Sechsergespann gezogen, fuhr zuerst zum Tower, wo sie, nachdem Sir David auf die Posten geflucht hatte, durch ein Tor passieren durften und zu einem Frachtwagen gelangten, der von einem Dutzend Gardisten bewacht wurde, die anscheinend unter dem Kommando eines sehr großen, sehr gut aussehenden Mannes in hellblauem Mantel, weißer Hose und schwarzen Stiefeln

standen. Der junge Mann verneigte sich, als Baird aus der Kutsche stieg. »Ich habe das Gold, Sir David.«

»Das will ich auch verdammt hoffen«, grollte Sir David. »Gibt es hier einen Abort?«

»Hier entlang, Sir.« Der junge Mann wies hin.

»Dies ist Sharpe«, sagte Baird schroff. »Er ersetzt Willsen, er ruhe in Frieden, und dies ...«, Baird sprach jetzt zu Sharpe, »... ist der Mann, den Sie am Leben erhalten sollen. Captain Lavisser, oder sollte ich sagen, Captain und Major Lavisser? Die verdammten Gardisten brauchen zwei Dienstgrade. Verdammte Narren.«

Lavisser bedachte Sharpe mit einem neugierigen Blick, als er hörte, dass der Schütze den toten Willsen ersetzen würde, aber dann, als der General sich auf die Suche nach dm Abort machte, lächelte der Gardist, und sein Gesicht, das ernst und zynisch auf Sharpe gewirkt hatte, war plötzlich voller freundlichem Charme. »Sie sind also mein Begleiter?«, fragte er.

»Anscheinend ja, Sir.«

»Dann vertraue ich darauf, dass wir Freunde werden, Sharpe.« Lavisser streckte ihm die Hand hin. Sharpe ergriff sie, verlegen wegen Lavissers überschwänglicher Freundlichkeit. »Der arme Willsen«, fuhr der Captain fort und drückte Sharpes Hand mit beiden Händen. »Auf der Straße ermordet! Und er hinterlässt eine Witwe und anscheinend auch eine Tochter. Blutjung, noch ein Kind.« Er blickte gequält drein. Dann wandte er sich um und beobachtete, wie seine Gardisten eine große Holztruhe aus dem Frachtkarren hoben. »Ich denke, das Gold sollte in die Kutsche geladen werden«, sagte er.

»Gold?«, fragte Sharpe.

Lavisser wandte sich ihm zu. »Man hat Ihnen nicht den Zweck Ihrer Reise genannt?«

»Ich soll dafür sorgen, dass Sie am Leben bleiben, Sir, das ist alles, was ich darüber weiß.«

»Wofür ich ewig dankbar sein werde. Aber der Zweck, Sharpe, besteht darin, Gold zu den Dänen zu bringen. Dreiundvierzigtausend Guineas! Wir reisen als reiche Leute, nicht wahr?« Lavisser zog die Kutschentür auf und signalisierte seinen Männern, die Goldtruhe zu bringen. Dann bemerkte er den letzten Passagier in der Kutsche, den blassen Zivilisten in dem silbergrauen Mantel, und rief überrascht. »O Mann, Pumps! Sie hier?«

Pumps, wenn das sein richtiger Name war, wedelte wieder gelangweilt mit der Hand, dann hob er die Füße, als die Truhe mit dem Gold auf den Kutschenboden gestellt wurde. Eine Eskorte von zwanzig Dragonern ging in Position vor der Kutsche, dann kehrte Sir David Baird zurück und beschwerte sich, weil die Truhe kaum Platz für die Beine ließ.

»Ich nehme an, das müssen wir ertragen«, murmelte er und klopfte gegen das Dach der Kutsche, um zu signalisieren, dass die Reise beginnen konnte.

Die Stimmung des Generals besserte sich, als die Kutsche durch Obstplantagen und Gemüsefelder bei Hackney fuhr, wo eine launenhafte Sonne Wolkenschatten über Waldstücken und niedrigen Hügeln zu vertreiben versuchte. »Sie kennen Lord Pumphrey?«, fragte Baird Lavisser und wies auf den dünnen, jungen Mann, der immer noch schläfrig wirkte.

»William und ich waren zusammen in Eton«, antwortete Lavisser.

Pumphrey öffnete die Augen, spähte zu Lavisser, als sei er überrascht, ihn zu sehen, schien zu erschauern und schloss die Augen wieder.

»Sie und ich hätten auch in Eton sein sollen«, sagte Baird zu Sharpe. »Dann hätten wir nützliche Dinge gelernt, zum Beispiel, auf welche Seite des Pisspotts man pinkelt. Haben Sie gefrühstückt, Lavisser?«

»Der Lieutenant des Towers war sehr gastfreundlich, danke, Sir.«

»Sie mögen Gardisten im Tower«, sagte Baird, eine versteckte Andeutung, dass richtige Soldaten dort nicht so willkommen waren. »Captain Lavisser ...«, er sprach jetzt zu Sharpe, »... ist ein Adjutant des Duke of York. Das habe ich Ihnen gesagt, nicht wahr? Aber habe ich Ihnen auch gesagt, wie nutzlos Seine Königliche Hoheit ist? Der verdammte Mann denkt, er sei ein Soldat. Er vermasselte '99 seinen Feldzug in Holland, und jetzt ist er der Oberbefehlshaber. So was passiert Ihnen, Sharpe, wenn Sie der Sohn des Königs sind. Zum Glück ...«, Baird wandte sich mit sichtlicher Freude an Lavisser, »... für euch königlichen Günstlinge hat die Armee noch ein, zwei richtige Soldaten. Lieutenant Sharpe ist einer davon. Er ist ein Schütze, falls Sie es an diesem blutbefleckten grünen Lumpen nicht erkannt haben, und ein Halsabschneider.«

Lavisser, offensichtlich überhaupt nicht beleidigt, weil sein Herr beleidigt worden war, blickte verwirrt. »Er ist - was, Sir?«

»Sie waren nicht in Indien, oder?«, fragte Sir David, und die Frage klang wie eine Anschuldigung. »Ein Halsabschneider, Lavisser, ist ein Killer, ein gefühl- und gewissenloser Killer. Ich bin ein Halsabschneider, Lavisser, und Mister Sharpe ist auch einer. Sie sind keiner, ebenso wenig Sie, Gordon.«

»Ich danke dem Allmächtigen für diese Gnade«, sagte Bairds Adjutant glücklich.

»Sharpe ist ein guter Halsabschneider«, sagte Baird. »Er kam aus den Mannschaften, und das kann man nicht schaffen, wenn man zimperlich ist. Erzählen Sie ihnen, was Sie in Seringapatam gemacht haben, Sharpe.«

»Muss das sein, Sir?«

»Ja.« Baird bestand darauf, und so erzählte Sharpe die Geschichte so kurz, wie er konnte. Lavisser hörte höflich zu, aber Lord Pumphrey, dessen Anwesenheit immer noch ein Geheimnis für Sharpe war, öffnete die Augen und hörte

aufmerksam zu, sodass er Sharpe nervös machte. Seine Lordschaft sagte jedoch nichts, als Sharpe die nüchterne Geschichte beendete.

Stattdessen sprach Lavisser. »Sie beeindrucken mich, Mister Sharpe«, sagte er übertrieben begeistert, »Sie beeindrucken mich mächtig.« Sharpe wusste nicht, was er dazu sagen sollte, und so blickte er aus dem Fenster auf ein kleines Weizenfeld, das vom Regen platt gedrückt war. Jenseits des nassen Weizens stand ein Heuschober, was ihn daran erinnerte, dass Grace während der Ernte im Jahr zuvor gestorben war. Er glaubte einen Kloß in der Kehle zu haben. Verdammt, dachte er, hört das denn niemals auf? Er sah Grace vor seinem geistigen Auge. Sie saß da mit gefalteten Händen auf ihrem geschwollenen Bauch und lachte über irgendeinen albernen Witz. Allmächtiger, dachte er, lass es vorübergehen.

Ihm wurde auf einmal bewusst, dass Sir David Baird jetzt über Kopenhagen sprach. Der dänische König war anscheinend verrückt, und das Land wurde stattdessen vom Kronprinzen regiert. »Stimmt es, dass Sie ihn kennen?«, wollte Baird von Lavisser wissen.

»Der Kronprinz kennt mich«, sagte Lavisser vorsichtig. »Mein Großvater ist einer seiner Kammerherren, so habe ich diese Empfehlung. Und mein Herr, der Duke, ist sein Cousin.«

»Wird das genug sein?«

»Mehr als genug«, bestätigte Lavisser.

Lord Pumphrey nahm eine Uhr aus seiner Tasche, fummelte an der Kette herum, blickte auf das Ziffernblatt und gähnte.

»Ist es langweilig für Sie, Mylord?«, grollte Baird.

»In Ihrer Gesellschaft bin ich immer gut unterhalten, Sir David«, sagte Lord Pumphrey mit sehr hoher Stimme. Er betonte jedes Wort sehr deutlich, was der Äußerung eine seltsame Autorität verlieh. »Ich bin gefesselt von Ihren

Worten«, fügte er hinzu, steckte die Uhr ein und schloss die Augen.

»Verdammter Narr«, murmelte Sir Baird, dann blickte er Sharpe an. »Wir sprechen über die dänische Flotte«, erklärte er. »Es ist eine verdammt große Flotte, die sich in Kopenhagen versteckt und vor sich hin modert. Aber die Franzmänner möchten sie in ihre verdammten Hände bekommen und die Schiffe ersetzen, die wir ihnen bei Trafalgar abgenommen haben. So denken sie an eine Invasion Dänemarks, um ihnen ihre Schiffe zu stehlen.«

»Und wenn die Franzosen eine Invasion machen«, fuhr Lavisser die Erklärung des Generals fort, »dann werden sie den Zugang zur Ostsee dominieren und Britanniens Handel abschneiden. Dänemark ist natürlich neutral, aber solche Umstände haben Bonaparte noch nie abgeschreckt.«

»Er ist hinter der dänischen Flotte her«, sagte Baird, »weil der verdammte Mann in Britannien einfallen will. So müssen wir verhindern, dass er sie stiehlt.«

»Wie kann man das bewerkstelligen?«, fragte Sharpe.

Baird grinste. »Indem man sie zuerst stiehlt. Das Auswärtige Amt hat einen Mann dort drüben, der versucht hat, die dänische Regierung zu überreden, ihre Schiffe in britische Häfen zu schicken, aber sie hat das abgelehnt. Captain Lavisser reist dorthin, um dafür zu sorgen, dass sie sich anders besinnen.«

»Wie wollen Sie das schaffen?« Sharpe blickte Lavisser fragend an.

Lavisser zuckte mit den Schultern. »Ich beabsichtige, den Kronprinzen zu bestechen.« Er klopfte auf die Holztruhe. »Wir transportieren Gold, und wir werden seine Majestät mit Glanz täuschen und mit einem Schatz benebeln.«

Lord Pumphrey stöhnte auf. Jeder ignorierte ihn, als Baird nach der Erklärung das Wort ergriff. »Captain Lavisser wird den Kronprinzen bestechen, Sharpe, und wenn die Franzosen von seinem Treiben Wind bekommen, werden sie

ihr Bestes tun, um ihn zu stoppen. Ein Messer in den Rücken wird sehr wirkungsvoll sein, also besteht Ihre Aufgabe darin, Lavisser zu schützen.«

Sharpe empfand keine Bedenken bei einem solchen Job, er hoffte sogar, eine Chance zu bekommen, mit einigen Franzosen aneinanderzugeraten. »Was geschieht, wenn uns die Dänen die Flotte nicht geben wollen, Sir?«, fragte er Baird.

»Dann machen wir eine Invasion«, sagte der General.

»Wir greifen Dänemark an?« Sharpe war erstaunt. Die Frau in Frog Pricks Kneipe hatte so etwas angedeutet, aber es überraschte ihn immer noch. Gegen Dänemark kämpfen? Dänemark war kein Feind!

»Dänemark«, bestätigte Baird. »Unsere Flotte ist bereit und wartet in Harwich, und die Dänen haben nur eine Wahl. Entweder stellen sie ihre Flotte unter unseren Schutz, oder ich nehme sie ihnen verdammt ab.«

»Sie, Sir?«

»Lord Cathcart hat die Leitung«, gab Baird zu, »aber er ist ein altes Weib. Ich werde dort sein, Sharpe, und dann gnade Gott den Dänen. Und Ihr Freund Wellesley ...«, er sprach den Namen mürrisch aus, »... kann hinterherlatschen, um zu sehen, ob er was lernen kann.«

»Er ist nicht mein Freund, Sir«, sagte Sharpe. Es stimmte, dass Wellesley ihn zum Offizier gemacht hatte, aber Sharpe hatte den General seit Indien nicht mehr gesehen. Ihm lag auch nichts an einem solchen Wiedersehen. Grace war eine Cousine von Wellesley gewesen, eine sehr entfernte, doch die Missbilligung ihres Verhaltens, sich mit Richard Sharpe einzulassen, hatte sich bis in die entferntesten Winkel ihrer aristokratischen Familie ausgebreitet.

»Ich bin Ihr Freund, Mister Sharpe«, sagte Baird wölfisch, »und es macht mir nichts aus, zuzugeben, dass ich Sie scheitern sehen will. Ein Kampf in Dänemark? Das könnte mich erfreuen. Kein weiteres Gerede eines Mannes, der nur

in Indien kämpfen kann.« Das war nackte Bitterkeit. Baird hatte das Gefühl, unfair in Indien behandelt worden zu sein, denn Wellesley hatte die Beförderungen, die Baird glaubte, verdient zu haben, anderen zuteil werden lassen. Kein Wunder, dass er Krieg will, dachte Sharpe.

Sie erreichten Harwich am Abend. Die Felder um den kleinen Hafen waren übersät mit den Zelten eines Lagers, während die feuchten Weiden voller Kavallerie- und Artilleriepferde waren. Geschütze waren in den Straßen der Stadt abgestellt und Rad an Rad auf den Kai ausgerichtet, wo ein Mann, so groß und breitschultrig wie Baird, wartend neben einem großen Haufen teuren Ledergepäcks stand. Der Mann war im Schwarz eines Dieners gekleidet, und zuerst dachte Sharpe, es sei ein Gepäckträger, der auf Trinkgeld warte, doch dann neigte der Riese den Kopf zu Lavisser, der ihm vertraulich auf die Schulter klopfte.

»Dies ist Barker, mein Mann«, sagte Lavisser zu Sharpe. Und zu Parker gewandt: »Dies ist Lieutenant Sharpe, Barker, der den unglücklichen Willsen ersetzt.«

Barker streifte Sharpe mit einem flüchtigen Blick. Ein weiterer Halsabschneider, dachte Sharpe, ein harter, narbiger Killer. Er nickte Barker zu, doch der erwiderte nicht den Gruß, blickte einfach weg.

»Barker war ein Straßenräuber«, sagte Lavisser begeistert, »bevor ich ihm Manieren und Moral beibrachte.«

»Ich verstehe nicht, warum Sie mich brauchen«, sagte Sharpe, »wenn Sie einen Straßenräuber auf Ihrer Seite haben.«

»Ich bezweifle, dass ich Sie brauche«, sagte Lavisser, »aber unsere Oberen bestehen darauf, dass ich einen Beschützer habe, und so sind Sie hier.« Er lächelte Sharpe strahlend an.

Schaulustige hatten sich auf dem Kai versammelt, um die Flotte der großen Kriegsschiffe anzugaffen, die in der Flussmündung lagen, während Frachtschiffe, Fregatten und Briggs ankerten oder vertäut näher beim kleinen Hafen

lagen. Am nächsten beim Kai befanden sich einige plumpe Schiffe, viel kleiner als Fregatten, mit tiefem Freibord und breitem Rumpf. »Bombenschiffe«, bemerkte Gordon, Bairds Neffe.

»Sie haben verdammt große Mörser in ihrem Bauch«, erklärte Baird, dann drehte er sich um und schaute zu der kleinen Stadt. »Ein Dutzend gut bemannter Bombenschiffe könnten Harwich in zwanzig Minuten auslöschen. Es wird interessant sein, zu sehen, was sie bei einer Stadt wie Kopenhagen anrichten.«

»Sie würden doch nicht Kopenhagen bombardieren!« Captain Gordon klang schockiert.

»Ich bombardiere Kopenhagen, wenn es der König verlangt«, sagte Baird.

»Aber nicht Edinburgh«, murmelte Gordon.

»Was haben Sie gesagt, Gordon?«

»Ich habe gesagt, dass die Zeit knapp wird, Sir. Ich bin sicher, dass Captain Lavisser und Lieutenant Sharpe bald an Bord gehen sollten.«

Ihr Schiff war eine Fregatte, frisch gestrichen und näher bei Felixstowe am nördlichen Ufer des Flusses vertäut. »Es ist die *Cleopatra«,* sagte Bairds Adjutant. Anscheinend hatte die Crew der Fregatte die Ankunft der Kutsche gesehen, denn ein Beiboot wurde jetzt über den Fluss gerudert.

Ein Dutzend Offiziere vom Zeltlager hatten sich weiter unten am Kai versammelt, und Sharpe sah einige Grünröcke zwischen den roten Röcken. Er wollte nicht erkannt werden, und so duckte er sich hinter einen großen Stapel Heringsfässer und starrte auf den Schlick, wo Möwen flatterten und um Fischgräten kämpften.

Plötzlich war ihm kalt. Er wollte nicht auf See. Er hatte Grace auf einem Schiff kennengelernt. Die Erinnerung daran wurde noch verstärkt durch einen Gentleman vom Lande, der in seinem offenen Kutschwagen mit seinen Töchtern gekommen war, um die Schiffe zu sehen, und er erzählte

ihnen, welche Schiffe der fernen Flotte bei Trafalgar gewesen waren.

»Da, seht ihr? Die *Mars?* Sie ist dabei gewesen.«

»Welches meinst du, Papa?«

»Das schwarzgelbe.«

»Die sind alle schwarz und gelb, Papa. Wie Wespen.«

Sharpe starrte zu den Schiffen, hörte im Hintergrund die Mädchen mit ihrem Vater scherzen und versuchte, nicht an Grace zu denken, als eine deutlich sprechende, helle Stimme hinter ihm ertönte. »Sind Sie zufrieden, Lieutenant?«

Sharpe drehte sich um und sah Lord Pumphrey, den jungen und wortkargen Zivilisten, der während der Kutschfahrt so wenig gesagt hatte. »Mylord?«

»Ich hörte gestern Abend, dass Sie an diesem Unsinn beteiligt sind«, sagte Pumphrey, »und ich muss zugeben, dass mir Ihre Qualitäten gänzlich unbekannt waren. Ich entschuldige mich dafür, aber ich bin nicht sehr vertraut mit der Armee. Mein Vater wollte einst, dass ich Soldat werden sollte, aber er begriff, dass ich zu schlau und feinfühlig bin.« Er lächelte Sharpe an, der das Lächeln nicht erwiderte. Lord Pumphrey seufzte. »So nahm ich mir die Freiheit, Bekannte über Sie zu befragen, um etwas über Sie zu erfahren, und sie informierten mich, dass Sie ein äußerst einfallsreicher Mann sind.«

»Bin ich das, Mylord?« Sharpe fragte sich, welche gemeinsamen Bekannte er und Lord Pumphrey haben konnten.

»Ich habe auch gute Ideen«, fuhr Pumphrey fort. »Ich arbeite für das Außenministerium, doch im Moment bin ich darauf beschränkt, als ziviler Adjutant von Sir David zu dienen. Es öffnet einem ziemlich die Augen, wie das Militär so operiert. Also, Lieutenant, sind Sie zufrieden?«

Sharpe zuckte mit den Schultern. »Es scheint alles ein bisschen übereilt zu sein, Mylord, wenn es das ist, was Sie

meinen.«

»Bedrückend übereilt!«, stimmte Pumphrey zu. Er war so dünn und wirkte so zerbrechlich, dass man meinen konnte, ein Windstoß würde ihn vom Kai blasen, aber im Gegensatz zu dieser offensichtlichen Schwäche waren da die energischen Augen, die sehr intelligent blickten. Er zog eine Schnupftabakdose hervor, ließ den Deckel aufschnappen und bot Sharpe Tabak an. »Sie benutzen keinen Schnupftabak? Ich finde ihn beruhigend, und wir brauchen im Augenblick einen klaren Kopf. Diese alarmierende Exkursion, Lieutenant, wird vom Duke of York ermuntert. Wir beim Außenministerium, von dem man erwarten könnte, dass es mehr über Dänemark weiß als Seine Königliche Hoheit, missbilligen den ganzen Plan zutiefst, doch der Duke hat leider die Unterstützung des Premierministers gewonnen. Mister Canning will die Flotte und würde lieber einen Feldzug vermeiden, der unausweichlich Dänemark zu unserem Feind machen würde. Er sagt auch, dass eine erfolgreiche Bestechung dem Schatzamt die Kosten für solch einen Feldzug ersparen würde. Das sind überzeugende Argumente, Lieutenant, finden Sie nicht auch?«

»Wenn Sie es sagen, Mylord.«

»In der Tat überzeugend, und unerhört konfus. Es wird alles in Tränen enden, Lieutenant, und deshalb hat mich das Außenministerium in seiner unsagbaren Weisheit zu der dänischen Expedition eingeteilt. Ich bin bevollmächtigt, sozusagen die Scherben aufzusammeln.«

Sharpe fragte sich, warum Seine Lordschaft ein Schönheitspflaster auf der Wange trug. Es war der Blickfang von Frauen, nicht von Männern, aber Sharpe verzichtete darauf, eine diesbezügliche Frage zu stellen. Stattdessen beobachtete er zwei Möwen unterhalb des Kais, die sich um Fischabfall stritten. »Sie meinen, es wird nicht funktionieren, Mylord?«

Pumphrey betrachtete die Schiffe. »Sagen wir so, Lieutenant: Nichts, was ich gehört habe, lässt den Schluss zu, dass der dänische Kronprinz käuflich ist.«

»Käuflich?«, fragte Sharpe.

Seine Lordschaft zeigte die Andeutung eines Lächelns. »Nichts, was ich gehört habe, lässt darauf schließen, dass der Kronprinz anfällig für Bestechung ist, und folglich ist das Außenministerium besorgt, dass die ganze Sache für uns Briten peinlich werden kann.«

»Wieso?«

»Angenommen, der Kronprinz fühlt sich durch die angebotene Bestechung beleidigt und teilt den Versuch der Welt mit.«

»Wäre das so schlimm?«, fragte Sharpe.

»Es wäre plump«, sagte Lord Pumphrey ernst, »und Plumpheit ist die größte Beleidigung für gute Diplomatie. In Wahrheit bestechen wir die Hälfte der gekrönten Häupter in Europa, aber wir müssen so tun, als ob das nicht geschieht. Aber es gibt Schlimmeres.« Er warf einen Blick über die Schulter, um sich zu vergewissern, dass niemand mithörte. »Captain Lavisser ist verschuldet. Er spielt bei Almack's. Nun, das tun viele andere, aber allein die Tatsache ist beunruhigend.«

Sharpe lächelte auf den vogelartigen Pumphrey hinab. »Er steckt bis zum Hals in Schulden, und Sie schicken ihn mit einer Truhe voller Geld los?«

»Der Oberbefehlshaber besteht darauf, der Premierminister stimmt ihm zu und wir vom Auswärtigen Amt können unmöglich einwenden, dass der Ehrenwerte John Lavisser etwas anderes als äußerst ehrenwert ist.« Pumphrey betonte Letzteres spöttisch, als meine er das Gegenteil von dem, was er gesagt hatte. »Wir müssen die schmutzigen Dinge säubern, Lieutenant, wenn sich die Begeisterung gelegt hat. Eine hässliche Sache, Begeisterung. Und wenn die Dinge sich als schlecht erweisen, wissen wir es zu schätzen, dass

niemand gewusst hat, was geschieht. Wir möchten nicht, dass der Duke und der Premierminister wie völlige Narren dastehen, oder?«

»Das möchten wir nicht, Mylord?«

Lord Pumphrey schauderte bei Sharpes Sarkasmus. »Wenn Lavisser scheitert, Lieutenant, dann will ich, dass Sie ihn und das Geld aus Kopenhagen raus und in die Sicherheit unserer Armee bringen. Wir wollen der dänischen Regierung keinen gescheiterten und plumpen Versuch einer Bestechung erklären müssen.« Er nahm ein Blatt Papier aus seiner Tasche. »Wenn Sie in Kopenhagen Unterstützung brauchen, dann werden Sie sie von diesem Mann erhalten.« Er hielt Sharpe das Papier hin, dann zog er es zurück. »Ich muss Ihnen sagen, Sharpe, dass ich mir große Sorgen gemacht habe, Ihnen diesen Namen preiszugeben. Der Mann ist wertvoll. Ich hoffe inbrünstig, dass Sie seine Hilfe nicht benötigen werden.«

»Von welchem Verrat sprechen Sie, Mylord?«, fragte Baird laut.

»Ich habe nur auf die Schönheit der Szenerie hingewiesen, Sir David«, sagte Lord Pumphrey mit seiner hohen Stimme, »und Lieutenant Sharpe darauf aufmerksam gemacht, wie fein die Takelung der Schiffe ist. Ich hätte gern Gelegenheit, die Szenerie in Aquarellfarben zu malen.«

»Guter Gott, Mann, überlassen Sie das den verdammten Künstlern!« Baird war entsetzt. »Dafür sind die Idioten da.«

Lord Pumphrey drückte das Blatt Papier in Sharpes Hand. »Behalten Sie diesen Namen für sich, Lieutenant«, sagte er leise. »Nur Sie kennen ihn jetzt.«

Das heißt, dass man ihn Lavisser nicht anvertraut hat, dachte Sharpe. »Danke, Mylord«, sagte er, aber Lord Pumphrey hatte sich bereits von ihm entfernt, denn ein Boot der *Cleopatra* war zu der Mole gerudert worden, die Zugang zu der Tiefwasserrinne bot. Die Truhe wurde in das Boot geladen, und Baird gab Lavisser die Hand.

»Auf Wiedersehen und viel Glück und Erfolg«, sagte Baird. »Ich muss zugeben, es würde mir nichts ausmachen, wenn Sie scheitern, aber es gibt keinen Grund dafür, dass richtige Soldaten sterben, wenn eine Hand voll Gold sie am Leben erhalten kann.« Er schüttelte Sharpe die Hand. »Halten Sie unseren Gardisten am Leben, Sharpe.«

»Das werde ich, Sir.«

Die beiden Offiziere wechselten kein Wort, als sie zur *Cleopatra* gerudert wurden, die, in ihrer Hast, einen günstigen Wind zu nutzen, bereits den Anker lichtete. Sharpe und Lavisser stiegen auf das Schiff und wurden vom Schrillen der Bootsmannspfeifen und einem gestressten Lieutenant begrüßt, der sie hastig zum Achterdeck schickte, während der Hüne Barker das Gepäck nach unten trug und ein Dutzend Seeleute eine Kette bildeten, um das Gold an Deck zu bringen.

»Captain Samuels bittet, ihn zu entschuldigen, während wir in See stechen«, sagte der Lieutenant. »Und er bittet Sie, an der Heckreling zu bleiben, Gentlemen, bis die Segel gehisst sind.«

Lavisser grinste, als der Lieutenant davoneilte. »Das heißt, dass Captain Samuels uns nicht im Weg haben will, wenn beim Segel setzen Mist gebaut wird. Und er ist ohne Zweifel unter den Augen des Admirals. Das ist fast so, wie eine Wache in Windsor Castle aufstellen. Ich nehme an, das haben Sie nie getan, Sharpe, eine Wache in Windsor aufgestellt?«

»Nein, nie, Sir«, sagte Sharpe.

»Sie machen das perfekt, und dann meldet Ihnen ein altersschwacher Blödmann, der zum letzten Mal gegen Wilhelm den Eroberer gekämpft hat, dass Gardist Bloggs einen schlechten Feuerstein in seiner Muskete hat. Und hören Sie um Gottes willen auf, mich mit ›Sir‹ anzureden«, sagte Lavisser mit einem Lächeln. »Dann geben Sie mir das Gefühl, alt zu sein, und das ist schrecklich unfreundlich von

Ihnen. Also, was steht auf dem Papier, das der kleine William Ihnen gegeben hat?«

»Welcher kleine William?«

»Lord Pumps. Er war in Eton ein blasser kleiner Wurm und ist heute nicht besser.«

»Es ist nur seine Adresse«, sagte Sharpe. »Er sagte, ich soll mich bei ihm melden, wenn ich zurück bin.«

»Unsinn«, sagte Lavisser, doch er wirkte nicht beleidigt, weil Sharpe ihn belogen hatte. »Wenn meine Vermutung richtig ist, dann ist es der Name eines Mannes in Kopenhagen, der uns helfen könnte, ein Name, möchte ich hinzufügen, den die misstrauischen Bastarde im Außenministerium mir nicht geben wollten. Das ist die arrogante Art des Außenministeriums. Werden Sie mir den Namen sagen?«

»Wenn ich mich daran erinnern könnte. Ich hab das Papier weggeworfen.«

Lavisser lachte über diese Unwahrheit. »Sagen sie mir nicht, der kleine Pumps hat Ihnen weisgemacht, es geheim zu halten! Hat er? Armer kleiner Pumps, überall sieht er Verschwörer. Nun, solange einer von uns den Namen weiß, macht es wohl nichts aus.« Er blickte zu den Seeleuten hoch, die die Segel hissten. Es war Sharpe nach der langen Heimreise von Indien vertraut. Captain Samuels, groß und schwer, stand an der weißen Linie, die das Achterdeck vom Rest des Glattdecks der Fregatte markierte. Er sagte nichts, beobachtete nur seine Männer.

»Wie lange wird die Reise dauern?«, fragte Sharpe Lavisser.

»Eine Woche? Zehn Tage? Manchmal viel länger. Das hängt alles von Aeolus, unserem Gott der Winde, ab. Mag er uns schnell und sicher nach Dänemark blasen.«

Sharpe stieß einen Grunzlaut aus. Er starrte zu den Herings-Räuchereien hinüber, wo sich ein Rauchschleier über das Land legte, und lehnte sich auf die Heckreling. Plötzlich wünschte er, überall zu sein, nur nicht auf See.

Lavisser stützte sich neben ihn auf die Reling. »Sie sind nicht glücklich, Sharpe«, sagte der Gardist.

Sharpe runzelte die Stirn, denn die Worte kamen ihm aufdringlich vor. Er sagte nichts.

Lavisser, dicht neben ihm, blickte zu einer Möwenschar auf und schien nachzudenken, dann sah er Sharpe an. »Ich vermute, dass Sie Lady Grace Hale an Bord eines Schiffes kennengelernt haben und seither nicht mehr auf See gewesen sind.« Er hob beschwichtigend eine Hand, als er den Ärger in Sharpes Augen sah. »Mein lieber Sharpe, bitte missverstehen Sie mich nicht. Ich fühle mit Ihnen, ehrlich. Ich habe Lady Grace selbst einmal kennengelernt. Es muss vor einem Dutzend Jahren oder mehr gewesen sein, und ich war erst ein junger Hüpfer von fünfzehn, aber ich war von ihrer Schönheit fasziniert. Sie war sehr schön.«

Sharpe sagte nichts, beobachtete nur Lavisser.

»Sie war schön, und sie war clever«, fuhr der Gardisten-Captain leise fort. »Und verheiratet mit einem langweiligen alten Sack. Und Sie, Sharpe, verzeihen Sie, schenkten ihr eine Zeit des Glücks. Ist das nicht etwas, an das man sich zufrieden erinnert?« Lavisser wartete auf Sharpes Antwort, doch Sharpe schwieg. »Habe ich recht?«, fragte Lavisser sanft.

»Sie ließ mich verdammt elend zurück«, sagte Sharpe schließlich. »Ich kann es anscheinend nicht abschütteln. Und, ja, auf einem Schiff zu sein bringt es zurück.«

»Warum sollten Sie es abschütteln?«, fragte Lavisser. »Mein lieber Sharpe, darf ich Sie Richard nennen? Das ist freundlich von Ihnen. Mein lieber Richard, Sie sollten trauern. Das hat sie verdient. Je größer die Liebe, desto größer die Trauer. Und es ist grausam für Sie gewesen. All das Gerede! Es geht niemanden was an, was Sie und Lady Grace getan haben.«

»Jeder meint, es ginge ihn was an«, sagte Sharpe bitter.

»Und das wird vorübergehen«, meinte Lavisser. »Gerüchte und Klatsch und Tratsch sind kurzlebig, Richard, sie verschwinden wie Tau oder Rauch. Ihr Kummer bleibt, aber der Rest der Welt wird vergessen, er hat es größtenteils bereits vergessen.«

»Sie nicht.«

Lavisser lächelte. »Ich habe mir die ganze Zeit den Kopf über Sie zerbrochen, um aus Ihnen schlau zu werden. Ich kam erst ein wenig dahinter, als wir an Bord gingen.« Schritte unterbrachen sie, als Seeleute nach achtern kamen, um das Besansegel zu sichern. Das große Segel schlug über ihren Köpfen und wurde unter Kontrolle gebracht. Die Schiffsflagge, blau, weil der Flotten-Commander ein Admiral der Blauen war, flatterte im Wind, als die *Cleopatra* Fahrt aufnahm. »Die Trauer wird vorübergehen, Richard«, fuhr Lavisser leise fort. »Ich hatte eine Schwester, die starb, ein liebes Ding, und ich trauerte um sie. Es ist nicht das Gleiche, ich weiß, aber wir sollten uns nicht schämen, unsere Gefühle zu zeigen. Nicht, wenn wir um eine wunderschöne Frau trauern.«

»Es wird mich nicht daran hindern, meinen Job zu erledigen«, sagte Sharpe stoisch und kämpfte gegen Tränen an.

»Natürlich nicht«, sagte Lavisser mitfühlend. »Ebenso wenig wird es verhindern, dass Sie sich an den Fleischtöpfen in Kopenhagen erfreuen. Es sind nur wenige, und einige sind mager, aber ich kann Ihnen versichern, dass wir unseren Spaß mit ihnen haben werden, wie sie auch sind.«

»Ich kann mir keine Fleischtöpfe erlauben«, sagte Sharpe.

»Reden Sie kein Blech, Richard! Wir segeln mit dreiundvierzigtausend Guineas der Regierung, und ich habe vor, so viele davon zu stehlen, wie ich kann, ohne erwischt zu werden.« Er grinste so breit und mit solch ansteckender Freude, dass Sharpe lachen musste. »Da sehen Sie's«, sagte Lavisser. »Ich werde gut für Sie sein!«

»Das hoffe ich«, erwiderte Sharpe. Er beobachtete das Kielwasser der *Cleopatra.* Der Wind kam aus Westen, sodass die ankernden Schiffe dem Achterdeck der Fregatte ihre Hecks zuwandten. Die hässlichen Bombenschiffe lagen tief im Wasser. Eines hieß *Thunder,* ein anderes *Vesuvius*, und die *Aetna* und die *Zebra* lagen dicht dabei. Die Fregatte segelte so nahe an der *Zebra* vorbei, dass Sharpe hinab auf die beiden großen Mörser im Schiffsbauch sehen konnte. Die Mörser waren mit Mündungspfropfen versehen. Weitere acht Kanonen, dem Aussehen nach Karronaden, waren hinter dem Hauptmast aufgestellt. Ein hässliches Schiff, dachte Sharpe, aber eine Bestie mit scharfen Zähnen, und sechzehn der Bombenschiffe lagen vertäut oder ankerten im Fluss, zusammen mit Segelschiffen, die mit schweren Kanonen ausgerüstet waren. Dies waren keine Schiffe, um gegen andere zu kämpfen, sondern um Ziele an Land zu beschießen.

Die *Cleopatra* wurde jetzt schneller. Sie neigte sich nach backbord, und das Wasser begann an ihrem Heck zu gurgeln und zu schäumen. Die Dämmerung senkte ihre Schatten auf die großen 74er, die Arbeitspferde der britischen Flotte. Sharpe erkannte einige der Schiffsnamen von Trafalgar, die *Mars, Minotaur, Orion und Agamemnon,* doch die meisten hatte er noch nie gesehen. Die *Goliath* wirkte im Widerspruch zu ihrem Namen klein neben der *Prince of Wales,* einem Monster mit 98 Geschützen, an dem der Wimpel des Admirals flatterte. Sie erwiderte den Salut, den die *Cleopatra* im Vorbeifahren feuerte. Das Donnern der Kanonen war gewaltig, der Rauch dicht.

Nur ein Schiff, ein anderer 74er, lag jenseits der *Prince of Wales.* Das Schiff sah gut aus, und Sharpe hatte auf seiner Heimreise von Indien genügend gelernt, um zu erkennen, dass sie in Frankreich erbaut und vom Feind erbeutet worden war. Wasser gurgelte von ihren Pumpen, als die *Cleopatra* vorbeisegelte, und Sharpe sah, dass Männer in

ihrer Arbeit innehielten und die schnittige Fregatte beobachteten. Dann ließ die *Cleopatra* den 74er hinter sich, und Sharpe konnte die goldene Aufschrift auf ihrem Heck lesen. *Pucelle.* Sein Puls beschleunigte sich. Die *Pucelle!* Das Schiff, mit dem er unter dem Kapitän Joel Chase bei Trafalgar gewesen war. Sharpe wusste nicht, ob Chase immer noch ein Captain oder an Bord der *Pucelle* oder überhaupt am Leben war. Er wusste nur, dass er mit Grace glückselig an Bord des Schiffes gewesen war, das von seinen französischen Erbauern für Jeanne d'Arc *la pucelle,* die Jungfrau, getauft worden war. Er wollte zum Schiff winken, doch es war zu weit entfernt, und er konnte niemanden an Bord wiedererkennen.

»Sie sind willkommen, Gentlemen.« Captain Samuels, dunkelhäutig, braunhaarig und finster blickend, war gekommen, um seine Gäste zu begrüßen. »Lieutenant Dunbar wird Ihnen Ihre Quartiere zeigen.« Er sah Sharpe, der sich umgedreht hatte, um wieder zur *Pucelle* zu blicken, finster an. »Sie finden meine Worte langweilig, Lieutenant?«

»Nein, Sir. Ich bin mal an Bord dieses Schiffes gewesen.«

»Auf der *Pucelle*?«

»Hat sie nicht die *Revenant* bei Trafalgar gekapert, Sir?«

»Und wenn schon. Es gab viel leichte Beute bei dieser Seeschlacht, Lieutenant.« Der Neid eines Mannes, der nicht mit Nelson gesegelt war, sprach aus Samuels Worten.

»Waren Sie dort?«, fragte Sharpe. Er wusste, dass es den Kapitän wurmen würde.

»Ich war nicht dort, und Sie ebenso wenig, Lieutenant, und jetzt werden Sie so höflich sein, mir zuzuhören.« Er zählte die Regeln dieses Schiffes auf, dass sie nicht an Bord rauchen und nicht auf die Takelage klettern durften und zum Achterdeck salutieren mussten. »Sie werden Ihre Mahlzeiten in der Offiziersmesse einnehmen, und ich bitte darum, dass Sie der Crew aus dem Weg bleiben. Ich werde meine Pflicht tun, aber Gott weiß, dass mir das nicht gefallen muss. Ich

soll Sie und Ihr verdammtes Gepäck heimlich an Land absetzen, und das werde ich tun, aber ich werde froh sein, wenn ich Sie von hinten sehe, und wieder davonsegeln kann.« Er ging so abrupt fort, wie er gekommen war.

»Ich liebe es, mich willkommen zu fühlen«, murmelte Lavisser.

Sharpe blickte wieder nach achtern, doch die *Pucelle* war nur noch als verschwommener Fleck zu erkennen. Sie war weg, und er segelte wieder. Er segelte in einen Krieg oder um einen Krieg aufzuhalten, oder in Verrat verwickelt zu sein, doch was auch immer es sein würde, er war immer noch Soldat.

Sharpe war ein Soldat ohne Waffen. Er war mit dem offiziell ausgegebenen Säbel an Bord der *Cleopatra* gegangen, aber mit nichts sonst. Mit nichts Nützlichem. Er beklagte sich darüber bei Lavisser, der sagte, er würde reichlich ausgerüstet werden in Vygard.

»Es ist das Haus, in dem meine Mutter aufgewachsen ist, und es ist sehr schön.« Er klang wehmütig. »Mein Großvater hat alles, was Sie brauchen könnten: Pistolen, Degen, was Sie sich denken können, obwohl ich bezweifle, dass wir wirklich in gefährliche Situationen geraten werden. Sicherlich haben die Franzosen in Kopenhagen Agenten, aber Sie werden kaum versuchen, mich zu ermorden.«

»Wo ist Vygard?«, fragte Sharpe.

»Bei Köge, wo unser gastfreundlicher Kapitän uns an Land bringen soll.« Sie waren elf Tage von Harwich entfernt und segelten unter einer sonnenbeschienenen See. Lavisser lehnte an der Heckreling und wirkte lässig und unbeschwert. Er trug keinen Hut, und in seinem hellen Haar spielte der Wind. Er hatte blaue Augen und ein scharf geschnittenes Gesicht, sodass er wie einer seiner Wikinger-Ahnen aussah, die auf der gleichen kalten See gesegelt waren. »Sie brauchen bestimmt keine Waffen, Richard«, fuhr Lavisser fort. »Wir werden uns in Vygard einfach eine Kutsche

mieten, um das Gold nach Kopenhagen zu transportieren, unser Geschäft mit dem Kronprinzen erledigen und die Genugtuung haben, den Frieden zu retten.«

Lavisser hatte zuversichtlich gesprochen, aber Sharpe rief sich Lord Pumphreys Zweifel in Erinnerung, dass der dänische Kronprinz empfänglich für Bestechung wäre. »Und was ist, wenn der Kronprinz sich nicht kaufen lässt?«, fragte er.

»Keine Sorge«, sagte Lavisser. »Mein Großvater ist sein Kammerherr, und er sagte mir, dass der Kronprinz die Bestechung selbst vorgeschlagen hat.« Er lächelte. »Er braucht Geld, Sharpe, um sein Schloss Kristiansborg neu aufzubauen, das vor ein paar Jahren niedergebrannt ist. Es ist alles sehr einfach, und wir werden als Helden heimkehren. Wo soll die Gefahr sein? Es gibt keine Franzmänner in Vygard, keine in dem Stadthaus meines Großvaters in Bredgade, und die Gardisten des Prinzen werden uns die Bastarde vom Hals halten. Sie brauchen wirklich keine Waffen, Richard. Ich will Sie nicht beleidigen, Richard, aber Ihre Anwesenheit, obwohl völlig willkommen, ist ebenfalls überflüssig.«

»Dinge können immer schiefgehen«, gab Sharpe zu bedenken.

»Oh, wie wahr! Ein Erdbeben könnte Kopenhagen zerstören. Vielleicht wird die Pest ausbrechen, oder die vier Reiter der Apokalypse werden Dänemark heimsuchen. Richard! Ich kehre in meine Heimat zurück. Ich besuche einen Prinzen, mit dem ich entfernt verwandt bin. Wie ich ist er halb Engländer, wussten Sie das? Seine Mutter ist König Georges Schwester.«

Lavisser hatte Überzeugungskraft, aber Sharpe fühlte sich wie nackt ohne richtige Waffen, und Lavissers Vorgesetzte hielten es für klug, den Gardisten beschützen zu lassen.

Sharpe ging nach unten in die kleine Kabine, die er mit Lavisser teilte, und öffnete seinen Tornister. Seine

Zivilkleidung war darin, die guten Kleidungsstücke, die Grace für ihn gekauft hatte, zusammen mit den Fernrohr, das ein Geschenk von Sir Arthur Wellesley war. Aber unten im Tornister, versteckt und fast vergessen, lag sein altes Einbrecherbesteck. Er zog es heraus und betrachtete die leicht rostigen Dietriche. Grace hatte sie einst verwundert entdeckt und wissen wollen, was es damit auf sich hatte. Sie hatte ungläubig gelacht, als er es erklärt hatte. »Du könntest aufgehängt werden, weil du so was besitzt«, hatte sie gesagt.

»Ich behalte es als Erinnerung an alte Zeiten«, hatte er erwidert.

»Du hast es sicherlich nie benutzt, oder?«

»Selbstverständlich habe ich es benutzt!«

»Zeig es mir! Zeig es mir!«

Er demonstrierte ihr, wie man ein Schloss knackte, wie er es in der Vergangenheit oft getan hatte. Jetzt war er aus der Übung, aber das Vorhängeschloss der großen Truhe, die das Regierungsgeld enthielt, würde kein Problem für ihn darstellen. Es gab viele Waffen an Bord, doch um welche davon zu bekommen, würde er schon einiges Schmiergeld zahlen müssen.

Sharpe hatte jetzt eigenes Geld. Vierundzwanzig Pfund, acht Schilling, vier Pence und einen halben Penny von Jem Hocking. Das meiste davon in kleinen Silber- und Kupfermünzen hatte ihm Sergeant Matthew Standfast, der neue Besitzer des Frog Prick, in Gold umgewechselt. »Das mache ich aber nur gegen eine Gebühr«, hatte Standfast erklärt. »Das ist schmutziges Geld!« Standfast hatte auf die Kupfermünzen getippt. »Die muss man ja in Essig kochen.« Die zweiundzwanzig glänzenden Guineas, die Sharpe erhalten hatte, waren jetzt sicher in einem von seinen Ersatzhemden verstaut.

Er hätte sein eigenes Geld benutzen können, um sich Waffen zu besorgen, aber das sah er nicht ein. Britannien

schickte ihn nach Dänemark, und es waren Britanniens Feinde, die eine Bedrohung für Lavisser waren, also sollte Britannien zahlen, und das bedeutete, dass er Gold aus der großen Truhe nahm, die fast die gesamte kleine Kabine ausfüllte, die er mit Lavisser teilte. Sharpe öffnete mit Hilfe seines Dietrichs den Deckel der Truhe. Darin lagen Schichten von Segeltuchbeuteln, die mit Draht verschnürt und mit rotem Wachs versiegelt waren. Sharpe hob drei Beutel der oberen Schicht ab und schlitzte die Beutel unten mit seinem Messer auf.

Guineas. Der goldene Reiter Sankt Georg. Sharpe nahm einen Guinea und betrachtete das Bild des Heiligen, der einen Drachen erstach. Dicke, echte Goldstücke, und die Truhe enthielt genug, um ein Königreich zu bestechen, aber sie konnte ein wenig für Lieutenant Sharpe entbehren, und so nahm er fünfzehn der Goldstücke und versteckte sie in seinen Taschen, bevor er die Beutel wieder in die Truhe legte. Er hatte gerade den letzten Beutel in der Truhe verstaut, als er Schritte vor der Kabine hörte. Er schloss die Truhe und setzte sich darauf, um die Abwesenheit des Vorhängeschlosses zu verbergen. Die Kabinentür wurde geöffnet, und Barker trat mit einem Eimer ein. Er sah Sharpe und verharrte.

Sharpe tat, als hätte er sich die Stiefel angezogen. Er blickte zu dem hünenhaften Barker auf, der sich unter den Deckenbalken ducken musste: »Sie sind also mal Straßenräuber gewesen, Barker?«

»Das hat der Captain Ihnen erzählt.« Barker stellte den Eimer ab.

»Wo?«, fragte Sharpe.

Barker zögerte, als ob er in der Frage eine Falle wittere, dann zuckte er mit den Schultern. »Bristol.«

»Kenne ich nicht«, sagte Sharpe leichthin. »Und jetzt haben Sie sich gebessert?«

Barker druckste mit der Antwort herum.

»Haben Sie?«, setzte Sharpe nach.

Barker schnitt eine Grimasse. »Ich suche nach Mister Lavissers Rock.«

Sharpe konnte das Vorhängeschloss in einer Ecke der Kabine liegen sehen, und hoffte, dass Barker es nicht sah. »Was werden Sie also tun, wenn die Franzosen unsere Pläne durchkreuzen?«

Barker blickte Sharpe finster an. Es hatte den Anschein, als hätte er die Frage nicht verstanden oder er wollte einfach nicht mit Sharpe reden, doch dann schnaubte er. »Woher sollen sie erfahren, wo wir sind? Der Captain spricht Dänisch, und Sie und ich werden unsere Klappe halten.« Er nahm einen Rock vom Haken neben der Tür und verließ wortlos die Kabine.

Sharpe wartete, bis seine Schritte verklangen, dann brachte er das Vorhängeschloss wieder an der Truhe an. Er mochte Barker nicht, und die Abneigung war offenbar gegenseitig. Der Mann gab einen sonderbaren Diener für Lavisser ab. Sharpe hatte viele Gentlemen kennengelernt, die sich mit primitiven Typen aus der Gosse abgaben. Solche Männer erfreuten sich daran, sich deren Banditengeschichten anzuhören, und sie fühlten sich durch die Freundschaft mit ihnen geschmeichelt. Vermutlich teilte Lavisser ihren Geschmack. Vielleicht, dachte Sharpe, erklärt das, warum Lavisser auch so freundlich zu mir ist.

Am nächsten Tag bestach er den Schiffsprofos mit zweien der Goldstücke, die dieser wie ein Zauberkünstler in seiner Tasche verschwinden ließ, und eine Stunde später brachte er Sharpe ein scharf geschliffenes Entermesser und zwei schwere Pistolen für den Seedienst samt einem Beutel Kartuschen. »Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Captain Samuels nichts davon erfahren würde«, sagte der Schiffsprofos, »denn er ist ein Auspeitscher, wenn er bestohlen wird. Halten Sie die Sachen versteckt, bis Sie an Land sind, Sir.«

Sharpe versprach es. Es würde nicht schwierig sein, das Versprechen während der Reise zu halten, aber wie würde er die Waffen vom Schiff bekommen, ohne dass Captain Samuels es bemerkte? Dann fiel ihm die Truhe ein. Er fragte Lavisser, ob er die Waffen zu dem Gold legen konnte.

Lavisser lachte, als er das Entermesser und die Pistolen sah. »Sie konnten nicht warten, bis wir in Vygard sind?«

»Ich fühle mich wohler, wenn ich bewaffnet bin«, sagte Sharpe.

»Bewaffnet? Wenn Sie so viel davon herumschleppen, werden Sie wie ein Blaubart aussehen. Aber wenn es Sie glücklich macht, Richard, warum nicht? Ihr Glück ist das Wichtigste für mich.« Lavisser nahm den Schlüssel für die Truhe aus seiner Weste, schloss das Vorhängeschloss auf und hob den Deckel an. »Ein Anblick, der Ihr Herz wärmt, wie?«, sagte er und wies auf die Beutel. »In jedem ein Vermögen. Ich habe es selbst von der Bank von England abgeholt. Welch ein Theater! Kleine Männer in rosa Anzügen verlangen Unterschriften, haben genug Schlüssel, um die halbe Welt zu verschließen, und tiefes Misstrauen. Ich bin sicher, sie dachten, ich wolle das Geld stehlen. Und warum auch nicht? Warum teilen Sie und ich es nicht einfach und setzen uns irgendwo, wo es schön ist, zur Ruhe? Neapel? Ich wollte schon immer Neapel besuchen, wo die Frauen aufregend schön sein sollen.« Lavisser sah Sharpes Gesichtsausdruck und lachte. »Für einen Mann, der aus den Mannschaften kommt, Richard, sind Sie ungewöhnlich leicht zu schockieren. Aber ich gestehe, dass ich versucht bin. Ich erleide das grausame Schicksal, der jüngere Sohn zu sein. Mein verkommener Bruder wird Earl werden und das Geld erben, während man von mir erwartet, dass ich mich selbst versorge. Sie finden das lachhaft? Wo ich herstamme, sorgt jeder für sich selbst, also werde ich es auch so halten.«

Er legte Sharpes neue Waffen auf die Beutel in die Truhe und schloss den Deckel. »Das Gold wird Prinz Frederick

erhalten«, sagte er und schloss das Vorhängeschloss ab, »und es wird Friede auf Erden für die gesamte Menschheit sein.«

Am nächsten Abend passierte die Fregatte die nördlichste Spitze von Jütland. Skagen lag grau und neblig im Zwielicht. Ein Leuchtfeuer brannte an seiner Spitze, und das Licht blieb in Sicht, als die *Cleopatra* Kurs in das Kattegat nahm.

Kapitän Samuels war sichtlich besorgt über die schmale Wasserstraße, die vor ihnen lag, wenn sie das Kattegat hinter sich gelassen hatten, und die der Zugang zur Ostsee war. Sie war an einer Stelle zwischen Seeland und Schweden nur drei Meilen breit, und auf dem schwedischen Ufer von den großen Kanonen von Helsingborg und auf der dänischen von den Batterien von Helsingör bewacht wurde. Zwischen Harwich und Skagen war die Fregatte nur ein paar anderen Schiffen begegnet, einer Hand voll Fischerbooten und einem Lastschiff, schwer beladen mit Holz, aber jetzt im Kattegat war der Verkehr stärker.

»Wir wissen nicht, ob Dänemark immer noch neutral ist«, ließ sich Captain Samuels dazu herab, mit Sharpe und Lavisser zu sprechen, als sie Skagen passiert hatten. »Wir können Helsingör passieren, indem wir nahe am schwedischen Ufer bleiben, doch die Dänen werden uns sehen und vermuten, dass wir nichts Gutes vorhaben.«

Die Schweden waren mit den Briten alliiert.

»Nicht, dass das viel bedeutet«, sagte Lavisser. »Ihr König ist ebenfalls verrückt. Sonderbar, nicht wahr? Die Hälfte der verdammten Könige Europas ist wahnsinnig. Die Schweden werden nicht für uns kämpfen, aber sie sind auf unserer Seite, während die Dänen gegen niemanden kämpfen wollen. Sie sind strikt neutral, aber ihre Flotte hat die Dinge kompliziert. Sie werden kämpfen müssen, um sie zu beschützen, oder die Bestechung annehmen. Natürlich, wenn die Franzosen bereits ein größeres Bestechungsgeld

geschickt haben, könnten sie bereits Britannien den Krieg erklärt haben.«

Es gab keine Alternative zum Durchfahren der Meerenge. Lavisser und Sharpe sollten südlich von Köge an Land gesetzt werden, nahe einem Ort namens Herfölge, wo Lavissers Großeltern ihren Besitz hatten, und die Bucht von Köge lag südlich von Helsingör und Kopenhagen. Sie hätten Helsingör vermeiden können, indem sie Seeland, die Insel, auf der Kopenhagen liegt, westlich umsegelt hätten, aber das war eine viel längere Reise, und die Zeit war knapp. »Wir müssen den Prinz sprechen, bevor die britische Flotte und Armee eintreffen«, sagte Lavisser. »Meinen Sie, sie würden wirklich Kopenhagen bombardieren?«

»Warum nicht?«, fragte Sharpe.

»Sie können sich wirklich vorstellen, dass britische Kanoniere Frauen und Kinder töten?«

»Sie werden auf die Stadtmauern schießen«, sagte Sharpe, »auf die Verteidigungsanlagen.«

»Das werden sie nicht«, sagte Lavisser, »sie werden verdammt die Stadt pulverisieren! Cathcart will das jedoch nicht, er ist zimperlich.« Cathcart war der befehlshabende General. »Hoffen wir, dass das Bestechungsgeld wirkt, wie?«

Am Nachmittag passierten sie Helsingör. Geschütze feuerten von der Festung, aber sie erwiderten nur den Salut, den Kapitän Samuels zu Ehren der dänischen Flagge zu feuern befahl. Sharpe spähte durch sein Fernrohr zu der Flagge und sah ein weißes Kreuz auf einem roten Feld. Kapitän Samuels schaute auch zur Festung, aber er hielt nach Spritzern im Wasser Ausschau, die den Aufschlag von Kanonenkugeln verraten würden. Nichts war zu sehen, was bewies, dass die Dänen nur Salutschüsse feuerten. »Sie sind also noch neutral«, sagte Kapitän Samuels.

»Sie werden alles tun, um neutral zu bleiben«, meinte Lavisser. »Sie sind ein kleines Land, Captain, und sie wollen keinen Kampf, solange sie nicht dazu gezwungen sind.« Er

lieh sich Sharpes Fernrohr und schaute auf die Festung Kronborg, die aus dieser Entfernung mehr wie ein Schloss als eine Festung aussah. Die Verkleidung ihrer Türme und des Daches glühte grün unter dem verwehenden weißen Rauch von den Geschützen. Eine Fregatte, die in der Straße von Helsingör geankert hatte, setzte ihre Segel, um offensichtlich zu versuchen, der *Cleopatra* zu folgen.

»Bedeutet das Schwierigkeiten?«, fragte Lavisser.

Kapitän Samuels schüttelte den Kopf. »Sie wird uns nicht einholen«, sagte er überzeugt, »und außerdem wird es mit diesem Wind Nebel geben.«

Lavisser blickte zur Festung zurück. »Irgendwas ist faul im Staate Dänemark«, sagte er, und es klang unheilvoll.

»Was?«, fragte Sharpe verwundert.

Der Gardist lachte. »Es ist aus *Hamlet,* mein lieber Richard, das in genau dieser Festung spielt. Ich wurde als Kind dorthin mitgenommen und war überzeugt, dass ich den Geist des alten Königs über die Brustwehr wandeln sehen würde, aber leider sah ich das nur in meiner Einbildung. Dann, Jahre später, spielte ich die Rolle in Eton. Der verdammte Pumphrey spielte die Ophelia und gab ein überzeugendes Mädchen ab. Ich sollte ihn in einer Szene küssen, und er schien es so sehr zu genießen, dass ich seine Eier drückte, bis er quiekte wie ein Schwein.« Er lächelte in der Erinnerung und lehnte sich dann auf die Reling, um auf das flache grüne Land zu schauen. »Ich wünschte, es wäre wirklich etwas faul in Dänemark. Es ist ein tristes Land, Richard, langweilig, religiös, engstirnig und bigott. Es ist bewohnt von kleinen Leuten, die bescheiden leben.«

»So müssen wir Ihnen alle vorkommen.«

Lavisser war sofort zerknirscht, »Nein, nein. Verzeihen Sie mir. Ich wurde privilegiert geboren, Richard, und ich hatte vergessen, dass andere das nicht sind.«

Die *Cleopatra* blieb näher an der schwedischen Küste, sodass es für jeden Beobachter wirkte, als sei sie auf der

Passage nach Stralsund im nördlichen Preußen, wo eine britische Garnison stationiert war. Aber in der Nacht, nachdem sie Kopenhagen passiert hatten, verließ die Fregatte den gut befahrenen Seeweg und wandte sich nach Westen, in die Köge-Bucht. Die dänische Fregatte hatte längst ihre Jagd auf das britische Schiff aufgegeben, und die Köge-Bucht war leer. Der Mond brach gelegentlich durch die Wolkendecke, und die niedrigen weißen Kalkfelsen der nahen Küste schienen mit unnatürlicher Brillanz zu leuchten. Dort, wo die Klippen in lange Stränden übergingen, gab Kapitän Samuels den Befehl zu stoppen und die Barkasse zu Wasser zu lassen.

Die schwere Truhe wurde über Bord gehievt, dann kletterten Sharpe, Lavisser und Barker zur Barkasse hinab. Sharpe war wie seine Gefährten in Zivil gekleidet. Er trug eine braune Jacke, schwarze Hose und Stiefel und einen braunen Dreispitz. Grace hatte immer gesagt, dass er in dieser Aufmachung wie ein schlecht gelaunter Bauer aussah. Seine Schützenuniform befand sich in einem Packen, den er auf seine Schulter schwang.

Die Barkassenmannschaft ruderte durch die Dunkelheit. Der Mond war hinter Wolken verschwunden, die jetzt den Himmel bedeckten, während weit im Norden, jenseits Kopenhagens, ein Gewitter tobte. Blitze zuckten durch die Dunkelheit, aber kein Regen fiel, und das ferne Donnern verlor sich, bevor es die Barkasse erreichte. Die einzigen Geräusche waren das leise Knarren der Riemen und das Platschen von Wasser.

Es gab keine Brandung, nur das sanfte Ausrollen kleiner Wellen am Strand. Der Kiel der Barkasse knirschte auf Sand, und ein Matrose sprang über Bord, um das Boot an Ort und Stelle zu halten, während ein halbes Dutzend Männer die Goldtruhe an Land trugen. Sharpe, Lavisser und Barker folgten. Der Midshipman, der die Barkassencrew leitete, wünschte ihnen viel Glück. Dann wurde die Barkasse vom

Strand ins Wasser geschoben, und die Mannschaft ruderte davon. Ein kalter Windstoß trieb Sandkörner gegen Sharpes Stiefel.

Er war in Dänemark. Und Lavisser zog seine Pistole.

KAPITEL 4

Lavisser zögerte. »Würden Pistolenschüsse auf der Fregatte zu hören sein?«, fragte er.

»Vermutlich«, sagte Sharpe. »Geräusche tragen über Wasser. Warum?«

»Ich habe die Sorge, dass die Pistole nass geworden ist und nicht funktioniert. Ich wollte das überprüfen, aber ich möchte nicht die *Cleopatra* alarmieren. Man könnte dort denken, dass wir Probleme haben.«

»Die Pistole ist nicht nass geworden«, sagte Sharpe. »Das Wasser reicht gerade bis zu unseren Knöcheln.«

»Vermutlich haben Sie recht.« Lavisser steckte die Pistole weg. »Ich halte es für das Beste, wenn Sie hier warten, Richard. Wenn Samuels uns an der richtigen Stelle abgesetzt hat, dann ist Herfölge höchstens eine Stunde Fußweg entfernt. Ich werde Sie im Morgengrauen wiedersehen, und mit etwas Glück bringe ich einen Wagen mit Pferd, und wir können das verdammte Gold wegtransportieren.« Er kletterte eine Düne hinauf. »Sie bleiben bei Mister Sharpe, Barker?«

»Das werde ich, Sir«, erwiderte Barker.

»Sie wissen, was zu tun ist«, sagte Lavisser heiter und wandte sich ab.

»Haben Sie den Schlüssel zur Truhe?«, rief Sharpe dem Gardisten nach.

Lavisser wandte sich halb um. Auf der Düne war er nur als Schatten auszumachen. »Gewiss brauchen Sie den nicht, Richard, oder?«

»Ich möchte die Pistolen aus der Truhe herausnehmen.«

»Wenn es sein muss, Barker hat den Schlüssel. Ich sehe Sie in zwei oder drei Stunden.« Lavisser winkte und verschwand auf der anderen Seite der Düne.

Sharpe blickte zu Barkers dunklem Schatten. »Der Schlüssel?«

»Ich suche danach.« Barkers Antwort klang mürrisch.

Sharpe schlenderte wartend die Düne hinauf. Es war kalt für einen Sommer, die Kälte kroch vermutlich von der kühlen See heran. Von der Düne aus konnte er die Fregatte als dunkle Silhouette sehen, die sich vom östlichen Himmel abhob, während sie vom Binnenland aus wie ein ferner Lichtfleck wirkte. Captain Samuels hatte gesagt, dass bei diesem Wetter Nebel wahrscheinlich sei, und der verschleierte Lichtfleck ließ den Eindruck entstehen, dass er sich über dem flachen Ackerland bildete. Der Boden schien sich zu wiegen, als Sharpe sich daran gewöhnte, wieder an Land zu sein. Er konnte Heu, Salz und Seetang riechen. »Sind Sie schon mal in Dänemark gewesen, Barker?«, rief er zum Strand hinunter.

»Nein«, erwiderte Barker.

»Wo ist der Schlüssel?«, fragte Sharpe.

»Ich nehme an, er hat ihn mir nicht gegeben.«

»Es ist üblich, Offiziere mit ›Sir‹ anzureden.« Sharpe konnte seine Abneigung gegen den Mann nicht verbergen. Barker war offenbar wegen seiner Größe und Gewalttätigkeit angestellt, nicht wegen irgendwelcher Fähigkeiten als Diener. Sharpe kramte in seinem Packen und fand den Dietrich. Dann kehrte er zum Strand zurück und kniete sich neben die Truhe.

»Was machen Sie da, Sir?«, fragte Barker und betonte Letzteres spöttisch.

»Ich nehme mir meine Pistolen«, sagte Sharpe und schloss das Vorhängeschloss auf.

Ein Klatschen ließ ihn herumfahren. Die Barkasse musste die Fregatte erreicht haben, die jetzt ihr Focksegel anholte, und das Geräusch entstand, weil das Segeltuch im Wind schlug, und das Geräusch rettete Sharpe das Leben. Er sah das Schimmern in Barkers Hand, erkannte, dass es ein

Messer war, mit dem der Hüne zustoßen wollte, und so warf er sich gedankenschnell zur Seite und kroch dann von der Truhe fort. Er ließ den Dietrich los, schleuderte eine Hand voll Sand in Barkers Augen und zog seinen Säbel. Dann hörte er das Klicken einer Waffe, die gespannt wurde, und wusste, dass Parker eine Pistole unter seiner Jacke verborgen gehabt hatte. Sharpe rannte einfach los, hetzte die Düne hinauf, wo er sich seinen Packen schnappte und dann den sandigen Abhang hinab in die Dunkelheit hinter dem Strand rannte.

Er hatte kaum Zeit zum Denken gehabt, seit das Klatschen des Segels wie eine Warnung für ihn gewesen war. Er hatte nur reagiert, doch jetzt duckte er sich in den Sand und beobachtete die Kuppe der Düne, rechnete damit, dass Barkers Schatten dort auftauchen würde. Mein Gott, dachte er, ich bin reingelegt worden! Er hätte Lavissers Behauptung, dass er Barker den Schlüssel für die Truhe gegeben hatte, nicht glauben sollen. Niemand würde ein Vermögen in Gold einem Diener wie Barker anvertrauen.

Lord Pumphrey hatte also recht gehabt, als er gesagt hatte, dass etwas seltsam an dieser ganzen Mission sei, aber in seinen wildesten Fantasien hatte Sharpe nicht an so etwas Ungeheuerliches gedacht. Lavisser wollte seinen Tod. Was sonst? Jetzt war nicht die Zeit, darüber zu spekulieren, denn Barker war auf der Kuppe der Düne aufgetaucht und richtete die Pistole in die Schatten. Er wartete darauf, dass Sharpe sich bewegte. Der Nebel wurde dichter, als der südliche Sommerwind über die kalte See strich. Sharpe blieb reglos im Sand liegen. Im Binnenland schlug eine Glocke viermal.

Barker bewegte sich ein paar Schritte nordwärts, und Sharpe erhob sich und rannte südwärts. Barker hörte ihn, und genau das wollte Sharpe, denn er hoffte, Barker würde trotz des zunehmenden Nebels einen Weitschuss versuchen. Wenn die Waffe entladen war, würde es eine Weile dauern, neu zu laden, und Sharpe würde bei seinem Gegner sein,

wie ein Terrier, der eine Ratte angreift. Aber Barker war kein Dummkopf. Er hielt sein Feuer und folgte stattdessen Sharpe in der Hoffnung, nahe genug an ihn heranzukommen, um nicht das Risiko einzugehen, danebenzuschießen.

Sharpe warf sich in den tiefen Schatten zwischen zwei flachen Dünen zu Boden. Der Nebel hatte sich vor die erste Helligkeit der Morgendämmerung geschoben und dämpfte die Geräusche von Wind und Wellen. Barker hatte ihn wieder aus den Augen verloren, doch er ahnte, wo Sharpe war. Sharpe sah ihn als Silhouette vor dem Horizont. Der Mann war kein Soldat, sonst hätte er tieferen Grund aufgesucht, denn bei Dunkelheit war es unmöglich, in Vertiefungen etwas zu erkennen. Man konnte aufwärts gegen den Himmel etwas sehen, aber nicht hinab.

Sharpe beobachtete die geduckte Gestalt, die sich vor dem Himmel abhob. Dann tastete er durch den Sand und fand ein Stückchen Holz und zwei kleine Steine, die er nacheinander südwärts warf. Sie verursachten Geräusche, als sie aufprallten, und Barker, der sie hörte, bewegte sich lauernd in diese Richtung.

Sharpe kroch nordwärts zurück. Er tastete vor sich und entdeckte zwei weitere Holzstückchen, die er in die neblige Dunkelheit warf, um Barker weiter nach Süden zu locken, und erst, als von dem Hünen nichts mehr zu sehen war, erhob sich Sharpe, überquerte wieder die Dünen und schlich zum Strand. Er musste den Dietrich finden, doch der war im zertrampelten Sand rings um die Truhe verschwunden. Sharpe suchte schnell, ließ Sand durch seine Finger rieseln, doch seine Suche blieb vergebens.

Plötzlich hörte er Barker zurückkehren. Der Diener hatte seine Jagd aufgegeben und kam zurück, um das Gold zu bewachen, sodass Sharpe die Waffen in der Truhe aufgab und wieder über die Dünen flüchtete.

Er hetzte ins Binnenland, bis er ein feuchtes Gemüsefeld erreichte, neben dem ein Wassergraben verlief. Er ging jetzt

nordwärts, folgte dem Graben, der halb mit Sand verschlammt war. Ein Vogel flog von seinem Nest auf und erschreckte ihn, und dann sah er, dass er an einen Feldweg gelangt war, der tief von Wagenrädern zerfurcht war und offenbar ins Binnenland führte. Als er ihm folgen wollte, hörte er Hufschlag, und so kroch er zurück zu dem Graben und legte sich an dessen Rand ins feuchte Gras.

Der Hufschlag klang wie der von einem ganzen Kavallerietrupp, aber Sharpe konnte im Nebel nichts erkennen. Er blieb reglos liegen, und der Hut beschattete sein Gesicht vor dem ersten Licht des Morgens. Dann sah er einen Schatten im Nebel, einen weiteren, und plötzlich schälte sich ein halbes Dutzend Reiter aus dem Nebel. Alle trugen rote Uniformröcke mit blassblauem Kragen und Ärmelaufschlägen. Ihre Hosen waren dunkelblau mit weißer Paspelierung, und die Hüte waren schwarze Zweispitze mit weißen Federn. Ihre langen Säbel hingen an gelben ledernen Bandeliers und ließen den Schluss zu, dass sie Dragoner waren.

Ein zweiter Trupp erschien, und alle ritten langsam wegen des Nebels, aus dem sich ein schäbiger Karren schälte. Er wurde von einem Pony gezogen und war mit den Resten von Seetang behangen. Sharpe nahm an, dass der Karren normalerweise benutzt wurde, um Tang vom Strand zu holen, der als Dünger diente, und jetzt sollte damit das Gold abgeholt werden.

Die Reiter und der Karren verschwanden auf dem Strand. Sharpe schlich über den Weg und fand Deckung in einem anderen Graben. Er hörte gedämpfte Stimmen und glaubte Wut darin zu erkennen. Aber wer war wütend und warum? Hatten die Dragoner Lavisser gefangen genommen oder waren sie von ihm geschickt worden?

Sharpe hob den Kopf und spähte durch den Nebel, doch er konnte nichts erkennen. Er schlich landeinwärts und duckte sich, damit man keinen Schatten von ihm im Nebel sah.

Was, zum Teufel, sollte er tun? Das Kollern eines Schottersteins veranlasste ihm, sich wieder auf den Boden zu legen.

Die Reiter hatten sich offenbar im Nebel verteilt, um nach ihm zu suchen, aber sie suchten zu weit südlich. Sie riefen einander etwas zu, und es klang jetzt seltsam fröhlich, und Sharpe dachte, dass es sich eher um eine Gruppe Freunde handelte statt einer militärischen Einheit. Sie lachten, als sie ihre Pferde durch das nasse Gemüsefeld trieben, und dann verschwanden sie nach Süden, und Sharpe kroch weiter.

Geh ins Binnenland, dachte er, und finde irgendein Versteck. Versuche dann herauszufinden, was zu tun ist. Vielleicht sollte er einfach warten. Die britische Armee kam vermutlich nach Dänemark. Doch der Gedanke, einem Begrüßungskomitee herablassender Offiziere aus einer Scheune oder einem Graben heraus entgegenzutreten, war mehr, als er ertragen konnte. Sie würden sagen, dass er wieder gescheitert war. Aber was sonst konnte er tun?

Stimmen und Hufschlag näherten sich wieder, und Sharpe warf sich zu Boden. Er musste sich näher am Feldweg aufhalten, als er gedacht hatte, denn er konnte das Quietschen und Holpern des Karrens hören.

Dann hörte er Barkers Stimme.

Barker entschuldigte sich, doch seine Entschuldigung verstummte abrupt, als Lavisser ihn unterbrach.

»Es ist ein Jammer, Barker«, sagte der Gardist, »aber es ist keine Tragödie. Was kann er schon gegen uns ausrichten? Ich habe den Kerl gemocht, aber er ist immer noch eine Belastung und ganz nutzlos. Jämmerlich nutzlos.«

Nutzlos? Sharpe hob den Kopf und sah, dass Lavisser eine dänische Uniform trug. Er musste heim zu seinem Großvater gegangen sein, die Uniform angezogen und sich seinen wartenden Freunden angeschlossen haben, um reich zu werden. Alles in ein, zwei Stunden. Verdammter Kerl, dachte

Sharpe. Zum Teufel mit ihm. Sharpe beobachtete, wie der Karren und die Kavalleristen im Nebel verschwanden.

Geh nach Kopenhagen, dachte er. Er suchte in seiner Tasche und fand den Zettel, den Lord Pumphrey ihm in Harwich gegeben hatte. Es war gerade hell genug, um die elegante Handschrift zu erkennen.

»Ole Skovgaard, Ulfedts Plads«, entzifferte er und starrte darauf. War das ein Name? Oder eine Adresse? Dann nahm er an, dass Ole Skovgaard der Name des Mannes und Ulfedts Plads seine Adresse war. Und diese musste in Kopenhagen sein, also musste er schnell dorthin. Nicht nutzlos, sondern nützlich sein.

Er steckte den Zettel wieder in seine Rocktasche, vergewisserte sich, dass Lavisser und die anderen Reiter wirklich außer Sicht waren und erhob sich.

In diesem Augenblick schnappte die Falle zu.

Es war ein alter Trick. Die Kavalleristen hatten einen Reiter zurückgelassen, in der richtigen Annahme, dass sich Sharpe nach ihrem Wegritt sicher fühlen und aus seinem Versteck kommen würde.

Was der Fall war, und der Dragoner, der bei den Dünen wartete, sah den Schützen als dunkle Gestalt in dem Feldweg auftauchen.

Der Dragoner hätte sofort seine Kameraden zurückrufen sollen, doch er wollte den vermissten Engländer selbst gefangen nehmen, und so zog er seinen Säbel und gab seinem Pferd die Sporen. Sharpe hörte den Hufschlag und sah, wie das große Pferd über das schlammige Feld getrieben wurde.

Er verfluchte sich, weil er auf solch eine alte List hereingefallen war, doch zugleich wog er eiskalt seine Chancen ab. Er sah, dass der Reiter Rechtshänder war und er sein Pferd deshalb auf seine eigene rechte Seite zutrieb, um sich dann aus dem Sattel zu beugen und mit dem Säbel zuzuschlagen, und er wusste, dass ihm keine Zeit mehr

blieb, seinen eigenen Säbel zu ziehen. Instinktiv wusste er, wie er reagieren musste.

Der Kavallerist schrie etwas, mehr um Sharpe in Furcht zu versetzen als seine Kameraden zu alarmieren, doch er war zu selbstsicher und zu unerfahren. Er glaubte, Sharpe würde zu einer Salzsäule erstarren und sich von seinem Säbel in Stücke schlagen lassen. Er rechnete nicht damit, dass der Mann seinem Pferd den schweren Packen an den Kopf schlagen würde.

Lavisser hatte ihn gewarnt, dass der Engländer gefährlich war, und der Dragoner hatte vorgehabt, ihn mit einer Klinge von den Beinen zu fegen, doch jetzt versuchte er verzweifelt, sich im Sattel seines scheuenden Pferdes zu halten.

Sharpe ließ seinen Packen fallen, bekam den Arm des Dragoners zu fassen und riss ihn vom Pferd. Der Dragoner schrie auf, als er aus dem Sattel stürzte und hart aufprallte. Dann wollte er nochmals schreien, doch er hatte keinen Atem mehr, denn Sharpe warf sich auf ihn.

»Verdammter Narr«, keuchte Sharpe, als er auf dem Bauch des Dragoners landete.

Das Pferd war stehen geblieben und schüttelte den Kopf. An seinem Sattel steckte eine Pistole im Holster.

Sharpe war wütend. Seit Grace gestorben war, wurde er leicht zornig, und er schlug den Mann hart. Der Mann stöhnte, und Blut schoss aus seiner Nase und tropfte in seinen blonden Bart.

Sharpe dachte daran, sich den Säbel des Gegners zu nehmen, doch der lag ein Stück entfernt, und die anderen Dragoner mussten die Schreie ihres Gefährten gehört haben, denn der Ruf eines Mannes hallte weit durch den Nebel.

Lavisser und seine Gefährten kamen zurück!

Sharpe ergriff seinen Packen und rannte zu dem Pferd. Er schob den linken Fuß in den Steigbügel, humpelte unbeholfen, als das Pferd tänzelte, dann schaffte er es, sich

in den Sattel zu ziehen und das Pferd anzutreiben. Der Dragoner schaute ihm wütend nach, als er nach Norden preschte.

Sharpe ritt im Bogen zum Strand zurück. Er konnte Hufschlag hören und wusste, dass ihn die anderen Dragoner bald jagen würden. Am Strand lenkte er das Pferd nach Süden und trieb es zum Galopp. Er ritt an der Stelle vorbei, an der er und Lavisser an Land gekommen waren, dann wandte er sich wieder landeinwärts. Er ritt in einem Kreis, hoffte, dass der Richtungswechsel seine Verfolger verwirren würde. Er ritt über die Dünen, ließ das Pferd seinen eigenen Weg über den Graben finden und lenkte es dann auf das Feld.

Er lauschte, konnte aber nichts außer dem Schnauben des Pferdes hören. Sein Gefühl sagte ihm, dass er seine Verfolger abgehängt hatte, aber er bezweifelte, dass Sie die Jagd schon aufgegeben hatten. Sie würden weiterhin nach ihm suchen.

Als die Sonne höher stieg, begann sich der Nebel zu lichten. Das Pferd konnte jetzt verräterisch für ihn sein. Lavisser und seine Kumpane würden in dieser flachen Landschaft nach einem Reiter suchen, und so stieg Sharpe widerwillig aus dem Sattel. Er nahm dem Pferd Zaumzeug und Sattel ab und trieb es dann mit einem Schlag auf die Kruppe davon. Mit etwas Glück würden die Verfolger es nur als grasendes Tier auf der Weide ansehen.

Mit der Pistole konnte Sharpe nichts anfangen. Sie war nicht geladen. Er warf die Pistole in den Graben, wo er den Sattel versteckt hatte, und ging zu Fuß weiter. Er beeilte sich und nutzte die letzten Reste des Nebels für seine Flucht.

Am Vormittag, als die Sonne den Nebel aufgelöst hatte, konnte er seine Verfolger sehen. Sie ritten weit entfernt über die Felder. Er beobachtete sie lange, bis sie schließlich die Suche aufgaben und landeinwärts trabten.

Sharpe wartete noch eine Zeitlang, für den Fall, dass sie wieder einen Mann zurückgelassen hatten. Er bekam Hunger, hatte jedoch nichts zu essen. Der Himmel bewölkte sich, Regen lag in der Luft. Dennoch wartete er, bis er sicher war, dass keiner der Verfolger auf ihn wartete, und marschierte dann über die Felder. Die Dünen ließ er zu seiner Rechten, um sicherzugehen, dass er sich nach Norden wandte. Er passierte weiß angestrichene Bauernhäuser und große Scheunen, überquerte Feldwege und watete durch Wassergräben, und am Nachmittag, gerade als es zu regnen begann, musste er tief landeinwärts gehen, um einem Fischerdorf auszuweichen.

Er durchquerte einen Bach und ein Eichenwäldchen und erreichte den Park eines Herrenhauses mit zwei hohen Türmen. Die Fensterläden waren geschlossen, und ein Dutzend Männer, die wohl gemäht hatten und offenbar vom Regen überrascht worden waren, schützten sich jetzt mit Kapuzen. Sharpe ging am Waldrand entlang, überkletterte eine Mauer und befand sich wieder auf einem Feld, doch der Himmel vor ihm war mit Rauch geschwängert, was auf einen Ort hinwies. Er betete, dass dort Kopenhagen sein musste, doch er spürte, dass er sich immer noch zu weit im Süden befand. Er konnte nur die Entfernung an der Zeit schätzen, in der die *Cleopatra* an der Küste entlanggesegelt war, und er nahm an, dass Kopenhagen vermutlich zwei oder drei Tage zu Fuß entfernt war.

Die Stadt musste Köge sein. Er roch sie, bevor er sie sah. Da war der vertraute Geruch einer Brauerei und der scharfe Geruch von Räucherfisch, der seinen Magen knurren ließ. Er spielte mit dem Gedanken, in die Stadt zu gehen, um etwas Essbares zu erbetteln oder zu stehlen. Als er jedoch an Köges südlichen Rand gelangte, sah er zwei Männer in dunkler Uniform am Straßenrand stehen. Sie stoppten eine Kutsche. Sharpe sah, dass einer der Uniformierten durch eines der Fenster spähte. Er sah nichts Verdächtiges, sprang

vom Trittbrett herab und salutierte kurz. Die suchten nach jemandem, und Sharpe wusste, nach wem. Lavisser hatte ihn zu einem Gejagten gemacht.

Das Hungergefühl wurde stärker, und er wandte sich landeinwärts. Der Regen nahm zu, als der Abend dämmerte. Sharpe wanderte und wanderte. Die Stadt mit ihrem Geruch und ihrer Ansammlung von Lichtern blieb zu seiner Rechten zurück. Er überquerte eine Hauptstraße, folgte einem Weg nach Norden und überquerte weitere Felder. Seine Stiefel waren mit Matsch bedeckt, seine Kleidung war durchnässt, und der Packen schien immer schwerer zu werden. Er wanderte, bis er nicht mehr konnte.

Dann schlief er in einem Waldstück, wo er von heftigen Regen kurz vor der Morgendämmerung geweckt wurde. Sein Magen knurrte, und ihm war kalt. Er erinnerte sich an das Schlafzimmer, das er mit Grace geteilt hatte, den Kamin und die breiten Fenster, die auf einen Balkon hinausblickten. Er wusste, dass es eine Illusion von ihm gewesen war, zu denken, dass diese Idylle für immer bestehen bleiben würde. Er hatte seine indischen Juwelen verkauft und das Geld für ein schönes Heim verwendet, während die Anwälte über das Testament von Graces verstorbenem Mann gestritten hatten. Dann war Grace gestorben, und die gleichen Anwälte hatten sich wie die Geier auf den Besitz gestürzt, den Sharpe gekauft hatte. Das Haus war auf Graces Namen eingetragen worden, es sollte eine Sicherheit für sie sein, wenn er wieder als Soldat ins Ausland musste. Diese liebevolle Fürsorge hatte dazu geführt, dass er alles verloren hatte. Schlimmer noch, er hatte Grace verloren. Grace, dachte er, Grace, wärst du doch noch bei mir! Das Selbstmitleid überwältigte ihn, und er hielt sein Gesicht in den Regen, damit er seine Tränen wegspülen konnte.

Verdammter Narr!, schalt er sich. Sei nützlich. Reiß dich zusammen. Die Frau ist tot, und du kannst ihr nicht helfen, wenn du zusammenbrichst. Steh auf und geh weiter!, befahl

er sich. Sei nützlich. Er erhob sich, nahm seinen Packen und ging zum Waldrand.

Dort hellte sich seine Stimmung schlagartig auf. Ein Bauernhof lag nur hundert Meter entfernt, ein langes, weiß angestrichenes Haus, zwei Scheunen, eine Windmühle und eine Molkerei. Zwei Männer trieben Vieh zur Molkerei, während sich ein Dutzend Arbeiter im Hof versammelte. Alle hatten Leinenbeutel dabei, und Sharpe nahm an, dass ihr Essen darin war, vielleicht Brot und Käse.

Er beobachtete vom Waldrand aus. Die meisten der Männer fuhren westwärts mit einem kleinen Fuhrwerk, das mit Spaten und Heugabeln beladen war, aber drei verschwanden in der kleineren der beiden Scheunen. Sharpe wartete mit knurrendem Magen. Die Tore der größeren Scheune standen weit offen. Geh da rein und erkunde, dachte er, vielleicht kannst du sogar einen Weg in die Küche oder Molkerei finden und was zu essen stehlen. Er dachte nicht an das Geld in seinem Packen. Er hätte sich Essen kaufen können, doch sein Gefühl riet ihm, sich nicht zu zeigen.

Die Tiere waren von der Molkerei auf die Weide zurückgetrieben worden, und dann regte sich auf dem Bauernhof eine Weile nichts, bis zwei Kinder, Taschen schwingend, den Weg hinuntergingen. Als sie außer Sicht waren, verließ Sharpe seine Deckung, rannte über die Weide, durchquerte den Graben und sprintete die verbliebenen paar Meter in die große Scheune. Er hatte fast mit Hundegebell oder Protestschreien gerechnet, aber es blieb alles still. Er war unbemerkt geblieben.

In der Scheune sah er einen Heuwagen, hoch beladen mit Heu. Ein Leinenbeutel lag auf dem Wagenbock, als hätte ihn einer der Arbeiter dort abgelegt, und Sharpe nahm ihn an sich und kletterte an der Seite des Wagens hoch. Im Heu wühlte er sich ein Versteck frei, legte seinen Packen und Mantel ab. Dann öffnete er den Beutel und fand darin Brot,

Käse, ein großes Stück Schinken, ein Würstchen und eine Steinflasche, die Bier enthielt, wie er feststellte, als er sie entkorkte.

Er aß sich satt, das halbe Brot und den gesamten Käse. Vermutlich konnte er Stunden im Heu auf dem Wagen versteckt bleiben, doch es war wichtiger, nach Kopenhagen zu gelangen und Skovgaard zu finden.

Er wollte gerade vom Wagen klettern, als er ein sonderbares Klappern unter sich hörte. Er erstarrte und hielt den Atem an. Das Klappern war laut, Holz gegen Stein. Das Geräusch verwirrte Sharpe, bis er es schließlich als Schritte erkannte. Holzschuhe, die auf den Bodensteinplatten klapperten. Dann rief ein Mann etwas Wütendes, vermutlich wegen seines gestohlenen Leinenbeutels, ein anderer Mann lachte, und Sharpe hörte die Geräusche von Hufen und das Klirren von Ketten. Ein Gespann wurde vor den Heuwagen geschirrt. Ein Wortwechsel von Männern, und eine Frau sagte etwas, das zu Gelächter führte. Alles schien ewig zu dauern. Sharpe blieb, wo er war, halb begraben unter dem Heu auf dem Wagen.

Dann knallte plötzlich eine Peitsche, und der Wagen ruckte an. Er fuhr aus der Scheune und holperte und knarrte und rasselte, als er auf dem Hof an Schnelligkeit gewann. Ein Mann und eine Frau riefen etwas, das Sharpe als Abschiedsgruß deutete.

Die Wolkendecke riss auf, und Sharpe sah Streifen von Blau am Himmel, während der Wagen über einen Feldweg rumpelte. Er fuhr landeinwärts, und Sharpe war froh, mitgenommen zu werden.

Aber wohin würde er fahren, wenn er erst die Straße erreicht hatte? Er betete, dass sein Ziel nordwärts sein würde. Er duckte sich, als er mehrere Stimmen hörte, dann spähte er durch das Heu und sah eine Gruppe Arbeiter bei einem Wassergraben und einem Feld, auf dem sie offenbar ernteten.

Sharpes Stoßgebet wurde erhört: Der Wagen bog tatsächlich nach Norden ab. Er fuhr durch eine Furt und einen Hang hinauf, und dann gelangte das Gespann auf eine befestigte Straße, die breit und leer war. Tabakrauch drang in Sharpes Nase. Der Fahrer musste eine Pfeife angezündet haben.

Wohin ging die Fahrt? Kopenhagen war wahrscheinlich, denn wie London musste die Stadt Bedarf an Heu haben. Und wenn der Wagen woanders hinfuhr, stimmte jedenfalls die Richtung. Sharpe wühlte sich tiefer ins Heu, legte sich hin und döste ein.

Er erwachte gegen Mittag. Der Heuwagen fuhr immer noch nordwärts durch eine Landschaft mit kleinen Dörfern. Die Straße war jetzt belebt von einigen Fußgängern und Kutschwagen, und ein paar Hundert Meter entfernt folgte ein weiterer Heuwagen. Die Straße führte genau auf einen Rauchflecken am Horizont zu, was Sharpe verriet, dass sich der Wagen einer Stadt näherte. Er nahm an, dass es Kopenhagen war. Er dachte alarmiert, dass Lavisser die Stadt schon am Vortag erreicht haben konnte.

Lavisser!

Wie Sharpe sich an ihm rächen konnte, wusste er noch nicht, aber es würde ihm bestimmt etwas einfallen. Zorn wallte wieder in ihm auf, weil er sich durch die Freundlichkeit des Gardisten auf dem Schiff hatte täuschen lassen. Sharpe hatte an die Sympathie des Mannes geglaubt und so seine eigenen Gefühle offenbart. Und die ganze Zeit hatte Lavisser seinen Tod geplant. Dafür würde der heimtückische Bastard leiden, bei Gott. Sharpe mochte noch nicht wissen, wie er ihn leiden lassen würde, aber er wusste, wo.

In Kopenhagen.

Sharpe erreichte die Stadt, als der Abend hereinbrach. Der Wagen holperte durch ein Viertel mit feudalen Häusern in großen Parkanlagen, die an einem breiten Kanal vor der

Stadtmauer endeten. Ein erhöhter Fußweg führte über einen schmaleren Graben zu einem der Stadttore. Der Heuwagen hielt zwischen einer Gruppe anderer Wagen und eleganter Kutschen. Stimmen erklangen in der Nähe.

Sharpe nahm an, dass hier Soldaten allen Verkehr überprüften, aber wenn das der Fall war, dann stellten sie dem Kutscher nur einige Fragen. Niemand machte sich die Mühe, an den Seitenwänden des Wagens hochzuklettern, und nach einer Weile schnalzte der Kutscher mit der Zunge, und das Gespann zog den Wagen an und zog ihn durch den langen dunklen Tunnel in das Herz der Stadt.

Sharpe lag im Heu und konnte nur Giebel, Dächer und Türme sehen. Die Sonne stand tief im Westen, und ihre Strahlen fielen auf rote Ziegel und Kupfer mit Grünspan. Der Abendwind blähte einen weißen Vorhang in einem hohen Fenster. Sharpe roch Kaffee. Dann hörte er Orgelspiel aus einer Kirche.

Sharpe zog seinen Mantel an, nahm seinen Packen und wartete, bis der Wagen in eine enge Straße bog. Dann kletterte er über das Wagendeck hinab auf die Pflastersteine der Straße.

Ein Mädchen beobachtete ihn aus einem Hauseingang, als er sich Stroh von der Kleidung abklopfte und sie glatt strich. Eine Frau, ein Kind an der Hand, überquerte die schmale Straße, statt nahe an ihm vorbeizugehen. Sharpe blickte an seinen mit Schlamm bespritzten Hosenbeinen hinab und war nicht überrascht, dass die Frau einen Bogen um ihn machte. Er sah aus wie ein Landstreicher, aber wie ein Landstreicher mit Säbel.

Es war an der Zeit, sich auf die Suche nach Lord Pumphreys Mann zu begeben. Sharpe knöpfte seinen Mantel zu und ging auf eine breitere Straße zu. Es war fast dunkel. Ladenbesitzer ließen die Rollläden herunter und schlossen ihre Türen ab, und gelber Lampenschein fiel aus unzähligen Fenstern. Eine gigantische Holzpfeife hing über einem

Tabakgeschäft. Gelächter und das Klirren von Gläsern ertönte aus einem Wirtshaus. Ein Krüppel schwang seine Krücken über das Pflaster. Große Kutschen rollten flott die Straße hinab, wo kleine Jungs die Pferdeäpfel aufsammelten und zu Holzkisten trugen.

Kopenhagen war eine lebhafte Stadt, erinnerte an London, war aber nicht genauso. Viel sauberer, zum Beispiel. Sharpe staunte einen hohen Turm an, der aus den ineinander gewundenen Schwänzen von vier Kupferdrachen zu bestehen schien. Er nahm auch sehr Nützliches wahr. Zum Beispiel, dass jede Straße und Gasse deutlich mit einem Namensschild versehen war. Das war nicht wie in London, wo ein Besucher sich nur durch Raten und Gottes Hilfe zurechtfand.

Ein älterer Mann, bärtig und einen Stapel Bücher auf dem Arm, sah Sharpe die Straßenschilder anstarren, Er sagte etwas auf Dänisch. Sharpe zuckte nur mit den Schultern. »Vous êtes Français?«, fragte der Mann.

»Amerikaner«, antwortete Sharpe. Er hielt es für unklug, zuzugeben, dass er Engländer war, wenn eine britische Flotte und Armee im Begriff war, Dänemark anzugreifen.

»Amerikaner!« Der ältere Mann wirkte erfreut. »Haben Sie sich verirrt?«

»Ja.«

»Sie suchen ein Wirtshaus oder ein Hotel, ja?«

»Ich suche einen Platz namens ...« Wie, zum Teufel, hieß der? »Elfins Platz?«, riet er. »Einen Mann namens Ole Stovegaard?« Er wusste, dass er die Namen durcheinandergebracht hatte, und kramte in den Taschen nach Lord Pumphreys Zettel. »Ulfedts Plads«, las er dann den Namen unbeholfen ab. Zwei andere Passanten waren jetzt stehen geblieben. Es hatte den Anschein, dass die Bürger in Kopenhagen es als ihre Pflicht betrachteten, Hilfe anzubieten, wenn sich jemand verirrt hatte.

»Ah! Ulfedts Plads. Das ist ganz in der Nähe«, sagte der ältere Mann. »Aber in Kopenhagen ist alles ganz in der Nähe. Wir sind weder Paris noch London. Waren Sie mal in diesen beiden Städten?«

»Nein.«

»Washington muss groß sein, ja?«

»Sehr groß«, bestätigte Sharpe, der keine Ahnung davon hatte.

»Tragen alle Männer in Amerika Säbel?«, fragte der Däne, der sich nicht damit zufriedengab, Sharpe den Weg zu beschreiben, sondern ihn begleitete.

»Die meisten von uns«, sagte Sharpe.

»In Dänemark haben wir die Gewohnheit aufgegeben«, sagte der ältere Bürger, »abgesehen von den Soldaten und ein paar Adeligen, die es für ein Privileg halten.« Er kicherte. Dann seufzte er. »Ich befürchte aber, dass wir bald Säbel tragen müssen.«

»So? Warum?«

»Man hat uns gewarnt, dass die Briten uns wieder angreifen. Ich bete, dass es nur ein Gerücht ist, denn ich erinnere mich an das letzte Mal, als ihr Lord Nelson herkam. Vor sechs Jahren! Ich hatte einen Sohn auf der *Dannebrog,* und er verlor ein Bein.«

»Das tut mir leid«, sagte Sharpe verlegen. Er erinnerte sich vage, dass er von Nelsons Angriff auf Kopenhagen gehört hatte, aber das war geschehen, als er in Indien gewesen war, und die Nachricht war im Regiment nicht auf viel Interesse gestoßen.

»Es stellte sich zum Besten heraus«, fuhr der alte Mann fort. »Edvard ist jetzt Pfarrer, in Randers. Es ist sicherer, Pfarrer zu sein als Marineoffizier. Gibt es Lutheraner in Amerika?«

»O ja«, sagte Sharpe, der keine Ahnung hatte, was ein Lutheraner war.

»Das freut mich zu hören«, sagte der alte Mann. Er hatte Sharpe in eine Gasse geführt, die auf einem kleinen Platz endete. »Dies ist der Ulfedts Plads.« Er wies hin. »Werden sie sich jetzt zurechtfinden?«, fragte er besorgt.

Sharpe versicherte es und dankte dem freundlichen Mann, dann holte er den Zettel hervor und las den Namen im schwindenden Licht, Ole Skovgaard. Eine Seite des Platzes wurde von einer Aquavit-Destillerie eingenommen, die andere von einem hohen Lagerhaus, und dazwischen befanden sich kleine Läden, eine Böttcherei, eine Stellmacherei und ein Messerschmiedegeschäft. Er ging an den Lädchen vorbei, hielt nach Skovgaards Namen Ausschau, und dann sah er ihn in verblassten weißen Lettern hoch auf der großen Lagerhauswand aufgemalt.

Das Lagerhaus hatte eine hohe Toreinfahrt und daneben eine kleinere Tür mit einem polierten Messingklopfer. Die kleinere Tür gehörte offenbar zum Lagerhaus, denn das »S« vom Skovgaard-Schriftzug war auf die Wand gemalt.

Sharpe betätigte den Türklopfer. Er war nervös. Lord Pumphrey hatte ihm klargemacht, dass Skovgaard nur die letzte Rettung war, aber Sharpe wusste nicht, wo er sonst Hilfe bekommen konnte. Er klopfte noch einmal an, hörte, dass ein Fenster hochgeschoben wurde, und trat zurück. Jemand spähte aus dem Fenster.

»Mister Skovgaard?«, rief Sharpe.

»Nein«, sagte der Mann.

»Sind Sie Mister Skovgaard?«, fragte Sharpe erneut.

Es folgte eine Pause. »Sind Sie Engländer?«, fragte der Mann dann misstrauisch.

»Ich muss mit Mister Skovgaard sprechen.«

»Es ist zu spät«, sagte der Mann missbilligend.

Sharpe unterdrückte einen Fluch, »Ist Mister Skovgaard denn da?«

»Warten sie dort, bitte.« Das Fenster wurde geschlossen, dann waren Schritte auf der Treppe im Haus zu hören, und

einen Augenblick später wurde die Tür entriegelt und aufgeschlossen. Als sie geöffnet wurde, sah Sharpe einen großen, jungen Mann mit langem, hellbraunem Haar und einem blassen besorgten Gesicht. »Sind Sie Engländer?«, fragte er.

»Sind Sie Ole Skovgaard?«

»O nein! Nein!« Der junge Mann runzelte die Stirn. »Ich bin Aksel Bang, Mister Skovgaards Aufseher. Sagt man das so auf Englisch? Ich wohne jetzt hier. Mister Skovgaard ist nach Vester Fælled gezogen.«

»Wo ist das?«, wollte Sharpe wissen.

»Vester Fælled ist nicht weit. Es ist da, wo sich die Stadt ausbreitet.« Bang blickte stirnrunzelnd auf den Schlamm auf Sharpes Kleidung. »Sind Sie Engländer?«

»Mein Name ist Sharpe. Richard Sharpe.«

Bang ignorierte die Vorstellung. »Mister Skovgaard besteht darauf, dass die Engländer zu ihm gebracht werden. Er hat es uns befohlen, verstehen Sie? Ich hole mir einen Mantel, und dann werde ich Sie nach Vester Fælled bringen. Warten Sie bitte hier.« Er verschwand für einen Augenblick und kehrte dann im Mantel und mit einem breitkrempigen Hut zurück. »Mister Skovgaard hat hier gewohnt«, erklärte er, als die Tür zuzog und sorgfältig abschloss. »Aber er hat ein Haus außerhalb der Stadt gekauft und ging vor einem Monat von hier fort. Das ist noch nicht lange her, und Vester Fxlled ist nicht weit. Es ist dort, wo sich die neuen Häuser befinden. Noch vor fünf Jahren war dort nur eine Wiese, aber jetzt stehen Häuser darauf. Sie sind extra nach Kopenhagen gekommen?«

»Ja.«

»Mein Englisch ist nicht so gut«, sagte Bang, »aber ich übe. Wissen Sie, wie ich das mache? Indem ich die Bibel auf Englisch lese. Das ist gut, finde ich. Es gibt eine englische Kirche hier, wussten Sie das?«

»Nein.«

»Gibt es eine dänische Kirche in London?«

Sharpe bekannte seine Unwissenheit. Er wurde zunehmend nervös, denn er wusste, dass er wie ein Landstreicher aussah. Sein Mantel war schmutzig und seine Stiefel waren mit Schlamm bedeckt, aber es war sein Säbel, der die meisten missbilligenden Blicke auf sich zog, und so schnallte er die Scheide unter seine linke Achsel, sodass der Mantel sie verbarg. Im nächsten Augenblick wankte ein Mann aus einer Seitengasse und wollte ihn umarmen. Aksel Bang trieb Sharpe weiter. »Dieser Mann hat zu viel Wein getrunken. Ein schlimmer Säufer.«

»Haben Sie nie einen über den Durst getrunken?«

»Ich verabscheue Alkohol. Es ist das Gesöff des Teufels. Ich habe nie einen Tropfen davon angerührt und werde das mit Gottes Hilfe nie tun. Niemals. Wir haben nicht so viele Säufer in Kopenhagen, aber einige schon.« Er sah Sharpe ernst an. »Ich hoffe, Sie sind wiedergeboren in Jesus Christus?«

»Das hoffe ich auch«, murmelte Sharpe und hoffte, dass diese Antwort Bang zufriedenstellen würde. Sharpe war sein Seelenheil im Augenblick ziemlich egal, er war viel besorgter wegen des Stadttors vor ihnen. Er wischte einen Strohhalm von seinem Mantel und richtete den Säbel unter dem Mantel. Das Tor befand sich in dem langen Tunnel, der durch die dicken Mauern führte, und stand weit offen, und dort standen Männer in blauen Uniformen im Licht von zwei großen Laternen, die an dem vorspringenden Dach des Tunnels hingen.

Fahndeten sie nach Sharpe? Es war möglich, und er hoffte, dass sie nur den ankommenden Verkehr überprüften.

»Gott hat die Welt so geliebt, dass Er Seinen einzigen Sohn geschickt hat. Sicherlich kennen Sie diesen Vers in der Heiligen Schrift?«

Der Tunnel war jetzt sehr nahe. Ein Uniformierter mit buschigem Schnurrbart und geschulterter Muskete kam aus

dem Wachhaus, blickte zu Bang und Sharpe, dann rieb er einen Feuerstein auf Stahl, um eine Pfeife anzuzünden. Er saugte an der Pfeife und schaute dabei Sharpe hart an. »Wie heißt der Vers auf Dänisch?«, fragte Sharpe Bang.

Bang wiederholte den Vers auf Dänisch. Sharpe versuchte, einen Blickkontakt mit dem schnurrbärtigen Wachmann zu vermeiden. Er hoffte, dass der Klang des Dänischen die Posten ablenken würde. Die Säbelscheide presste er mit seinem linken Ellbogen an den Körper. Er hielt den Kopf gesenkt und tat, als lausche er aufmerksam Bangs inbrünstigen Worten. Ihre Schritte hallten unter dem Torbogen. Sharpe roch den Tabakrauch, als er an dem Wachmann vorbeiging. Er fühlte sich auffällig und befürchtete, angehalten zu werden, doch keiner schien ihn verdächtig zu finden, und plötzlich waren Sharpe und Bang aus dem Tunnel hinaus. Sharpe seufzte vor Erleichterung.

»Wunderschöne Worte«, sagte Bang überschwänglich.

»In der Tat«, pflichtete Sharpe ihm bei, und sein Seufzer ließ es inbrünstig klingen.

Schließlich galten Bangs Gedanken nicht mehr Sharpes Seele. »Haben Sie sich schon mal mit Mister Skovgaard getroffen?«, fragte er.

»Nein.« Sie gingen jetzt auf dem überhöhten Fußweg über den Kanal, und Sharpe fühlte sich endlich sicherer.

»Ich frage, weil es Gerüchte gibt, dass England eine Armee schickt, um unsere Flotte zu übernehmen. Ist da was dran, was meinen Sie?«

»Ich weiß es nicht.«

Bang blickte zu der Säbelscheide, die Sharpe herabgelassen hatte, weil sie jetzt aus der Stadt heraus und in weniger belebten Vororten waren. »Ich dachte, Sie sind vielleicht ein Soldat«, sagte er.

»Ich war einer«, erwiderte Sharpe.

»Die Knöpfe auf Ihrem Mantel, nicht wahr? Und der Säbel. Ich wäre gern Soldat geworden, doch mein Vater glaubte, ich

sollte besser Geschäftsmann werden, und Mister Skovgaard ist ein sehr guter Lehrer. Ich habe Glück, denke ich. Er ist ein guter Mann.«

»Und ein reicher?«, fragte Sharpe. Sie hatten die Straße verlassen und gingen über einen Friedhof, und jenseits der niedrigen Friedhofswand konnte Sharpe Herrenhäuser in großen Gärten sehen.

»Er ist wohlhabend, ja«, sagte Bang, »aber in Sachen des Geistes ist er arm. Sein Sohn starb, seine Frau starb, sie ruhen in Frieden, ebenso sind der Ehemann seiner Tochter und ihr Sohn verstorben. Vier Tote in drei Jahren! Jetzt sind nur noch Mister Skovgaard und Astrid übrig geblieben.«

Etwas am Klang von Bangs Stimme veranlasste Sharpe, ihn von der Seite anzublicken. Skovgaard hatte eine Tochter und keinen Sohn, was bedeutete, dass die Tochter erben würde. »Und die Tochter, hat sie noch einmal geheiratet?«, fragte Sharpe.

»Noch nicht«, sagte Bang mit gekünstelter Gleichmütigkeit, entriegelte die Pforte des Friedhoftors und winkte Sharpe hindurch.

Sie gingen durch eine Allee, bis sie zu einem weiß angestrichenen Tor gelangten, hinter dem eines der großen Häuser stand. Es wirkte neu. In der Stadt schlug eine Kirchturmglocke halb neun, und das Geräusch wurde von anderen Kirchenglocken in den Vororten übertönt, als Bang Sharpe über den langen Zufahrtsweg zum Haus führte.

Ein Diener in einem braunen Anzug mit Silberknöpfen öffnete die Tür. Er wirkte nicht überrascht, Aksel Bang zu sehen, doch er runzelte die Stirn beim Anblick von Sharpes schmutziger und ungepflegter Kleidung.

Bang sprach auf Dänisch mit dem Diener, der sich verneigte und ging.

»Warten Sie bitte hier«, sagte Bang zu Sharpe, »ich werde Mister Skovgaard über Ihr Kommen informieren.«

Bang verschwand über einen kurzen Korridor, während Sharpe sich in der getäfelten Halle umblickte. Ein Kristalllüster hing an der Decke, ein orientalischer Teppich bedeckte den Boden. Durch eine der geschlossenen Türen drang Musik von einem Spinett oder Cembalo. Er nahm seinen Hut ab und sah sich in einem goldgerahmten Spiegel, der an der Wand über einem zierlichen Tisch hing, auf dem in einer Schale Visitenkarten lagen. Er schnitt eine Grimasse beim Anblick seines Spiegelbilds, zupfte noch einen Strohhalm von seinem Mantel und versuchte sein Haar glatt zu streichen.

Die Musik hatte aufgehört, und Sharpe, der immer noch in den Spiegel schaute, sah, dass die Tür hinter ihm geöffnet wurde.

Er wandte sich um, und zum ersten Mal seit Graces Tod hatte er das Gefühl, dass sein Herz einen Sprung machte.

Ein Mädchen, ganz in Schwarz gekleidet, stand an der Tür und schaute ihn mit einer Mischung aus Erstaunen und Freude an. Sie war groß, sehr blond und blauäugig. Später, viel später bemerkte Sharpe, dass sie eine breite Stirn, volle Lippen und eine lange gerade Nase hatte und dass sie schnell lachte, doch in diesem Moment starrte er sie nur an, und sie starrte zurück, und der Ausdruck der Freude auf ihrem Gesicht erstarb und ging in eine verwirrte Traurigkeit über. Sie sagte etwas auf Dänisch.

»Entschuldigen Sie, ich verstehe kein Dänisch«, sagte Sharpe.

»Sie sind Engländer?«, fragte sie, und es klang überrascht.

»Ja, Miss.«

Sie schaute ihn sonderbar an und schüttelte dann den Kopf. »Sie sehen so aus wie ...«, sie suchte nach Worten, »... jemand, den ich kannte.« In ihren Augen schimmerten Tränen. »Ich bin Skovgaards Tochter«, stellte sie sich vor. »Astrid.«

»Richard Sharpe, Miss«, sagte er. »Sie sprechen gut Englisch.«

»Meine Mutter war Engländerin.« Sie blickte in den Korridor. »Sie sind hier, um mit meinem Vater zu sprechen?«

»Ich hoffe es.«

»Dann tut es mir leid, dass ich Sie gestört habe«, sagte sie.

»Haben Sie die Musik gespielt?«, fragte Sharpe.

»Ich bin nicht gut darin.« Sie schenkte ihm ein schnelles und verlegenes Lächeln. »Ich muss noch viel üben.« Sie bedachte ihn mit einem letzten verwunderten Blick, dann kehrte sie in das Zimmer zurück. Sie ließ die Tür einen Spalt offen, und kurz darauf waren wieder ein paar Töne zu hören.

Zwei Männer holten Sharpe ab. Wie der Diener, der die Tür geöffnet hatte, waren beide in Braun gekleidet, aber diese Männer waren viel jünger. Sie wirkten kräftig und hart. Einer ruckte mit dem Kopf, und Sharpe folgte ihm gehorsam den kurzen Gang hinab. Die Tür am Ende quietschte alarmierend. Sie öffnete sich in einen eleganten Raum, wo Aksel Bang neben einem schmächtigen Mann stand, der mit gesenktem Kopf an einem Schreibtisch saß.

Sharpe ließ seinen Packen auf einen Sessel fallen, legte Mantel und Hut darauf und wartete. Die Tür fiel quietschend hinter ihm zu, und dann blieben die beiden jungen Männer, offenbar Wächter, hinter seinem Sessel stehen.

Der Raum war ein Arbeitszimmer, doch groß genug, um darin zu tanzen. Bücherregale, gefüllt mit dicken Lederbänden, nahmen zwei Wände ein, die dritte hatte hohe Glastüren, die sich in einen Garten öffneten, während die vierte mit hellem Holz getäfelt war, das einen Marmorkamin umgab, über dem das Porträt eines traurig wirkenden Mannes in einem schwarzen Predigergewand hing.

Dann legte der Mann hinter dem Schreibtisch seine Schreibfeder aus der Hand, nahm seine Brille ab und schaute zu Sharpe auf. Er blinzelte sichtlich erstaunt, als er

das Gesicht seines Besuchers sah, ließ sich jedoch nicht anmerken, was es war, das ihn so überrascht hatte.

»Ich bin Ole Skovgaard«, sagte er mit rauer Stimme, »und Aksel hat Ihren Namen vergessen.«

»Lieutenant Richard Sharpe, Sir.«

»Ein Engländer«, sagte Skovgaard missbilligend. »Ein Engländer«, wiederholte er, »doch er sieht fast wie mein armer Schwiegersohn aus, er ruhe in Frieden. Hast du Nils mal gesehen, Aksel?«

»Leider kam ich nicht in den Genuss dieses Privilegs«, sagte Bang, sichtlich erfreut, dass er von seinem Chef angesprochen wurde.

»Er sah genau wie dieser Engländer aus«, sagte Skovgaard. »Die Ähnlichkeit ist - wie heißt das Wort? Außergewöhnlich.« Er schüttelte verwundert den Kopf. Er hatte eingefallene Wangen, und sein Gesicht drückte Strenge und Missbilligung aus. Er wirkte wie fünfzig, obwohl sein blondes Haar noch kein Grau zeigte. »Schreiben Sie Ihren Namen mit einem ›e‹ am Ende?«, fragte er, und als Sharpe das bestätigte, setzte er seine Brille auf und notierte etwas mit kratzender Feder. »Und Sie sind Lieutenant, ja? In der Marine oder der Armee? Und in welchem Regiment?« Sein Englisch war perfekt. Er notierte Sharpes Antworten und blies auf die noch feuchte Tinte. Dann spielte er mit einem Brieföffner aus Elfenbein und musterte Sharpe von oben bis unten. Nach einer Weile zuckte er leicht mit den Schultern und wandte sich an Bang. »Aksel, würdest du in der Halle mit Astrid warten?«

»Selbstverständlich.« Bang sah absurd erfreut aus, als er aus dem Arbeitszimmer eilte.

»Sagen Sie mir, Lieutenant Sharpe, was führt Sie zu mir?«

»Man sagte mir, Sie würden helfen, Sir.«

»Wer sagte das?«

»Lord Humphrey, Sir.«

»Ich habe nie von einem Lord Humphrey gehört«, sagte Skovgaard. Er erhob sich und ging zu einem Beistelltisch. Skovgaard war ganz in Schwarz gekleidet und trug einen Trauerflor an seinem rechten Ärmel. Er war so dünn, dass er an ein wandelndes Skelett erinnerte. Er nahm eine Pfeife, stopfte sie mit Tabak aus einer Dose, auf der sich ein gemalter Drache wand, und ging dann mit einer Zunderbüchse zu seinem Schreibtisch zurück. Er zündete den Tabak an und wartete, bis er gleichmäßig brannte. »Warum könnte dieser Lord Pumphrey glauben, dass ich Ihnen helfen würde?«

»Er sagte, Sie wären ein Freund Britanniens, Sir.«

»So? Das sagte er?« Skovgaard saugte an der Pfeife. Der Rauch kräuselte zur Decke. »Ich bin ein Händler, Lieutenant Sharpe«, sagte er und betonte den Dienstrang so, dass es beleidigend klang. »Ich handele mit Zucker, Tabak, Jute, Kaffee und Indigo. All diese Dinge, Lieutenant Sharpe, müssen in Schiffen hertransportiert werden. Da könnte man meinen, dass ich der Royal Navy wohlgesinnt bin, denn es hilft unser eigenen Marine, die Seerouten zu schützen. Macht mich das zu einem Freund von Britannien?«

Sharpe schaute dem Händler in die Augen. Sie waren blass und blickten unfreundlich und unruhig. »So sagte man mir, Sir«, sagte Sharpe.

»Doch Britannien, Lieutenant Sharpe, hat eine Flotte in die Ostsee geschickt. Fregatten, Bombenschiffe, Kanonenboote und über zweihundert Transportschiffe - genug, um zwanzigtausend Mann zu befördern, denke ich. Diese Flotte passierte letzte Nacht das Kap. Was meinen Sie, wohin sie fährt?«

»Ich weiß es nicht, Sir«, sagte Sharpe.

»Russland? Ich glaube das nicht. Vielleicht zur kleinen schwedischen Garnison bei Stralsund? Aber Frankreich kann Stralsund einnehmen, wann immer es will. Schweden? Warum würde Britannien eine Armee zu seinen Freunden

nach Schweden schicken? Ich glaube, diese Flotte kommt hierher, Lieutenant Sharpe. Nach Kopenhagen. Halten Sie das für eine unvernünftige Annahme?«

»Ich weiß nicht, Sir«, sagte Sharpe.

»Sie wissen es nicht.« Skovgaards Stimme klang jetzt ätzend. Er stand wieder auf, diesmal erregt. »Wohin sonst kann eine solche Flotte segeln?« Er ging vor dem leeren Kamin auf und ab. »Am Anfang dieses Monats wurde ein Friedensvertrag zwischen Frankreich und Russland unterzeichnet. Der Zar und Napoleon trafen sich in Tilsit und teilten sich Europa auf. Wussten Sie das?«

»Nein, Sir.«

»Dann werde ich Sie ins Bild setzen, Lieutenant. Frankreich und Russland sind jetzt Freunde, während Preußen isoliert ist. Napoleon herrscht in Europa, Lieutenant, und wir stehen alle in seinem Schatten, doch er hat keine Flotte. Ohne eine Flotte kann er Britannien nicht besiegen, und es ist nur eine Flotte übrig in Europa, welche die Royal Navy herausfordern könnte.«

»Die dänische Flotte«, sagte Sharpe.

»Sie sind doch nicht so unwissend, wie Sie vorgeben, wie?« Skovgaard legte eine Pause ein, um die Pfeife neu anzuzünden. »Da gibt es eine geheime Klausel in dem Vertrag von Tilsit, Lieutenant, mit der Russland Frankreich erlaubt, die dänische Flotte zu übernehmen. Diese Flotte kann Russland nicht verschenken und Frankreich nicht übernehmen, aber solche Kleinigkeiten werden Napoleon nicht stoppen. Er hat seine Armee bis an unsere Grenze auf dem Festland geschickt, in der Hoffnung, dass wir kapitulieren, anstatt zu kämpfen. Aber wir werden nicht kapitulieren, Lieutenant, das werden wir nicht!« Er sprach leidenschaftlich, doch Sharpe hörte die Hoffnungslosigkeit aus seiner Stimme. Wie konnte das kleine Dänemark Frankreich die Stirn bieten? »Also, warum schickt Britannien Schiffe und Männer in die Ostsee?«, fuhr Skovgaard fort.

»Um die Flotte zu übernehmen, Sir«, gab Sharpe zu, und er fragte sich, woher Skovgaard von der geheimen Klausel in dem Vertrag zwischen Frankreich und Russland erfahren hatte. Aber wenn Lord Pumphrey recht hatte, war es nicht Skovgaards einziges Geschäft, Tabak und Jute zu importieren.

»Wir sind neutral!«, protestierte Skovgaard. »Aber wenn Britannien uns angreift, dann wird es uns in die Arme von Frankreich treiben. Ist es das, was Britannien will?«

»Es will die Flotte aus Frankreichs Reichweite, Sir.«

»Das können wir ohne eure Hilfe schaffen«, sagte Skovgaard.

Aber nicht bei einer Invasion Frankreichs und einer Zerschlagung der dänischen Armee, dachte Sharpe. Der darauf folgende Friedensvertrag würde die Kapitulation der dänischen Marine verlangen, und so würde Napoleon seine Kriegsschiffe haben. Aber er sagte nichts davon, denn er nahm an, dass Skovgaard diese Wahrheit ebenso klar war wie ihm.

»Also sagen Sie mir, Lieutenant, weshalb Sie zu mir gekommen sind.« Skovgaard sah Sharpe fragend an.

So erzählte Sharpe seine Geschichte. Er berichtete von Lavisser, von der Goldtruhe, von der Mission zu dem Kronprinzen und von seiner Flucht vom Strand bei Köge.

Skovgaard hörte mit ausdrucksloser Miene zu. Dann wollte er mehr wissen. Wer genau hatte ihn geschickt? Wann hatte Sharpe zum ersten Mal von der Mission erfahren? Was waren seine Qualifikationen? Was war seine Geschichte? Er schien besonders daran interessiert zu sein, dass Sharpe von den Mannschaften zum Offizier aufgestiegen war. Sharpe verstand nicht, warum die Hälfte der Fragen überhaupt gestellt wurde, aber er beantwortete sie, so gut er konnte, wenn er auch die Befragung verabscheute, bei der er sich unbehaglich wie bei einem Verhör fühlte.

Schließlich endeten Skovgaards Fragen. Er legte seine Pfeife ab, nahm ein Blatt Papier aus der Schublade des Schreibtischs und schrieb eine Zeitlang schweigend, dann trocknete er die Tinte mit Sand, faltete das Blatt und versiegelte es mit Wachs. Anschließend sprach er auf Dänisch mit einem der beiden Männer, die hinter Sharpe standen.

Die Tür ging quietschend auf, und Aksel Bang kehrte ins Arbeitszimmer zurück. Skovgaard schrieb eine Adresse über den roten Siegelwachs.

»Aksel ...«, er sprach jetzt auf Englisch, vermutlich, damit Sharpe es verstand, »... ich weiß, es ist spät, aber wärst du so freundlich, diesen Brief abzuliefern?«

Bang nahm den Brief, und als er die Adresse las, malte sich Überraschung auf seinem Gesicht ab. »Natürlich, Sir«, sagte er.

»Du brauchst nicht hierher zurückzukommen«, sagte Skovgaard. »Es sei denn, es gäbe eine Antwort, was ich jedoch nicht erwarte. Ich werde dich am Morgen beim Lagerhaus sehen.«

»Selbstverständlich, Sir«, sagte Bang und verließ das Arbeitszimmer.

Skovgaard kratzte seine erloschene Pfeife aus. »Sagen Sie mir, Lieutenant, warum Sie, ein Armeeoffizier ohne hohen Rang, hier sind. Die britische Regierung beschäftigt Geheimdienstler. Solche Männer sprechen die Sprachen Europas und haben die Fähigkeiten, jede mögliche List anzuwenden. Doch man hat Sie geschickt. Warum?«

»Der Duke of York wollte, dass jemand Captain Lavisser beschützt, Sir.«

Skovgaard runzelte die Stirn. »Captain Lavisser ist ein Soldat, oder nicht? Er ist ebenfalls ein Enkel des Grafen von Vygard. Ich kann mir kaum denken, dass solch ein Mann Ihren Schutz in Dänemark benötigt. Oder irgendwo anders.«

»Es geht um mehr als das, Sir.« Sharpe wusste, dass sein Job schwer zu erklären war. »Lord Pumphrey vertraut Captain Lavisser nicht ganz, Sir.«

»Man vertraut ihm nicht? Und dann haben sie ihn mit dem Gold hergeschickt?« Skovgaard war amüsiert.

»Der Duke of York hat darauf bestanden«, sagte Sharpe lahm.

Skovgaard starrte Sharpe ein paar Sekunden an. »Wenn ich Ihre Position zusammenfasse, Lieutenant, erzählen Sie mir, dass Captain Lavisser unter Vorspiegelung falscher Tatsachen nach Dänemark gekommen ist, oder?«

»Ja, Sir.«

»Sie haben recht, Lieutenant«, sagte Skovgaard, »völlig recht.« Er sprach heftig und mit offensichtlicher Abneigung. »Der Ehrenwerte John Lavisser, Lieutenant, traf gestern in Kopenhagen ein und suchte Seine Majestät, den Kronprinzen, auf. Diese Audienz ist in der heutigen *Berlingske Tidende* beschrieben. Er nahm die Zeitung von seinem Schreibtisch, entfaltete sie und tippte auf den Artikel. »Die Zeitung sagt, dass Lavisser gekommen ist, um für Dänemark zu kämpfen, weil er es nicht mit seinem Gewissen vereinbaren kann, England zu unterstützen. Seine Belohnung, Lieutenant, ist der Posten eines Majors bei den Leichten Dragonern und eine Ernennung als Adjutant von General Ernst Peymann. Lavisser ist ein Patriot, ein Held.« Skovgaard warf die Zeitung auf den Schreibtisch, und seine Stimme verriet neuen, bitteren Ärger. »Und es ist niederträchtig von Ihnen zu sagen, dass er geschickt wurde, um den Kronprinzen zu bestechen! Seine Majestät ist nicht verrückt. Er ist unsere große Hoffnung. Der Kronprinz wird unser Land gegen seine Feinde führen, ob es Briten oder Franzosen sind. Wenn wir den Prinzen verlieren, Lieutenant, dann könnten geringere Männer, furchtsame Männer, ein gefälliges Abkommen mit diesen Feinden treffen, doch der Prinz ist beherzt, und Major Lavisser, weit davon entfernt,

Seine Majestät zu bestechen, ist hier, um ihn zu unterstützen.«

»Er hat Gold gebracht, Sir.«

»Das ist kaum ein Verbrechen«, sagte Skovgaard sarkastisch. »Also was, Lieutenant, wünschen Sie von mir?«

»Sir, meine Befehle lauten, Captain Lavisser und das Gold zurück zur britischen Armee zu bringen, wenn der Prinz sich nicht bestechen lässt.«

»Und Sie erwarten meine Hilfe bei diesem Vorhaben?«

»Ja, Sir.«

Skovgaard lehnte sich auf dem Stuhl zurück und starrte Sharpe angewidert an. Seine langen Finger spielten mit dem Brieföffner, dann warf er ihn hin. »Es stimmt, Lieutenant, dass ich bisweilen eine Hilfe für Großbritannien war.« Er schwenkte die Hand, wie um zu sagen, dass diese Hilfe unbedeutend gewesen war, obwohl es in Nordeuropa nur wenige Männer gab, die wertvoller für London waren. Skovgaard war ein dänischer Patriot, doch seine Ehe mit einer Engländerin hatte zu einer Verbindung mit ihrem Heimatland geführt, und jetzt wurde es von dessen Flotte bedroht.

Skovgaard hatte nie vorgehabt, sich in das düstere Geschäft der Spionage verwickeln zu lassen. Zuerst hatte er nur an die britische Botschaft die Nachrichten weitergegeben, die er von den Kapitänen der Ostseehändler, die in sein Lagerhaus kamen, gesammelt hatte. Und im Laufe der Jahre war dieser Nachrichtendienst so angewachsen, dass Skovgaard die Sankt-Georg-Goldstücke an Dutzende von Männern und Frauen im nördlichen Europa verteilt hatte. London schätzte ihn, doch Skovgaard war sich nun nicht mehr sicher, ob er London jetzt, da sich eine britische Flotte Kopenhagen näherte, helfen wollte.

»Dies ist eine Zeit«, sagte er zu Sharpe, »in der sich alle Dänen für ihre Loyalität entscheiden müssen. Das trifft auf mich hinsichtlich Major Lavisser zu, einem Mann, an dessen

Integrität ich nicht zweifle. Er ist in Ihrem Militärdienst hoch aufgestiegen, Lieutenant. Er war ein Gardeoffizier, ein Adjutant des Duke of York und Gentleman, der es nicht mit seinem Gewissen vereinbaren kann, länger zu unterstützen, was Ihr Land macht. Aber Sie? Was sind Sie, Lieutenant?«

»Ein Soldat, Sir«, sagte Sharpe.

»Welcher Art?« Die Frage klang sarkastisch. »Wie alt sind Sie? Dreißig? Und immer noch ein Second Lieutenant?«

»Es zählt, wo man anfängt«, sagte Sharpe bitter.

»Und wo wird es bei Ihnen enden?« Skovgaard wartete nicht auf eine Antwort. Stattdessen nahm er die *Berlingske Tidende.* »Die Zeitung, Lieutenant, sagt uns mehr als Fakten über Major Lavissers Ankunft. Gestern Nachmittag, auf Einladung des Kronprinzen, sprach Major Lavisser vor dem Verteidigungsausschuss, und ich finde, Sie sollten seine Worte hören. Er warnte davor, dass Britannien verzweifelt ist und zu den hinterhältlichsten Maßnahmen greifen wird, um Dänemarks Zweifel zu zerstreuen. ›Wenn es um die Sache des Köpfens geht, kann Britannien das genauso gut tun wie Madame Guillotine.‹ Haben Sie zugehört, Lieutenant? Dies waren Major Lavissers Worte. ›Ich habe gehört, ich kann nicht beschwören, dass es wahr ist, dass ein Armeeoffizier, dessen Karriere dem Ende nahe ist, ein Rüpel, der aus den Mannschaften befördert worden ist und wegen eines Skandals zu Hause nach Dänemark geschickt worden ist, um den Kronprinzen zu ermorden. Ich kann so etwas Ungeheuerliches nicht glauben, möchte aber trotzdem jeden loyalen Dänen ermuntern, wachsam zu sein.‹« Skovgaard warf die Zeitung auf den Schreibtisch. »Nun, Lieutenant?«

Sharpe starrte ihn ungläubig an.

»Und was sind Sie, Lieutenant?«, fragte Skovgaard. »Ein Lieutenant, der in den Mannschaften angefangen hat, und Sie wollen mir weismachen, dass England solch einen Mann schickt, um mit einem Prinzen zu verhandeln? Sie?« Er schaute Sharpe voller Abscheu von oben bis unten an.

»Ich habe Ihnen die Wahrheit gesagt!«, protestierte Sharpe ärgerlich.

»Das bezweifle ich«, sagte Skovgaard, »aber es ist leicht herauszufinden. Ich habe Major Lavisser eine Botschaft geschickt und ihn gebeten, am Morgen herzukommen und Ihre Worte zu bestätigen oder zu dementieren.«

»Sie haben Lavisser gebeten, hierherzukommen?«, rief Sharpe. »Dieser Bastard hat versucht, mich zu killen!«

Skovgaard versteifte sich. »Ich missbillige Ihre Vulgärsprache«, sagte er. »Also, Lieutenant, sind Sie bereit, hier zu warten und Major Lavisser gegenüberzutreten?«

»Den Teufel werde ich tun.« Sharpe machte kehrt, um seinen Packen und Mantel holen. »Und zum Teufel mit Ihnen, Skovgaard«, fügte er hinzu.

Die beiden jungen Männer blockierten Sharpe den Weg zur Tür, und Skovgaards Stimme ließ ihn zum Schreibtisch herumfahren. Der Händler hielt jetzt eine langläufige Pistole in der Hand.

»Ich bin nicht bereit, das Leben meines Prinzen aufs Spiel zu setzen, Lieutenant«, sagte Skovgaard. »Entweder bleiben Sie freiwillig hier, oder ich werde Sie mit Gewalt aufhalten, bis Major Lavisser mich beraten kann.«

Sharpe schätzte gerade die Entfernung zum Schreibtisch und die Wahrscheinlichkeit ab, dass die Pistole genau schoss, als einer der beiden Wächter eine Waffe zog. Es war eine große Pistole, mit der man ein Pferd töten konnte, und die Mündung war auf seinen Kopf gerichtet.

Skovgaard sagte etwas auf Dänisch, und während der Mann ihn mit der Pistole bedrohte, nahm der andere Mann ihm den Säbel ab und durchsuchte seine Taschen. Er fand das Gold, das Sharpe an Bord der *Cleopatra* gestohlen hatte, doch Skovgaard befahl ihm streng, es zurückzustecken. Dann entdeckte der Mann Sharpes kleines Klappmesser und ließ es in einer Schublade von Skovgaards Schreibtisch verschwinden. Dann wurde Sharpe, die Pistolen weiterhin

auf ihn gerichtet, in die Halle geschoben. Astrid, Skovgaards Tochter, beobachtete das alles erstaunt von ihrer Türschwelle aus, sagte jedoch nichts.

Sharpe wurde in einen kleinen Raum neben der Halle gestoßen. Die Tür fiel zu, und er hörte, wie der Schlüssel im Schloss gedreht wurde. Das Geräusch erinnerte ihn daran, dass er auf dem Strand bei Köge seinen Dietrich verloren hatte.

Es gab kein Fenster in dem Raum und kein Licht. Er tastete herum und stellte fest, dass er sich in einem kleinen Speisezimmer befand, das mit einem breiten Tisch und sechs Stühlen möbliert war. Es war die Art Raum, in der eine kleine Dinnerparty, gewärmt von einem Feuer im jetzt leeren Kamin, abgehalten werden konnte. Jetzt war der Raum Sharpes Gefängnis.

Er war eingesperrt und fühlte sich wie ein verdammter Narr. Lavisser hatte ihn erwartet, ihm eine Falle gestellt und gesiegt. Der Gardist war jetzt dreiundvierzigtausend Guineas reicher, und Sharpe war gescheitert.

KAPITEL 5

Es war auf der breiten Terrasse von Schloss Kronborg bei Helsingör, wo der Geist von Hamlets Vater durch die Nacht geschlichen war, und jetzt, unter dem Viertelmond eines anderen Nachthimmels, waren große Geschütze auf die See gerichtet.

Unter der Terrasse, in einer Gruft, pumpten zwei Männer massive Blasebälge, um kalte Luft in einen der drei Öfen der Festung zu leiten. Andere Männer, mit langstieligen Zangen und Feuerhaken, rollten eiserne Kanonenkugeln in die Glut, als die Luft aus den Blasebälgern zischte. Der Ofen, verborgen in der Gruft, sodass sein Feuerschein in der Nacht nicht auf die Festungsmauern fiel, war wie eine Öffnung zur Hölle. Roter Lichtschein geisterte über die Steinbögen und glänzte auf den nackten Oberkörpern der Männer, die in der weiß glühenden Gluthitze arbeiteten.

Die ersten sechs Kanonenkugeln, jede eine Eisenkugel, die vierundzwanzig Pfund wog, glühten rot.

»Sie sind heiß, Sir!«, rief ein schweißtriefender Mann durch die gewundene Passage, die von der Gruft mit den Öfen wegführte.

»Wir sind bereit!«, rief der Offizier außerhalb der Gruft zu der nächsten Batterie.

Die Geschütze waren bereits mit dem Inhalt ihrer Pulverbeutel geladen, über die dichte Schichten von mit Wasser getränktem Filz gerammt worden waren. Der Filz sollte verhindern, dass die rot glühende Kanonenkugel vorzeitig das Pulver entzündete.

»Bringt die Kugel!«, rief ein Mann von der Batterie.

Ein Dutzend Männer beförderten die rot glühenden Kanonenkugeln auf ihre Wiegen. Die Wiegen waren wie Tragen, in deren Mitte die erhitzte Kanonenkugel in einer eisernen Vertiefung lag.

»Schnell jetzt!«, sagte der Offizier, als die Männer aus der Gruft eilten und die steinernen Stufen zu ihren wartenden Geschützen hinaufliefen. Die Kanonenkugeln kühlten schnell ab, verloren ihr Glühen, aber der Offizier wusste, dass sich die Hitze noch tief im Kern des Eisens befand, und wenn die großen Geschütze feuerten, würde das rote Glühen zurückkehren. Eine sorgfältig erhitzte

Vierundzwanzig-Pfund-Kanonenkugel würde eine Stunde lang abkühlen und immer noch genügend Hitze in ihrem Kern haben, um Holz zu entzünden. Sie waren tödlich im Einsatz gegen Schiffe.

»Wartet!«, rief eine neue Stimme. Der Kommandant von Schloss Kronborg, ein Generalleutnant, der hastig aus seinem Bett gerufen worden war, eilte die Treppe zur Batterie hinauf. Er trug eine mit Quasten geschmückte Nachtmütze und hatte einen schwarzen wollenen Morgenmantel über sein langes Nachthemd geworfen.

»Die Kugel ist frisch erhitzt, Sir«, meldete der Batterie-Offizier, ein Captain, respektvoll, als die Männer die Wiegen neben den wartenden Rohren abstellten, wo die Kanoniere gewaltige Zangen bereithielten, um die Kugeln in die Mündungen der Kanonen zu manövrieren. Der Captain wollte die ersten sechs Geschütze laden lassen und den feuchten Filz zischen hören. Er wollte die Kanonenkugeln glühen sehen, wenn sie über die See flogen und rote Streifen in der Dunkelheit hinterließen, doch der Kommandant der Festung gab noch nicht den Befehl zum Laden der glühenden Kugeln. Stattdessen kletterte der General auf die Verkleidung einer Schießscharte und starrte auf die See.

Zahllose Schiffe segelten in den Kanal. Der Anblick war geisterhaft, denn ihre weißen Segel wurden vom Mondschein erhellt. Sie schienen reglos auf dem Wasser zu liegen, denn es herrschte in dieser Nacht kaum Wind. Der General starrte. Da draußen waren Hunderte von Schiffen,

viel zu viele für seine Hand voll Geschütze, und diese gespenstischen Schiffe brachten Wagen, Pferde und Soldaten nach Dänemark. Jenseits der Flotte, an der schwedischen Küste, schimmerten die Lichter der Stadt Helsingborg.

»Haben sie auf uns gefeuert?«, fragte der Captain.

»Nein, Sir.« Die Röte verschwand auf der Kanonenkugel. »Noch nicht, Sir.«

Doch in diesem Augenblick erklang ein dumpfes Donnern von der fernen Flotte, und der General sah einen roten Blitz vor einem schwarzgelben Schiffsrumpf.

»Sir!« Der Captain war ungeduldig. Er stellte sich vor, dass seine Geschütze ihre rote Glut in die dunklen Bäuche der britischen Flotte schossen. Er wollte diese Flotte brennen und in ihren Segeln Flammen züngeln sehen.

»Wartet«, sagte der General, »wartet.«

Ein weiteres Geschütz feuerte auf See, aber da war kein Geräusch einer Kanonenkugel in der Luft und kein Aufklatschen einer Kugel im Wasser. Da war nur das dumpfe Donnern, das in der Nacht verhallte und wieder auflebte, als ein drittes Geschütz feuerte.

»Sie schießen Salut«, sagte der General. »Erwidern Sie den. Keine Kanonenkugeln.«

»Wir schießen Salut für sie?« Der Captain klang ungläubig.

Der General fröstelte in der Nachtkälte und zog seinen Morgenrock fester zusammen, dann kletterte er von der Verkleidung der Schießscharte herab.

»Wir sind noch nicht im Krieg, Captain«, sagte er tadelnd. »Und sie bieten uns einen Salut, so werden wir den Gruß erwidern. Fünfzehn Geschütze, wenn ich bitten darf.«

Die rot glühende Kanonenkugel kühlte ab.

Die Schiffe segelten geisterhaft südwärts. Sie transportierten eine Armee, die gekommen war, um Dänemark zu zermalmen.

Und Dänemark schoss Salut.

Sharpe konnte Stimmen aus dem Wohnzimmer gegenüber der Halle hören, doch die Unterhaltung wurde in Dänisch geführt, und er konnte nichts verstehen. Er vermutete, dass Skovgaard seiner Tochter von Britanniens Falschheit erzählte. Eine Uhr im Haus schlug zehnmal, und es folgte eine Kakophonie der Stadtglocken.

Unter der Tür des kleinen Speisezimmers war kurz ein Lichtstreifen zu sehen, als Skovgaard oder seine Tochter mit einer Kerze nach oben gingen, dann hörte Sharpe, wie Läden geschlossen und Riegel vorgeschoben wurden. Jemand überprüfte die Tür des kleinen Raums, in dem er gefangen war, zog den Schlüssel aus dem Schloss und ging davon.

Sharpe war nicht müßig gewesen. Er hatte das Zimmer erkundet und einen Schreibtisch entdeckt. Die Schubladen enthielten nichts Nützliches, nur Leinenwäsche. Er hatte nach Holzstückchen im Kamin gesucht, mit denen er vielleicht die Tür aufbrechen konnte, doch der Kamin war leer. Die Tür hatte er ebenfalls überprüft, doch sie war solide verschlossen und ließ sich nicht bewegen.

So blieb ihm nichts anderes übrig, als zu warten.

Lavisser würde ihn töten. Skovgaard mochte den abtrünnigen Gardisten für einen Helden halten, aber Sharpe wusste es besser. Der Ehrenwerte John Lavisser war ein Dieb und ein Mörder. Er floh vor seinen Schulden in England, und es war kein Wunder, dass der erste Mann, der ihn hatte begleiten sollen, getötet worden war, weil Lavisser zweifellos einen sauberen Start in sein neues Land gewünscht hatte. Sharpe war für ihn nichts als Staub, der aus seinem Weg gewischt werden musste.

Und Skovgaard war keine Hilfe. Der Däne war berauscht von Lavissers patriotischem Gehabe und sonderbar beeindruckt davon, dass Lavisser ein Gentleman mit königlichen Verbindungen war. Also verschwinde von hier,

dachte Sharpe. Hau ab, bevor Lavisser Barker auf dich hetzt, der die schmutzige Arbeit für ihn erledigt.

Doch die Tür des Speisezimmers war abgeschlossen, und seine Wände waren solide vertäfelt. Sharpe hatte versucht, die Bodendielen anzuheben, doch sie waren fest vernagelt und er hatte kein Werkzeug, um sie herauszureißen. Dennoch musste es einen Ausweg geben.

Er widerstrebte ihm, diese Möglichkeit zu nutzen. Aber es war ein Fluchtweg, und ihm blieb keine Wahl. Oder eine schlechte Wahl. Er konnte bis zum Morgen warten, und dann würde er Lavissers Gnade ausgeliefert sein. Oder er konnte das tun, wovor er sich fürchtete.

Jem Hocking hatte einst versucht, den jungen Richard Sharpe zum Kaminreinigen zu verkaufen, doch Sharpe war davongelaufen. Kaminreinigen war ein Todesurteil. Einige Jungs blieben im Kamin stecken und erstickten, während der Rest Blut aushustete und die Lunge beschädigt wurde, lange bevor sie ganz erwachsen wurden. So hatte Sharpe Reißaus genommen und seither nie aufgehört, fortzulaufen, doch diesmal musste er es versuchen und klettern wie ein Kaminfeger. Er bückte sich in den breiten Kamin. Er war sauber, doch er roch den Ruß im Schacht, der nach oben führte. Er streckte die Hände hoch, um einen Vorsprung in den Ziegeln zu ertasten. Wieder stieg in ihm die Angst empor, in der schwarzen Enge gefangen zu sein, doch es war der einzige Ausweg. Jedenfalls hoffte er, dass es ein Ausweg sein würde, sicher konnte er sich nicht sein. Es war möglich, dass es nur der Abzug für einen einzigen Kamin war. In diesem Fall würde er sich immer mehr verengen, und er würde nicht hindurchpassen. Aber es war weitaus wahrscheinlicher, dass dieser Abzug sich mit einem zweiten vereinigen würde. Klettere diesen Schacht rauf, sagte er sich, dann lass dich durch den anderen wieder hinab. Es wird leicht sein, versuchte er sich einzureden, schon ein zehnjähriger Junge kann das schaffen.

Er zog sich an dem Vorsprung hoch und versuchte mit den Stiefeln irgendwo Halt zu finden. Ein paarmal rutschte er ab, doch dann schaffte er es, sich in dem Schlund aufwärtszuschieben. Die Luft stank, aber zuerst kam er gut voran.

Das Haus war fast neu, dennoch hatte sich schon eine dicke Rußschicht gebildet, die unter seinen Fingern bröckelte und in sein Haar und seine Augen fiel. Er hörte, wie der Ruß hinab in den Kamin rieselte. Angenommen, Skovgaard war noch in einem Zimmer unten. Oder jemand zündete ein Feuer an. Er hielt das für unwahrscheinlich, aber die Angst blieb.

Er versuchte sich aufzurichten. Das Mauerwerk im Kamin war ungleichmäßig, und seine Kleidung blieb an Mörtel hängen. Er zwängte sich weiter und hörte Stoff reißen, und dann steckte er fest. Er wusste, dass der Schacht nur enger werden konnte, und so drehte er sich und rutschte im Kamin zurück. Er kroch wieder in das Esszimmer, rang um Atem und wischte sich Ruß aus den Augen.

Wenn es zu schaffen ist, dachte er, dann nur nackt.

Er zog sich aus, überwand sich und kletterte wieder in den Kamin und den schmalen Schacht hinauf. Wieder rieselte ihm Ruß ins Gesicht. Er atmete durch die Nase, aber Ruß geriet hinein, und er war gezwungen, mit halb geöffnetem Mund zu atmen. Seine Augen brannten und tränten. Als er mit den Füßen Halt suchte, stockte ihm der Atem, als unter der Hand, die er um einen Mauervorsprung krallte, der Mörtel brach, und Staub in sein Haar fiel. Ein Stück Mörtel fiel in den Kamin hinab.

Er lauschte und glaubte, nur das Hämmern seines Herzens zu hören. Er fand Halt an einem Vorsprung in der Schwärze und zog sich weiter hoch. Das Haar an seinem Hinterkopf rieb gegen Steine, und er spürte, dass sich der Schacht noch mehr verengte. Schreckliche Verzweiflung, fast Panik stieg in ihm auf, als er dachte, dass der Weg blockiert war und er

feststeckte, aber dann, ganz plötzlich, griff seine rechte Hand ins Nichts.

Ihm stockte der Atem, und dann entdeckte er, dass die Steine über ihm im Bogen steil abfielen, und er wusste, dass er an die Vereinigung zweier Luftschächte gelangt war. Jetzt brauchte er sich nur noch weiter hoch zu schlängeln, dann in den zweiten Abzug gleiten lassen und beten, dass er nicht enger als der erste war.

Er fand Halt mit den Füßen und schob sich hoch, bis schließlich ein freier, schwarzer Platz vor seinem Gesicht war. Er verharrte und tastete die Stelle ab, wo sich die beiden Schächte vereinigten. Hochstimmung stieg in ihm auf. Er hatte es fast geschafft! Er klammerte sich an die Kante, zog sich hoch und drehte sich so, dass er mit dem Bauch über die Schachtkante gleiten konnte.

Die Vereinigung der Rauchkanäle war eine Kammer, die zwar breit, aber sehr niedrig war, sodass er sich den Kopf stieß, und der Schornstein, der zum Dach hinaufführte, war zu eng, um hinaufzuklettern. Er spürte einen Luftzug von diesem oberen Kamin, konnte jedoch immer noch nichts sehen. Er zwang sich, die Augen zu öffnen. Sie brannten schrecklich, und durch die Tränen konnte er weder das Schimmern von Mondschein durch den oberen Schornstein sehen noch Lichtschein aus dem zweiten Kaminschacht. Nach oben durch den Schornstein konnte er nicht entkommen, blieb nur der zweite Abzugsschacht hinab. Er tastete sich zu der Vereinigung der beiden Schächte und ließ sich in den zweiten Kamin hinab. Er glitt ab und fiel. Verzweifelt krümmte er sich, versuchte sich mit den Händen abzufangen. Er schrammte sich am Rücken und den Händen Haut ab, konnte den Sturz jedoch abbremsen.

Er landete in einem leeren Kamin. Die Luft war kühl und wundervoll. Er rollte sich zusammen, spürte, wie sich Ruß auf ihn senkte, und blieb zitternd und atemlos ein paar

Sekunden liegen. Er hatte glaubt, bei dieser Tortur zu sterben.

»Grace«, sagte er laut, als ob ihr Geist kommen und ihm Kraft geben würde. »Grace.« Er konnte nicht glauben, dass sie für immer fort war. Es hatte für ihn den Anschein, als hätte sie über ihm geschwebt und ihn bewacht. Grace, sein Schutzengel.

Er kroch aus dem Kamin und stellte fest, dass er sich in Skovgaards Arbeitszimmer befand. Schwacher Mondschein war durch die oberen Fenster zu sehen, bei den unteren waren die Läden vorgelegt. Er durchquerte das Zimmer und zuckte zusammen, als Schmerzen durch seinen aufgeschürften Körper zuckten. Er hob den Haltebalken von einem der Fensterläden. Er war schwer. Das Fenster diente als Tür zum Garten, und er entriegelte es und zog es auf. Es quietschte leise. Er zuckte zusammen. Die kühle Nachtluft war wunderbar.

Es fiel genügend Mondschein ins Zimmer, sodass er sah, dass auf dem Sessel im Arbeitszimmer immer noch sein Packen, Mantel, Hut und Säbel lagen. Er nahm an, dass ihm nichts anderes übrig blieb, als seinen grünen Rock der 95. Schützen anzuziehen, denn der Schlüssel zu dem kleinen Speisezimmer war mitgenommen worden und er wusste nicht, wie er dort lautlos hineinkommen konnte.

Er würde die Guineas verlieren, die er an Bord der *Cleopatra* gestohlen hatte, und er musste ohne Stiefel fliehen, aber das war besser, als ein Opfer von Lavisser zu werden.

Ich muss höllisch schnell verschwinden, dachte er. Aber bevor er sich anzog, wollte er den Dreck von seiner geschundenen Haut waschen. Er ging in den Garten und sah ein großes Regenwasserfass unter einem Fallrohr. Er hob den Deckel ab, sah, dass es fast voll mit Wasser war, und kletterte hinein.

Langsam und leise ließ er sich ins Wasser hinab, spülte seine Haut und sein Haar ab. Er musste schnell von hier fort, aber was kam dann? Er nahm an, dass ihm nichts anderes übrig blieb, als auf die Ankunft der britischen Armee zu warten und sich dann als Versager zurück zu Sir David Baird zu schleppen.

Er stieg aus dem Wasserfass und kehrte dann tropfnass zurück ins Arbeitszimmer. Aus seinem Packen nahm er ein schmutziges Hemd und die Uniform des Schützen heraus. Es mochte unklug sein, eine solche Uniform hier in Dänemark zu tragen, aber er konnte sie mit dem Mantel verdecken. Er zog die schwarze Hose an, knöpfte den grünen Rock zu, band seine rote Schärpe um und schnallte die Säbelscheide an seine Hüfte. Es war ein gutes Gefühl, wieder wie ein Soldat gekleidet zu sein. Gott verdammt, dachte er, Lavisser, das werde ich dir heimzahlen!

Aber er sah keine Möglichkeit, wie er sich an dem Gardisten rächen konnte. Im Moment musste er entkommen, nichts weiter. Er nahm an, dass keine Zeit blieb, um Skovgaards Arbeitszimmer nach etwas für die Flucht Nützlichem zu durchsuchen. Er ging zu dem Beistelltisch, auf dem der Däne seine Pfeifen aufbewahrte, und zündete mithilfe der Zunderbüchse zwei Kerzen an. Dann nahm er sich den Schreibtisch vor. Die sieben Schubladen waren abgeschlossen, doch der Schürhaken vom Kamin diente ihm als Brecheisen. Holz splitterte, und Sharpe erstarrte, wartete auf Anzeichen darauf, dass er jemanden mit dem Geräusch aufgeweckt hatte. Er hörte nichts, und so hebelte er auch die anderen Schubladen auf und stellte die Kerzen näher daran.

Sechs der Schubladen enthielten nur Papiere, doch in der siebten fand er sein Klappmesser und die Pistole, mit der Skovgaard ihn bedroht hatte. Die Pistole war eine von einem Paar mit langem Lauf, versilbert und ziseliert. Zuerst dachte er, es handle sich um Duellpistolen, doch als er sie sich

genauer ansah, stellte er fest, dass sie einen gezogenen Lauf hatten. Dies war kein Spielzeug für Aristokraten, sondern ein Killerwerkzeug, teuer und tödlich. Er überprüfte die Pistolen und stellte fest, dass sie geladen waren. Dann suchte er in der Schublade nach weiterer Munition und fand eine Lederbox, die ein silbernes Pulverhorn und ein Dutzend Patronen enthielt. Die Tülle des Pulverhorns hatte eine Maßkammer für die exakt richtige Menge Pulver. Er steckte das Pulverhorn und die Patronen in eine Tasche und schob die beiden Pistolen in seinen Gürtel. »Danke, Skovgaard«, murmelte er.

Dann zog er den Mantel an und setzte den Hut auf. Im Packen war wenig, was er brauchte, und so verstaute er nur die zweiundzwanzig Guineas, das Nähkästchen und sein Fernrohr in den Manteltaschen und ließ den Packen, wo er war.

Ein plötzliches Geräusch ließ ihn herumfahren, doch es war nur das Surren der Uhr auf dem Kaminsims, das ankündigte, dass es gleich Mitternacht schlagen würde.

Er blies die Kerzen aus und kehrte in den Garten zurück. Er schloss die Fensterläden und Glastüren, überquerte eine geflieste Terrasse und ging einen grasbewachsenen Hang hinab. Einige Häuser waren in Sichtweite. Alle waren dunkel und ziemlich weit entfernt. Eine Ziegelmauer umschloss Skovgaards Garten, doch da war ein Tor neben den Ställen, und er vermutete, dass es zu einer Gasse führte. Er wandte sich um und sah ein einzelnes Licht hinter einem Fenster. Aus irgendeinem Grund sagte er sich, dass es Astrids Zimmer sein musste, und er sah sie plötzlich vor seinem geistigen Auge, die hohe, blasse Stirn, das goldblonde Haar und die strahlend blauen Augen. Plötzlich stieg ein Schuldgefühl in ihm auf, und er dachte an Grace.

Geh, mahnte er sich. Geh westlich in das Land, beschaffe dir Stiefel und warte auf die britischen Truppen. Das widerstrebte ihm, denn es würde bedeuten, dass er sich

zurück zu Sir David Baird schleichen und ein Scheitern bekennen musste. Aber welche Wahl hatte er denn?

Dann hörte er ein leises, scharrendes Geräusch.

Eine Katze? Er duckte sich und lauschte angestrengt. Nein, das war keine Katze, denn er nahm Schritte wahr. Jemand schlich ums Haus und versuchte, so wenig Geräusche zu verursachen wie möglich. Ein Diener vielleicht, der überprüfte, ob das Haus gesichert war. Offenbar wohnten einige Bedienstete in dem Kutscherhaus bei den Ställen, und vielleicht patrouillierte einer davon um Skovgaards Haus.

Doch die Schritte klangen nach mehr als einem Mann. Keiner trug eine Laterne, und sie bewegten sich heimlich und vorsichtig.

Sharpe schlich in den tiefen Schatten eines Busches und wartete. Der Viertelmond war von Nebelschleiern umgeben und fast verdeckt hinter einigen hohen Bäumen, spendete jedoch genügend Licht für Sharpe, sodass er sechs dunkle Schatten an der Seite des Hauses erkennen konnte. Sie kamen langsam um das Regenwasserfass herum, und einer von ihnen trat unabsichtlich auf den hölzernen Deckel, den Sharpe nach seinem Bad auf dem Pfad zurückgelassen hatte, und alle verharrten erschrocken. Sie warteten eine scheinbare Ewigkeit, und dann versuchte einer, die Hintertür zu öffnen, fand sie verschlossen und schlich zu den Fenstern des Arbeitszimmers. Dort entdeckten sie die unverschlossene Glastür und die entriegelten Läden. Sie verharrten, vermuteten wohl eine Falle, doch dann, nachdem sie miteinander geflüstert hatten, verschwanden alle im Haus.

Sharpe hatte keine Gesichter gesehen, doch die hünenhafte Statur des einen Mannes konnte die von Barker sein, die Größe eines anderen Mannes ließ auf Lavisser schließen. Aber warum sollte Lavisser wie ein Dieb in der

Nacht ins Haus eindringen? Er hatte eine Einladung. Er konnte bis morgen warten.

Sharpe sah keinen Sinn darin, und so blieb er, wo er war. Er hörte das gedämpfte Quietschen, als die Tür des Arbeitszimmers geöffnet wurde. Die Männer würden seine Flucht gleich entdecken, und dann würden sie vermutlich verschwinden. Er bezweifelte, dass sie im Garten nach ihm suchen würden. Vermutlich würden sie auf den nahen Zugangsstraßen nach ihm Ausschau halten. So nahm er an, dass er an seinem versteckten Platz sicher war.

Es wird nicht lange dauern, bis sie wieder verschwinden, sagte er sich, dann sah er einen Lichtschein in einem oberen Fenster. Er flackerte kurz auf und erlosch, als sei jemand mit einer Kerze durch ein Zimmer gegangen.

Geh jetzt, dachte er, während sie oben sind. Im nächsten Augenblick hörte er einen Schrei. Ein kurzer Schrei von einer Frau, der sofort verstummte. Weitere Lichter waren in dem oberen Fenster zu sehen. Ein Mann rief etwas mit gebieterischer Stimme.

Sharpe lauschte mit Erstaunen. Sie waren nicht seinetwegen hier, sondern wegen Skovgaard! Dann konnte es nicht Lavisser sein. Wer denn sonst? Die Dänen selbst? Aber warum waren sie in der Nacht gekommen? Und Männer, die in der Nacht in ein Haus schlichen, führten vermutlich Böses im Schilde, und das bedeutete, dass Skovgaard Hilfe brauchen würde, und Sharpe brauchte Skovgaard, wenn er nicht völlig scheitern wollte. So gab er seinen Entschluss, westwärts zu fliehen, auf und schlich stattdessen zum Haus. Er streifte seinen Mantel ab, weil er ihn behinderte, verharrte kurz beim Fenster des Arbeitszimmers, konnte jenseits der Läden jedoch nichts hören und trat ein. Der Raum war dunkel, doch schwacher Lichtschein zeigte sich an der Tür zur Halle.

Er durchquerte den Raum und zuckte zusammen, als eine Diele unter den Teppichen knarrte. Die Halle war leer, und

das Licht kam vom oberen Treppenabsatz. Dort hörte er Stimmen, die ärgerlich erhoben waren. Sie sprachen Dänisch, und er hatte keine Ahnung, was gesagt wurde. Er durchquerte die Halle zu dem Salon, in dem Astrid Cembalo gespielt hatte. Es war stockfinster darin, doch er presste sich neben der Tür an die Wand und lauschte.

Es klang, als würden alle Bediensteten die Treppe hinabgetrieben. Dann trat jemand die Tür des Salons weit auf, und gelber Lampenschein fiel herein, doch zum Glück kam niemand in den Salon, und Sharpe hatte Zeit, sich hinter einem Wandschirm, der mit Windmühlen und Enten bemalt war, zu verstecken. Er stieß dabei einen mit Blumen bemalten Kammertopf um, doch niemand hörte es in dem Lärm draußen. Er wartete wieder.

Dann hörte er Lavissers Stimme. Er war sicher, dass es Lavisser war und dass er weder Dänisch noch Englisch sprach. Französisch? Sharpe war sich fast sicher, dass es Französisch war. Lavisser gab Befehle, und einen Moment später wurde eine Lampe in den Salon gebracht. Sharpe hörte Schritte. Da stand ein Spiegel zwischen den Fenstern mit geschlossenen Läden, und darin sah er, dass zwei Hausmädchen, beide in Nachthemd und mit Schlafhaube, in den Salon geschoben wurden. Der ältere Diener folgte, dann trat Astrid ein und hinter ihr ein Mann mit einer Pistole. Lavisser sprach zu ihm auf Französisch.

»Sie wollen mich da drin haben, Sir?«, fragte ein Mann auf Englisch. Es war Barker.

»Nein. Hol Sharpe«, antwortete Lavisser, und dann, immer noch auf Englisch, sprach er zu Astrid: »Es wird Ihnen nichts geschehen, das verspreche ich.«

»Aber mein Vater!« Astrid klang beunruhigt. Sie trug ein langes Nachthemd, und ihr blondes Haar fiel auf ihre Schultern. »Ich will bei meinem Vater sein!«

»Ihr Vater ist durch den Kampf gegen Frankreich reich geworden«, erwiderte eine Stimme. Es war nicht Lavisser,

der das sagte, sondern eine Frau. Ein weiteres Geheimnis in dieser Nacht. »Und Ihr Vater hätte mit den Konsequenzen solcher Dummheit rechnen müssen«, fügte die Frau hinzu. Sie sprach mit Akzent. Französisch?

Die Tür wurde geschlossen. Astrid setzte sich weinend auf die Bank vor dem Cembalo, während der Franzose die drei verängstigten Bediensteten zum Sofa winkte. Sharpe konnte von ihm in dem Spiegel gesehen werden, doch er war in tiefem Schatten, und der Franzose hatte nicht den geringsten Verdacht. Er schaute nicht einmal hinter den Wandschirm, sondern lehnte sich gegen die geschlossene Tür, die Pistole gesenkt. Er gähnte. Was hatte er schon von drei Frauen und einem alten Mann zu befürchten?

Sharpe zog eine der Pistolen aus seinem Gürtel. Lavisser arbeitete also mit den Franzosen zusammen? Die Vorstellung war widerlich, aber sie machte Sinn. Der Feind musste seine Agenten in London haben, und wo konnte er leichter Dummköpfe rekrutieren und Verräter finden als beim Kartenspielen bei Almack's oder den anderen Spielclubs der Reichen? Und sie hatten einen in Lavisser gefunden, und wenn Lavisser jetzt Skovgaards Ermordung plante, dann hatte Sharpe nicht mehr viel Zeit.

Er wickelte den Saum seines Rocks um die Pistole, um das verräterische Spannen der Waffe zu dämpfen. Er war ratlos gewesen, seit er in Dänemark war, hatte Beleidigungen und Torturen erlitten und war gefangen genommen worden, aber jetzt wusste er, was zu tun war. Er war wieder dort, wo er hingehörte, und er lächelte, als er hinter dem Wandschirm hervortrat.

Er hielt die Pistole am ausgestreckten Arm angeschlagen, und der Franzose brauchte zwei, drei Sekunden, um seine Anwesenheit zu bemerken. In diesem Augenblick war die Waffe nur noch eine Armlänge von seinem Kopf entfernt. »Leg die Waffe ab, Monsieur«, sagte er sanft.

Der Mann sah aus, als wolle er einen Schrei ausstoßen.

»Bitte«, sagte Sharpe. »Wenn du nicht still bist, muss ich schießen.« Er lächelte immer noch.

Der Franzose zuckte leicht zusammen. Da war etwas an dem Mann mit dem grünen Uniformrock, das ihn warnte, dass der Tod in diesem Salon sehr nahe war, und so legte er, vernünftig und sehr langsam, seine Pistole auf den Boden. Astrid und die Diener starrten mit großen Augen. Sharpe trat die Waffe des Franzosen über die gebohnerten Dielen. »Leg dich hin«, sagte er und zeigte dem Mann mit der linken Hand an, was er meinte.

Der Mann legte sich auf den Bauch und drehte furchtsam den Kopf, um zu sehen, was Sharpe tat. Sharpe blickte Astrid an, dann legte er einen Finger auf die Lippen, um anzuzeigen, dass sie still sein sollte.

Er hatte jetzt ein Problem. Der Franzose hatte gesehen, dass er einen Finger auf die Lippen gelegt hatte, und musste erkannt haben, dass Lärm sein bester Freund war, was bedeutete, dass Sharpe nicht bereit war, ihn zu erschießen, denn der Knall würde die anderen Eindringlinge in den Salon locken. Der Franzose atmete tief durch, und Sharpe trat ihm gegen die Kehle. Sein Fuß schmerzte bei dem Tritt, denn er hatte keine Stiefel an, aber dem Franzosen tat er noch mehr weh.

Astrid schnappte nach Luft, und der Franzose presste würgend eine Hand auf seinen Hals und seine Absätze trommelten auf den Boden. Sharpe warf sich auf ihn, um ihn ruhig zu halten. Der Franzose versuchte ihn abzuwerfen und stieß erstickte Schreie aus. Sharpe ließ die Pistole fallen, zog sein Messer und ließ die Klinge herausschnellen. »Augen zu, Miss«, sagte er grimmig zu Astrid.

»Was ...«

»Pst!«, mahnte Sharpe. »Sagen Sie den anderen, dass sie die Augen schließen sollen. Schnell.«

Astrid flüsterte etwas auf Dänisch, als Sharpe spürte, wie sich der Mann unter ihm anspannte. Der Franzose bäumte

sich auf, holte Luft und setzte zu einem Schrei an, doch Sharpe stach schon mit der kurzen Klinge zu. Der Schrei erstickte im Ansatz, und es wurde ein Seufzen daraus, das schnell erstarb. Er war tot, und es gab bemerkenswert wenig Blut. Sharpe zog dem toten Mann den Kragen hoch, um die Wunde zu verdecken, und wischte die Messerklinge ab. Dann erhob er sich. »Sie können jetzt die Augen wieder aufmachen«, sagte er.

Astrid starrte Sharpe an, dann den toten Franzosen.

»Er schläft nur«, sagte Sharpe und hob die Pistole des Toten auf. Es war ein plumpes Ding im Vergleich zu Skovgaards Pistolen, aber sie war geladen und verschaffte ihm einen zusätzlichen Schuss. Vier Männer und eine Frau waren übrig. »Gibt es noch irgendwelche Waffen in diesem Zimmer?«, fragte er Astrid.

Sie schüttelte den Kopf.

Er kniete sich neben die Leiche und durchsuchte seine Kleidung, aber es gab keine anderen Waffen. So hatte er also drei Schuss und fünf Ziele. Er ging zur Tür und legte ein Ohr daran. Er konnte Stimmen hören, dann das Drehen eines Schlüssels im Schloss, eine Pause und Schritte auf dem Gang. Er wartete einen Moment und schob dann die Salontür einen kleinen Spalt auf.

»Er ist weg!«, sagte Barker.

»Er kann nicht weg sein.« Das war Lavissers Stimme.

»Ich sagte doch, er ist weg.«

Sharpe stellte sich vor, dass Lavisser auf die Fensterläden blickte. Dieses offene Fenster konnte die einzige Erklärung für Sharpes unerklärliches Verschwinden sein.

»Sieh dich draußen um«, sagte Lavisser. »Und sei vorsichtig.«

Die Frau sagte etwas auf Französisch, dann sprach Lavisser auf Dänisch. Es folgte eine Pause, und plötzlich stieß Skovgaard, denn es konnte kein anderer sein, einen Ruf aus, der in ein schreckliches Stöhnen und einen

Schmerzensschrei überging. Astrid schnappte nach Luft, und Sharpe fuhr herum und legte einen Finger auf die Lippen.

Skovgaard schrie von Neuem. Es war das Geräusch von Männern auf dem Schlachtfeld, die verwundet waren und nicht schreien wollten. Es war eine unfreiwillige, wortlose Bitte um Hilfe in der Qual.

Sharpe blickte zu Astrid. »Bleiben Sie hier«, sagte er eindringlich und zog die Tür des Salons auf.

Barker war jetzt vermutlich im Garten, blieben also vier Ziele und drei Schüsse. Wie hatte Baird ihn genannt? Einen Halsabschneider. Also würde er jetzt einer sein, und zwar ein verdammt guter.

Er durchquerte die Halle und sah, dass die Tür vom Arbeitszimmer einen Spalt offen stand. Er wagte es nicht, sie weiter zu öffnen, denn die Angeln quietschten schlimm, aber er wünschte, er könnte mehr von dem sehen, was im Arbeitszimmer geschah. Er konnte nur erkennen, dass Skovgaard an den Stuhl hinter seinem Schreibtisch gefesselt war, auf dem eine Laterne stand. In ihrem Schein konnte Sharpe sehen, dass Skovgaards Nachthemd vorn mit Blut getränkt war. Dann sah er, dass sich ein Mann vorneigte und den Mund des Dänen aufzwang. Der Mann hielt eine Kneifzange in der Hand.

Sie folterten ihn, um ihn zum Sprechen zu bringen.

Ein zweiter Mann kam in Sicht und half seinem Komplizen, Skovgaards Mund zu öffnen. Der Däne presste die Zähne zusammen, doch der zweite Mann benutzte ein Messer, um sie auseinanderzuzwingen. Die Frau sprach. Skovgaard schüttelte den Kopf, und die Zange schloss sich um einen seiner Zähne. Skovgaard stöhnte und bemühte sich heftig, den Kopf zu schütteln, aber einer der Männer schlug ihm hart auf den Schädel. Dann keuchte der Däne, als die Zange an seinem Zahn härteren Druck ausübte.

Sharpe feuerte auf den Mann mit der Kneifzange.

Er benutzte eine von Skovgaards Pistolen mit gezogenem Lauf, und sie war unglaublich treffsicher. Er hatte erwartet, dass sie einen starken Rückschlag hatte, und deswegen ein wenig tiefer gezielt, aber die Waffe war so hervorragend ausbalanciert, dass sie kaum aus der Richtung geriet. Rauch wallte durch das Arbeitszimmer, und die Kugel traf den Mann mit der Kneifzange in den Nacken. Blut spritzte über Skovgaards Schreibtisch.

Sharpe ließ die Waffe fallen, zog Skovgaards zweite Pistole und stieß die Tür völlig auf. Der Mann, der Skovgaards Kopf gehalten hatte, war schnell, unglaublich schnell. Er riss bereits eine Pistole hoch, und Sharpe, der mit seinem zweiten Schuss Lavisser hatte erwischen wollen, feuerte stattdessen auf ihn. Rauch breitete sich im Arbeitszimmer aus, hüllte Sharpes Ziele ein, doch er hatte jetzt die dritte Pistole in der Hand und zielte damit auf Lavisser, der die Frau an der Hand gepackt hatte und sie zum offenen Fenster zerrte. Sharpe feuerte. Die schwere Pistole des Franzosen krachte lauter als die teuren Waffen. Er hörte das Klirren von Glas.

Jemand schrie vor Schmerz auf, und dann verschwanden Lavisser und die Frau in der Nacht. Rauch wallte im Arbeitszimmer, als Sharpe zu Skovgaard rannte. Der Däne starrte ihn erstaunt an. Blut rann an seinem langen Kinn hinab. Sharpe duckte sich hinter den Schreibtisch, sodass er für jemanden im Garten kein Ziel bot. Der Mann, den er niedergeschossen hatte, lag zuckend an der Wand, und seine Pistole war auf den Boden gefallen. Sharpe hob sie auf und warf dann die Laterne in den Kamin. Das Lampenglas zerklirrte, und das Arbeitszimmer war in Dunkelheit gehüllt.

Sharpe ging zum Fenster, kniete sich nieder und spähte in den Garten. Er konnte niemanden sehen, und so schloss er die Läden und schob den Riegel vor. Lavisser war anscheinend geflüchtet. Die drei Schüsse, die in solch schneller Folge abgefeuert worden waren, mussten ihn

überzeugt haben, dass er es mit mehr als einem Mann zu tun hatte.

»Mister Sharpe?«, sagte Skovgaard nuschelnd aus der Dunkelheit.

»Sind Sie nicht froh, dass Britannien einen popeligen Lieutenant geschickt hat?«, fragte Sharpe mit grimmigem Spott. Er ging zum Schreibtisch und stützte sich darauf, sodass sein Gesicht dicht vor Skovgaard war. »Und seien Sie verdammt, Sie alter Narr. Ich bin nicht geschickt worden, um den Kronprinzen zu ermorden.«

»Ich glaube Ihnen«, sagte Skovgaard demütig. Er hatte wegen des Bluts in seinem Mund Mühe mit dem Sprechen.

»Und das war Ihr Held Lavisser, Sie blöder Bastard.«

Sharpe, immer noch wütend, ging zum Salon.

»Ihr Vater braucht Wasser und Handtücher«, sagte er schroff, dann nahm er die Lampe und ging zurück ins Arbeitszimmer.

Draußen vor dem Haus waren Rufe zu hören. Die Kutscher und Stallburschen waren offenbar von den Schüssen geweckt worden und wollten jetzt von Skovgaard oder seiner Tochter wissen, was los war.

»Sind das die beiden Männer, die mich eingesperrt haben?«, fragte Sharpe Skovgaard, der immer noch an den Stuhl gefesselt war.

Skovgaard nickte zu den Fensterläden hin. »Das sind sie«, sagte er undeutlich.

»Sind das Wächter?«

»Ein Kutscher und ein Stallbursche.«

Sharpe befreite Skovgaard von den Fesseln. Der Däne ging zum Fenster, um sich zu vergewissern, dass die Männer draußen blieben, während Sharpe sich neben den Franzosen kniete. Er war tot. Sharpe fluchte.

Skovgaard runzelte die Stirn. »Lieutenant ...«

»Ich weiß, Sie hassen Vulgärsprache, und nach dem, was Sie mir angetan haben, juckt mich das kein bisschen. Ich hoffte, dass dieser Mann noch lebt. Er hätte uns sagen können, wer mit Lavisser zusammen war. Aber der Bastard ist tot.«

»Ich weiß, wer mit Lavisser zusammen war«, sagte Skovgaard bitter.

Dann kam seine Tochter ins Zimmer und schrie, als sie ihren Vater sah. Sie lief zu ihm, und er schloss sie in die Arme und tätschelte ihren Rücken. »Es ist alles in Ordnung, Liebes.« Skovgaard sagte es auf Englisch. Dann bemerkte er die Rußspuren auf dem Teppich. Seine Augen weiteten sich, und er starrte auf die schwarzen Fußabdrücke. »Sind Sie durch den Kamin entkommen?«

»Ja.«

»Guter Gott«, sagte Skovgaard schwach. Ein Dienstmädchen hatte Wasser und Handtücher gebracht, und Skovgaard setzte sich an den Schreibtisch und spülte sich den Mund aus. »Ich hatte noch sechs Zähne übrig«, sagte er. »Jetzt sind es nur noch vier.« Zwei blutige Zähne lagen neben seinem Gebiss und den zerbrochenen Gläsern seiner Lesebrille auf dem Schreibtisch.

»Sie hätten auf mich hören sollen, als ich herkam«, grollte Sharpe.

»Mister Sharpe!« Astrid sah ihn vorwurfsvoll an.

»Es stimmt«, sagte ihr Vater.

In Astrids Blick war jetzt Sorge. »Der Mann im Salon - er schläft immer noch.«

»Er wird nicht mehr aufwachen«, sagte Sharpe.

»Drei Tote?« Skovgaard klang ungläubig.

»Ich wünschte, es wären fünf.« Sharpe legte die beiden guten Pistolen auf den Schreibtisch. »Ihre Waffen«, sagte er. »Ich habe sie gestohlen. Warum haben Sie keine in Ihrem Schlafzimmer?«

»Ich hatte eine dort, aber sie bedrohten Astrid. Sie wollten ihr etwas antun, wenn ich nicht mit erhobenen Händen herauskomme.«

»Wer war es also?«, fragte Sharpe. »Ich weiß, dass einer Ihr patriotischer Lavisser ist. Aber die anderen?«

Skovgaard spuckte eine Mischung aus Blut und Speichel in eine Schüssel, dann lächelte er matt, als ihm das Hausmädchen einen Morgenrock brachte, den er über das blutige Nachthemd streifte.

»Die Frau heißt Madame Visser«, sagte er. »Sie ist in der französischen Botschaft. Zum Schein ist sie eine Sekretärin des Botschafters, aber in Wahrheit spioniert sie Informationen aus. Sie sammelt Botschaften aus dem Ostseeraum, vergleicht sie und gibt sie weiter.« Er zögerte. »Sie macht für die Franzosen, was ich für die Briten tue - tat.«

»Eine Frau macht das?« Sharpe konnte seine Überraschung nicht verbergen, was ihm einen tadelnden Blick von Astrid einbrachte.

»Sie ist sehr clever«, sagte Skovgaard. »Und gnadenlos.«

»Und was wollte sie wissen?«

Skovgaard spülte wieder seinen Mund aus und tupfte ihn mit einem Handtuch ab. Er versuchte, sein Gebiss einzusetzen, doch der Gaumen schmerzte so sehr, dass er zusammenzuckte. »Sie wollten Namen von mir erfahren. Die Namen meiner Korrespondenten.«

Sharpe ging im Zimmer auf und ab. Er fühlte sich frustriert. Er hatte drei Männer getötet und einen vierten verwundet, wenn das Blut auf dem Läufer bei den Fenstern ein Hinweis darauf war, aber alles war zu schnell geschehen, und sein Zorn war noch nicht verraucht. Lavisser wurde also von den Franzosen bezahlt. Und Lavisser hätte fast Britanniens Spion für den Ostseeraum an den Feind ausgeliefert, doch ein Schütze namens Sharpe hatte das vereitelt. »Also, was jetzt?«, fragte er Skovgaard.

Der Däne zuckte mit den Schultern.

»Erzählen Sie den Behörden davon?« Sharpe nickte zu den toten Männern hinter Skovgaards Schreibtisch.

»Ich bezweifle, dass jemand uns glauben würde«, sagte Skovgaard. »Major Lavisser ist ein Held. Ich bin ein Händler, und was sind Sie? Ein Engländer. Und meine frühere Zuneigung für Britannien ist bekannt in Dänemark. Wenn Sie die Behörden wären, wem würden Sie glauben?«

»Sie werden also abwarten, bis sie es wieder versuchen?«, fragte Sharpe.

Skovgaard blickte zu seiner Tochter. »Wir werden wieder in unser Haus in der Innenstadt ziehen. Dort wird es sicherer sein. Die Nachbarn sind näher, und es liegt neben dem Lagerhaus, das erspart mir das Herumfahren. Ich glaube, es ist sicherer.«

»Bleiben Sie einfach hier«, schlug Sharpe vor.

Skovgaard seufzte. »Sie vergessen, Lieutenant, dass Ihre Armee kommt. Sie wird Kopenhagen belagern, und dieses Haus liegt außerhalb der Mauern. Binnen einer Woche werden hier britische Offiziere einquartiert sein.«

»Sie, Skovgaard, werden dann sicher sein.«

»Wenn Kopenhagen leiden muss«, sagte Skovgaard mit einem Anflug seiner alten Strenge, »dann werde ich das Leid teilen. Wie kann ich meinen Arbeitern in die Augen sehen, wenn ich sie verlasse, um sie bei einer Belagerung allein leiden zu lassen? Und Sie, Lieutenant, was werden Sie machen?«

»Ich werde bei Ihnen bleiben«, sagte Sharpe grimmig. »Ich wurde geschickt, um jemanden vor den Franzosen zu schützen, und das sind jetzt Sie. Und Lavisser lebt noch. Also arbeite ich jetzt für Sie. Und um damit anzufangen, brauche ich einen Spaten.«

»Einen Spaten?«

»Sie haben drei Leichen im Haus. Wo ich herkomme, begraben wir sie.«

»Aber ...«, wollte Astrid einwenden, doch sie verstummte.

»Das ist schon in Ordnung, Miss«, sagte Sharpe. »Wenn Sie Ihre Gedanken nicht aussprechen können, dann behalten Sie sie für sich.«

Er verbrachte fast den Rest der Nacht damit, eine flache Grube im weichen Erdreich an der Mauer im Garten auszuheben und die drei toten Franzosen hineinzulegen. Er klopfte die Erde darauf fest und bedeckte sie mit einigen Ziegelsteinen, die er neben dem Kutscherhaus fand.

Und dann, im tristen Morgengrauen, legte er sich schlafen.

Etwa fünfzehn Kilometer nördlich von Ole Skovgaards Haus befand sich der unbedeutende Ort Vedbæk. Er lag an der See, auf halbem Weg zwischen Kopenhagen und der Festung von Helsingör. Er bestand aus einer Hand voll Häusern, einer Kirche, zwei Bauernhöfen und einer kleinen Flotte Fischerboote. Geteerte Hütten säumten den Strand, wo Netze zum Trocknen auf hohen Pfosten hingen, und die Glut der Heringsräuchereien die Luft über dem Sand zum Flimmern brachte.

Die Arbeit begann früh in Vedbæk. Da waren Kühe zu melken und Fischerboote ins Wasser zu ziehen, doch in dieser Morgendämmerung arbeitete niemand. Die Feuer der Heringsräuchereien brannten herab, und die Dorfbewohner ignorierten ihre Pflichten und standen stattdessen auf dem flachen, grasbewachsenen Hügel hinter dem Strand. Sie sprachen wenig und starrten seewärts.

In der Nacht war eine Flotte aufgetaucht. Nahe am Strand waren Kanonenboote und Bombenschiffe vertäut, sodass ihre großen Kanonen und Mörser jede dänische Truppe bedrohen konnte, die vielleicht auf dem Strand auftauchte. Jenseits dieser Schiffe lagen Fregatten und noch weiter entfernt die großen Schlachtschiffe. Kein Feind bedrohte die Flotte. Dennoch waren ihre Geschütze bereit.

Zwischen den Schlachtschiffen und Fregatten lagen Transportschiffe, um die sich eine kleinere Flotte von

Beibooten an die größeren Rümpfe wie viele säugende Ferkel schmiegten. Pferde wurden aus Lagerräumen gehievt und in die Boote verladen. Niemand in Vedbæk hatte jemals so viele Schiffe auf einmal gesehen. Mindestens ein Dutzend der Dorfbewohner waren Matrosen gewesen, doch sie hatten noch keine solche Flotte gesehen, nicht in Kopenhagen, London, Hamburg und in keinem anderen großen Hafen.

Jemand begann die Kirchenglocken zu läuten, um Alarm zu schlagen, doch der Pastor eilte zurück ins Dorf, um dem Einhalt zu gebieten.

»Wir haben bereits einen Boten losgeschickt«, sagte er zu dem Mann, der eifrig die Glocken läutete. »Sven ist nach Hörsholm geritten.«

In Hörsholm gab es eine Polizeistation. Doch von welchem Nutzen die Polizei sein konnte, wusste der Pastor nicht. Sie konnte kaum die ganze Armee verhaften, aber zweifellos würde sie eine Warnung nach Kopenhagen schicken.

Leute von Hörsholm und den kleineren Dörfern in der Nähe kamen bereits nach Vedbæk, um die Schiffe zu sehen. Der Pastor dachte besorgt, dass die Zuschauer einer Armee ähneln könnten, und er tat sein Bestes, um sie aufzulösen. »Jarl! Deine Kühe muhen. Sie müssen gemolken werden.«

»Ich habe Mädchen, die das erledigen können.«

»Dann such sie. Es gibt Arbeit für sie.«

Doch keiner bewegte sich. Stattdessen beobachteten alle, wie sich die ersten der kleinen Boote dem Strand näherten.

»Werden sie uns töten?«, fragte eine Frau.

»Nur die hässlichen«, antwortete jemand und erntete nervöses Gelächter. Der Mann, der den Scherz gemacht hatte, war Matrose gewesen und hatte ein langes Fernrohr, das er ausfuhr und bei seiner Frau auf der Schulter auflegte. Er konnte sehen, dass ein Feldgeschütz aus einem Schiffsbauch ausgeladen und in eines der größeren Beiboote hinabgelassen wurde. »Jetzt schicken sie eine Kanone, um Ingrid zu erschießen«, kündigte er an. Ingrid war seine

Schwiegermutter und so dick und fett wie eine Holsteiner Kuh.

Ein junger Leutnant in der blauen Uniform der dänischen Miliz traf zu Pferde ein. Er war der Sohn eines Stellmachers in Sandbjerg, und die einzigen Schüsse, die er jemals gehört hatte, waren Musketensalven gewesen, die bei einer Übung der Miliz in den Sanddünen abgefeuert worden waren.

»Wenn du gegen sie kämpfen willst, dann solltest du zum Strand hinabreiten. Andernfalls, Christian, zieh deinen Rock aus, sodass sie nicht erkennen können, dass du ein Soldat bist. Wie geht es deiner Mutter?«

»Sie hustet immer noch. Und manchmal ist Blut dabei.«

»Halte Sie warm, wenn der Winter kommt.«

»Das werden wir, das werden wir.« Der Leutnant zog seinen Uniformrock aus.

Keiner der Zuschauer sprach ein Wort, als sich die ersten Boote dem Strand näherten. Die Matrosen hatten lange Pferdeschwänze, und ihre Passagiere trugen rote Uniformen und schwarze Tschakos, mit denen sie sehr groß wirkten. Ein Mann hielt eine Flagge, aber weil es kaum Wind gab, hing sie schlaff herab. Die Bootsbesatzungen schienen gewettet zu haben, wer als Erster an Land sein würde. Sie ruderten bis an den Strand, und dann scharrte der erste Kiel über Sand, und die Männer in den roten Uniformen sprangen über Bord.

»Lassen Sie formieren, Sergeant!«, rief ein Offizier.

»Aye, aye, Sir.«

»Sie sind kein verdammter Matrose, Sergeant. Ein klares Jawohl wird genügen.«

»Aye, aye, Sir.«

Weitere Boote liefen auf. Die Soldaten stiegen schnell aus, und die Matrosen drehten bereits ab und ruderten zu den Transportschiffen zurück.

Ein Lieutenant Colonel mit schwarzem Zweispitz ging den Strand hinauf. Er wurde von einem Major und vier Captains

begleitet. Die Dorfbewohner traten höflich zur Seite, als der Lieutenant Colonel auf einen kleinen Hügel einen halben Kilometer landeinwärts wies.

»Drei Kompanien dorthin, John. Ich schicke die erste Batterie an Land, um Sie zu verstärken. Colin, Ihre Männer werden hierbleiben, falls es irgendwelche Schwierigkeiten gibt.«

Colin, einer der Captains, schaute zu den Dorfbewohnern. »Sie scheinen friedlich zu sein.«

»Sorgen Sie dafür, dass sie es bleiben und die Männer sich benehmen.«

Der Lieutenant Colonel wandte sich um und sah nach dem Boot, das sein Pferd transportierte. Der Pastor näherte sich ihm.

»Darf ich fragen, warum Sie hier sind?«, sagte der Pastor in gutem Englisch.

»Guten Morgen!« Der Lieutenant Colonel tippte an seinen Zweispitz. »Es ist ein schöner Morgen, wie?«

»Wollen Sie uns etwas antun?«, fragte der Pastor nervös.

»Nicolson!«, rief der Lieutenant Colonel zu einem überraschten Private, der in der ersten Reihe einer Kompanie stand, die auf den Strand gezogen war. »Muskete - an! Feuern Sie in den Himmel! Spannen! Feuer frei!«

Nicolson zielte gehorsam auf eine Wolke und betätigte den Abzug. Der Feuerstein fiel auf eine leere Pfanne.

»Nicht geladen, Pastor«, sagte der Lieutenant Colonel. »Wir sind nicht hier, um anständige Leute zu erschießen, nicht an einem so schönen Morgen. Wir sind gekommen, um uns die Beine zu vertreten.« Er lächelte den Pastor an. »Ist das Ihr Dorf?«

»Ich bin hier der Pastor, ja.«

»Ich befürchte, Sie werden den ganzen Tag Soldaten als Gesellschaft haben, also halten Sie die Küchenfeuer heiß, Pastor, denn die Jungs mögen Ihren Tee. Und wenn Ihnen irgendeiner der Männer Schwierigkeiten macht, sprechen

Sie einfach mit einem Offizier, und wir werden den Übeltäter aufhängen. Guten Tag.«

Er tippte wieder an seinen Zweispitz und ging den Strand hinunter, wo sein Pferd an Land gebracht wurde. Das Tier war seit über zwei Wochen auf See gewesen und schwankte, als sei es betrunken, als es auf dem Sand stand. Die Ordonnanz des Lieutenant Colonels führte es eine Weile auf und ab und hielt es dann still, als sein Vorgesetzter aufsaß.

»Landeinwärts!«, rief der Colonel.

Die ersten drei Kompanien marschierten ins Binnenland, begaben sich auf höheres Gelände. Weitere Boote landeten jetzt. Eine Batterie von Feldgeschützen wurde an Land befördert, und dann machten weitere Pferde ihre ersten unsicheren Schritte an Land nach der Seereise. Ein Pferd, temperamentvoller als die anderen, entkam seinem Führer und galoppierte den Strand hinauf, wo es stoppte, anscheinend überrascht von den Zuschauern. Ein Kanonier rannte zu ihm und packte die Zügel. Er blinzelte einigen Mädchen zu, die nur ein paar Schritte entfernt standen. Sie kicherten.

Zwei Kompanien von Soldaten in grünen Uniformröcken landeten näher beim Dorf, und das veranlasste viele der Dorfbewohner, zu ihren Häusern zurückzueilen, weil sie befürchteten, dass geplündert wurde. Als sie die Straße erreichten, stellten sie fest, dass Grünröcke vor ihren Haustüren standen und Wache hielten.

Ein Offizier schritt über die sandige Straße.

»Dies ist alles Privatbesitz«, rief er, »und General Cathcart hat befohlen, dass nichts gestohlen wird! Ganz gleich, wie klein oder wertlos die Beute auch ist, ich mache keinen Unterschied und lasse jeden Dieb hängen! Habt ihr gehört? Jeder Dieb wird baumeln! Also behaltet die Hände bei euch! Ihr werdet den Bürgern Respekt entgegenbringen! Schütze! Sie, der große Mann! Wie heißen Sie?« Er kannte alle

Männer seiner eigenen Kompanie, aber der große Mann war von einer anderen.

Der Schütze, ein Zweimetermann, wirkte erstaunt, weil er angesprochen wurde. »Ich, Sir? Ich bin Pat Harper, Sir, aus Donegal.«

»Was ist in diesem Sack?«

Schütze Harper blickte unschuldig auf den Sack, der hinter ihm an der Hauswand lehnte. »Den habe ich noch nie gesehen, Captain Dunnett, Sir. Muss einer der Dorfbewohner dort hingestellt haben.«

Dunnett blickte misstrauisch, akzeptierte jedoch die Erklärung.

»Wir werden hier Wache stehen«, sagte er den Männern, »bis wir abgelöst werden. Wenn Sie jemanden beim Stehlen erwischen, werden Sie ihn festnehmen und zu mir bringen, sodass ich das Vergnügen habe, ihn zu hängen.«

Captain Dunnett ging die Straße hinab und wiederholte den Befehl. Ein anderer Schütze sah fragend Harper an. »Was ist in dem Sack, Harper?«

»Drei Hühnchen, Cooper, und sie sind tot und gehören mir. Wenn du deine dreckigen Griffel darauf legst, stopfe ich dir ihre Federn in den Hals, bis du Engelflügel ausscheißt.« Schütze Harper grinste.

»Wo hast du sie gefunden?«

»Wo ich danach gesucht habe, natürlich.«

»Hast du dieses Mädchen gesehen?«, fragte ein Mann namens Harris. Alle wandten die Köpfe und starrten eine junge Frau mit goldblonden Haaren an, das die Straße hinaufging. Sie wusste, dass sie bewundert wurde, denn sie ging mit hoch erhobenem Kopf und schwang die Hüften, als sie an den Schützen vorbeischritt. »Ich glaube, man hat mich erschossen, und ich bin im Himmel.«

»Es wird uns hier gefallen, Jungs«, sagte Harper, »solange man uns nicht aufhängt.«

»Zehn zu eins, dass du gehängt wirst, Harper.« Es war Captain Murray, Harpers Kompaniechef, der neben dem Haus aufgetaucht war und jetzt in den Sack spähte.

»Er gehört mir nicht, Mister Murray«, sagte Harper, »was auch immer drin ist. Und ich würde Ihnen keine Lüge erzählen, Sir.«

»Gott bewahre, Harper, Gott bewahre, aber ich erwarte trotzdem ein kaltes Bein von dem, was dir nicht gehört.«

Harper grinste. »Ist okay, Sir.«

Drei Bataillone waren jetzt auf dem Strand. Das erste mit den Feldgeschützen, vor das die Pferde geschirrt worden waren, marschierte landeinwärts auf höheres Gelände, und immer noch segelten Schiffe im leichten Wind aus Norden heran. Keine Schüsse waren gefallen, und niemand hatte Widerstand geleistet. Die ersten Generäle waren an Land, und ihre Adjutanten legten Karten auf den Sand, während eine Schwadron der Ist Light Dragoons ihre unruhigen Pferde in das Dorf führte, wo eine Pumpe Wasser in einen langen Wassertrog füllte.

»He, Missus!«, sprach ein Schütze eine Frau an, die ihn ängstlich anstarrte. »Tee?«, fragte der Schütze und zeigte eine Hand voll loser Blätter an. »Sie können Wasser kochen?«

Ihr Mann, der auf einem Handelsschiff mehrere Reisen nach Leith und Newcastle gemacht hatte, verstand. »Feuerholz kostet Geld«, knurrte er.

»Hier.« Der Schütze gab ihm eine Kupfermünze. »Das ist gutes englisches Geld, keines von eurem ausländischen Müll. Tee, ja?«

So erhielten die Schützen ihren Tee, das Ufer war gesichert, und die britische Armee war in Dänemark.

KAPITEL 6

Die Wolken waren über Kopenhagen hinweggezogen, und der Himmel war blau. Die Sonne des Spätsommers ließ die Kupferdächer glänzen und schimmerte auf dem Hafen, wo Dutzende von Handelsschiffen aus Furcht vor der britischen Flotte, die fünfzehn Kilometer nördlich ankerte, Zuflucht gesucht hatten.

Schloss Amalienborg lag westlich des Hafens. In Wirklichkeit waren es vier kleine Schlösser, die um einen Hof gruppiert waren, und er war mehr gemütlich, statt einschüchternd. Dort, in einem oberen Stockwerk, das auf den Hafen hinausblickte, begrüßte der Kronprinz die Honoratioren der Stadt. Seine Majestät war aus Holstein zurückgekehrt. Er war den ganzen Sommer über in dieser südlichen Provinz gewesen, war jedoch nach Kopenhagen zurückgekehrt, als er erfahren hatte, dass die britische Flotte zur Ostsee gesegelt war.

Er war gekommen, um die Bürger zu ermuntern. Dänemark, sagte er, wolle nicht kämpfen. Es hatte den Streit nicht begonnen und hatte nichts Böses gegen Britannien im Sinn, doch wenn die Briten auf ihrer empörenden Forderung, die dänische Flotte zu übernehmen, beharrten, dann würde Dänemark Widerstand leisten. Und das, wusste der Kronprinz, würde bedeuten, dass Kopenhagen leiden musste, denn die Flotte lag im inneren Hafen der Hauptstadt.

Die Briten, sagte der Kronprinz, konnten keinen Erfolg haben. Es war zu spät im Jahr, um eine Belagerung anzufangen. Es würde Wochen dauern, um eine Bresche in die großen Stadtmauern zu schlagen, und selbst dann gab es keine Sicherheit, dass ein Sturmangriff erfolgreich sein würde. Außerdem, lange bevor eine Bresche möglich war, würde der Prinz die dänische Armee aus Holstein

zurückholen, und die Belagerer würden eine Abfuhr erleiden.

»So werden die Briten die Stadt nicht angreifen«, sagte der Prinz. »Sie drohen nur damit. Es ist ein Bluff, nichts als ein Bluff. Dies ist kein Zeitpunkt für eine Belagerung.«

»Viel Zeit für eine Bombardierung«, bemerkte General Peymann, der zum Kommandeur von Kopenhagens Garnison ernannt worden war, mit finsterer Miene.

»Nein!« Der Prinz wandte sich an den General. »Dreimal nein!« Der Prinz wusste nur zu gut, dass sich die Bevölkerung der Stadt vor einer Bombardierung mit Mörsern und Haubitzen fürchtete, die ihre Geschosse über die Stadtmauern schießen und die Stadt in eine rauchende Ruine verwandeln konnten. »Die Briten sind keine Barbaren«, sagte der Prinz, »und sie werden keine Aktion riskieren, die von allen zivilisierten Leuten verdammt wird. Sie werden uns nicht bombardieren. Die Briten werden damit drohen, wie sie mit einer Belagerung drohen, aber es ist alles nur Bluff.« Stattdessen hofften die Briten, mit einer Blockade der Stadt die Bürger auszuhungern und zur Kapitulation zu zwingen, sagte er voraus. »So werden wir die Stadt mit Proviant füllen«, sagte er zu General Peymann, »und Sie müssen ihre Blockade bis zum späten Herbst erdulden. Dann werde ich die Armee aus Holstein zurückführen.« In Holstein schützte der Großteil der dänischen Armee die südliche Grenze, die von der französischen Armee bedroht wurde.

Peymann, ein betagter Mann, richtete sich gewichtig auf. Er war weißhaarig, korpulent und hatte nie Truppen in eine Schlacht geführt, doch er strahlte etwas Beruhigendes aus. Der zweiundsiebzigjährige Ernst Peymann wirkte, als ob er nicht überwunden werden könnte, und der Prinz wusste, dass Peymann von all seinen Generälen der Stadt am besten Zuversicht geben konnte. Doch Peymanns nächste Worte

verrieten Nervosität. »Es wäre besser, Eure Majestät, wenn Sie früher kommen.«

»Das ist nicht zu machen. Das ist unmöglich.« Der Prinz ging an ein Fenster und blickte zum Hafen hinaus. Drei kleine Schiffe, alle tief im Wasser liegend wegen ihrer schweren Getreideladung, die sie in die Städte brachten, waren zwischen vielen dänischen Kanonenbooten vertäut, die zur Schlacht vorbereitet wurden. Der Prinz blickte auf einen Tisch, auf dem eine Karte ausgebreitet war. Ein Diener folgte dem Prinzen mit Hut, Säbel und Schärpe, doch der Prinz ignorierte ihn. »Die britische Marine«, erklärte er, »wird sicherlich Seeland blockieren, und wir können die Armee nicht mit einer Fähre an den britischen Schiffen vorbei herüberbringen.«

Peymann starrte düster auf die Karte, als suche er nach einem rettenden Einfall. Er fand ihn beim Anblick von der Größe Seelands, der Insel, auf der Kopenhagen stand. »Dreitausend Quadratmeilen«, sagte er. »Sie können nicht die gesamte Küste bewachen!«

»Sie brauchen nur die Häfen zu bewachen, Sir«, bemerkte Captain, jetzt Major, Lavisser respektvoll.

»Und das können sie mit Reserveschiffen tun«, fügte der Prinz hinzu. »Aber das sind keine Katzen, Peymann, keine Katzen.«

»Das sind sie sicherlich nicht«, sagte Peymann. Der General war sichtlich verwirrt von der Erklärung des Prinzen, wollte seine Verwirrung jedoch nicht eingestehen.

»Die können nicht im Dunkeln sehen«, erklärte der Prinz trotzdem, »was bedeutet, dass wir in den langen Winternächten die Armee nach Seeland zurückbringen können.« Er senkte den Kopf, damit der Diener ihm die Schärpe über den Kopf streifen konnte. Dann hob er die Arme, damit die Säbelscheide festgeschnallt werden konnte. »Wir müssen auf die langen Nächte warten«, erklärte er,

»was bedeutet, dass wir Kopenhagen für zwei Monate verteidigen müssen, General, nur für zwei Monate.«

»Wir können uns für zwei Monate halten«, sagte Peymann überzeugt, »es sei denn, sie bombardieren uns.«

»Das werden sie nicht tun«, meinte der Prinz. »Die Briten werden nicht den Tod von unschuldigen Zivilisten auf dem Gewissen haben wollen.«

»Ich weiß, dass General Lord Cathcart gegen eine Bombardierung ist«, sagte Major Lavisser, »doch zweifellos werden ihn seine Untergebenen dazu drängen.«

»Lord Cathcart führt die Armee, nicht wahr?«, fragte der Prinz. »Also lasst uns hoffen, dass er seine Autorität geltend macht.«

»Wir könnten die Frauen und Kinder evakuieren«, schlug Peymann vor, und sein Gesicht hellte sich bei dem Gedanken auf. »Damit wären weniger Münder zu stopfen.«

»Wenn Sie das tun«, sagte der Prinz, »ist das wie eine Einladung an die Briten, die Stadt zu bombardieren. Nein, die Frauen bleiben, und die Briten, das versichere ich Ihnen, werden keinen Massenmord an Unschuldigen begehen. Zwei Monate, General! Sie halten die Stadtmauern zwei Monate, und ich werde die Armee zurückbringen, und dann werden wir sie wie Läuse zerquetschen. Wie Läuse!« Der Prinz zog weiße Handschuhe an. Sein Optimismus war echt. Bis die britische Flotte losgesegelt war, waren die Franzosen die größte Bedrohung Dänemarks an der südlichen Grenze gewesen. Die Ankunft der Briten würde mit Sicherheit die Franzosen von einem Angriff abhalten. Warum sollten die Franzosen Dänemark angreifen, wenn die Briten Dänemark zu Frankreichs neuem Verbündeten machten? Es würde also keinen Kampf in Holstein geben, und wenn die feindliche Flotte in den langen Nächten blind war, konnte die Armee nach Seeland zurückgebracht werden, wo sie den britischen Kräften zahlenmäßig hoch überlegen sein würde. »Wir werden siegen«, sagte der Prinz zu Peymann, »solange Sie

sich für zwei Monate halten. Und das werden Sie schaffen, General. Die Mauern sind dick, und Sie haben reichlich Geschütze zur Verfügung!«

Peymann nickte zustimmend. Wie alle anderen im Raum wünschte er jetzt, dass die Regierung in den letzten Jahren mehr für Kopenhagens Verteidigungsanlagen ausgegeben hätte, doch man musste gerechterweise sagen, dass die Mauern angemessen waren. Sie waren massiv und verstärkt durch Bastionen, Batterien und Schanzen. Im Westen blickte die Stadt über ihre wohlhabenden Vororte, doch zwischen diesen Villen und der Stadt war eine freie Fläche für die Geschütze, um Angreifer zu töten, und ein Ring von kanalartigen Seen diente als breiter Graben. Die Mauern waren nicht in bestem Zustand, doch es gab fast zweihundert Geschütze darauf, während in den Vororten, wo das höhere Gelände britischen Batterien einen günstigen Standort bot, neue Festungsanlagen aus Erde, Stein und Holz gebaut worden waren. Die Stadt hatte eine Garnison von fünfeinhalbtausend Mann, was nicht genug war, um all diese neuen Festungen zu bemannen, doch Peymann hatte viertausend gut ausgebildete Seeleute, ehemalige Besatzungen der Kriegsschiffe, die in Kopenhagens Hafen gesichert waren, zur Verfügung, und die Miliz war überbesetzt von Freiwilligen. »Wir können uns zwei Monate lang gut halten«, erklärte Peymann.

»Solange wir nicht verraten werden«, sagte der kürzlich beförderte Major Lavisser. Seine Worte zerstörten die optimistische Stimmung im Raum. Er zuckte mit den Schultern wie um zu sagen, dass es ihm widerstrebte, der Überbringer schlechter Nachrichten zu sein. »Es sind britische Spione in der Stadt, Eure Majestät«, erklärte er, »und man sollte mit ihnen fertig werden.«

»Spione?« Der Prinz blickte alarmiert.

»Ich habe Erkundigungen eingezogen, bevor ich London verließ, Sire«, log Lavisser, »und einen Namen in Erfahrung

gebracht. Ich wünschte, ich hätte mehr herausfinden können, sollten mehr existieren, aber ich dränge darauf, dass dieser Mann verhaftet, in eine Zelle in Gammelholm gesteckt und verhört wird.«

»Das sollte in der Tat geschehen!«, stimmte der Prinz lebhaft zu. »Wer ist das?«

»Ein Mann namens Skovgaard«, sagte Lavisser.

»Nicht Ole Skovgaard!«, sagte Peymann dröhnend. »Meinen Sie Ole Skovgaard?«

»Ja, den meine ich.« Lavisser war überrascht von Peymanns plötzlichem Ausbruch.

»Sie können beruhigt sein, er ist kein Spion.« Der General sprach voller Zuversicht. »Er schrieb mir diesen Morgen ...«, Peymann sprach jetzt zu dem Prinzen, »... und bekannte, dass er in der Vergangenheit den Briten geholfen habe, aber nur in ihrem Kampf gegen Frankreich, und ich wage zu sagen, dass es in diesem Raum ein Dutzend Männer gibt, die das Gleiche getan haben.«

Der Prinz schaute auf die Landkarte. Er hatte eine britische Mutter und war bekannt für seine pro-britischen Gefühle, doch er wollte jetzt nicht an diese Dinge erinnert werden.

»Skovgaard versicherte mir seine volle Loyalität«, fuhr Peymann fort, »und ich glaube ihm. Ich kenne seinen guten Ruf. Ein ehrenwerter Mann, Kirchgänger, Mitglied eines Wohlfahrtsvereins. Und wie wir alle verabscheut er das britische Verhalten. Einen solchen Mann zu verhaften wird nicht gut für die Moral in der Stadt sein, Sire. Dieser Angriff sollte uns vereinen, nicht trennen.«

Der Prinz trommelte mit den Fingern auf der Landkarte. »Sie sind seiner Loyalität sicher?«

»Er ist ein braver Kirchgänger«, wiederholte Peymann, als ob das die Frage des Prinzen beantwortete. »Er gab mir diese Information freiwillig, Sire. Er ist kein Spion, sondern nur ein Händler, dessen Geschäft wegen der Raubzüge der Franzosen litt. Er versuchte sich zu schützen, indem er

Frankreichs Feinden half. Würden wir einen Mann dafür bestrafen?«

»Nein«, entschied der Prinz. »Wir werden ihn in Frieden lassen.« Er lächelte Lavisser an. »Man kann seine wahren Verbündeten in diesen harten Zeiten finden, Major. Sie haben das getan! Und das Gleiche trifft auf diesen Skovgaard zu. Wir sollten uns die Hände reichen, um gegen den wahren Feind zu kämpfen!« Er führte sein Gefolge zur breiten Treppe. »Halten Sie für drei Monate durch«, ermunterte er Peymann und fügte seinen Erwartungen einen Monat hinzu. »Und vergessen Sie nicht, dass wir Castenschiold haben!«

»Castenschiold«, murmelte Peymann. General Castenschiold stellte Truppen im südlichen Seeland auf, aber Peymann bezweifelte, ob sie ausreichen würden, die Überlegenheit der Engländer auszugleichen.

»Ich setze große Hoffnungen in Castenschiold«, sagte der Prinz. »Er kann den britischen Linien zu schaffen machen, denn unsere Feinde haben ihn nicht auf der Rechnung.« Er lächelte, als er aus dem Schloss hinaustrat und von Jubel begrüßt wurde.

Viele Bürger von Kopenhagen hatten sich zur Begrüßung des Prinzen eingefunden. Sie füllten die Kais und befanden sich in jedem Fenster mit Blick auf den Hafen.

Ole Skovgaard und seine Tochter hatten einen Aussichtspunkt auf dem Balkon des Lagerhauses der West India Company angeboten bekommen, von dem aus sie auf den Prinzen hinabblicken konnten, der am Rand des Wassers entlangging.

Sharpe hatte darauf bestanden, die Skovgaards zu begleiten. Er trug wieder seine Zivilkleidung, die eingerissen, verrußt und mit Dreck besudelt war. Ole Skovgaard hatte ihn nicht mitnehmen wollen. »Dies ist Kopenhagen«, hatte er gesagt, »hier sind Astrid und ich sicher.«

»Waren Sie auch vor zwei Nächten sicher?«, hatte Sharpe eisig gefragt. Und Astrid, eine Friedensstifterin von Natur, hatte ihren Vater gebeten, Sharpe mitzunehmen, und Skovgaard hatte widerwillig nachgegeben.

Sharpe wusste, dass er an diesem Morgen nichts zu befürchten hatte, denn der Gardist befand sich unter den uniformierten Würdenträgern, die den Prinz begleiteten. Sharpe beobachtete den Renegaten durch das Fernrohr und konnte keinen Beweis dafür erkennen, dass Lavisser verwundet war, was vermutlich bedeutete, dass er mit seiner letzten Kugel die Französin getroffen hatte. Gerüchte besagten, dass das französische Botschaftspersonal die Stadt verlassen hatte und nach Kolding in Jütland gegangen war, wo der verrückte dänische König an seinem königlichen Hof residierte. Sharpe, der durch das Fernrohr schaute, sah Lavisser über irgendeine lustige Bemerkung des Prinzen lachen. »Geht Lavisser nach Holstein?«, überlegte Sharpe laut.

»Nicht, wenn er Peymanns Adjutant ist«, sagte Skovgaard.

»Wer ist Peymann?«

»Der große Mann neben Seiner Majestät. Er ist der Kommandant der Stadt.«

Lavisser blieb anscheinend. Er salutierte vor dem Prinzen, neigte sich vor und schüttelte die königliche Hand. Der Prinz wandte sich zu der Menge um, die sogar noch lauter jubelte, und ging dann eine Treppe hinab, wo eine Barkasse darauf wartete, hinaus zu einer Fregatte gerudert zu werden. Die Fregatte, die schnellste der dänischen Flotte, würde ihn zurück nach Holstein und zur Armee bringen. Der Rest der dänischen Flotte befand sich im inneren Hafen, und Sharpe konnte die Masten und Spieren über den Dachziegeln einiger Lagerhäuser am fernen Ufer sehen.

»Ich verstehe nicht, warum Sie nicht einfach mit der ganzen Flotte fortsegeln«, sagte er.

»Wohin?«, fragte Skovgaard mürrisch. Sein Gesicht war noch geschwollen und bleich vor Schmerz. »Nach Norwegen? Es hat keinen Hafen, der so gut geschützt ist wie der von Kopenhagen. Wir könnten die Flotte auf See schicken, nehme ich an, aber dort wird sie von der britischen Flotte abgefangen. Nein, der Hafen hier ist der sicherste Ort.« Der Hafen befand sich nicht am Rand der Stadt, sondern praktisch mitten in der Stadt, und um ihn zu erreichen, mussten die Briten an den Festungen, Mauern, Redouten, Geschützen und Bastionen vorbei. »Sie ist hier«, sagte Skovgaard, »weil sie hier sicher ist.«

Einige Passanten hörten die Sprache und sahen Sharpe finster an. »Amerikaner«, behauptete er.

»Willkommen in Kopenhagen!«

Die Kanonen der Sixtus-Batterie donnerten einen Salut, als der Prinz an Bord der Fregatte ging.

»Haben Sie gehört, dass Ihre Armee gelandet ist?«, sagte Skovgaard. »Sie kam gestern Morgen gar weit von hier an ...«, er wies nach Norden, »... und so wird sie in ein paar Tagen hier sein. Ich meine, Sie sollten sich ihr anschließen, Lieutenant.«

»Und Sie Lavisser überlassen?«

»Dies ist meine Stadt, Lieutenant, nicht Ihre, und ich habe bereits Schritte eingeleitet, um meine Sicherheit zu garantieren.«

»Welche Schritte?«

»Ich habe an Peymann geschrieben und ihm meine Loyalität versichert.«

»Ich bin sicher, General Peymann wird die Franzosen überreden, Sie zu vergessen«, sagte Sharpe.

»Man kann Männer anheuern«, sagte Skovgaard eisig. Er ärgerte sich über Sharpes ständige Gesellschaft. Am vergangenen Morgen, nach dem Begräbnis der drei Franzosen, hatte Sharpe Ole Skovgaard zu einem Dentisten begleitet, während Astrid und die Dienstmädchen die

Haushaltsdinge auf einen Wagen geladen hatten, der sie zu ihrem Haus am Ulfedts Plads transportierte.

Der Dentist, ein dicker Mann, erschauerte beim Anblick von Skovgaards verwüstetem Mund. Er füllte die leeren Zahnhöhlen mit Stückchen von einer Moossorte, rieb den Gaumen mit Nelkenöl ein und versprach, neue falsche Zähne anzufertigen. Der Rest des Tages verging mit dem Transport von Möbeln, Wäsche, Bücher und Papier in das alte Haus. Der ältere Diener wurde im neuen Haus zurückgelassen, während sich der Kutscher und die Stallburschen der Miliz anschlossen und Skovgaards Pferde mitnahmen.

»In der Stadt brauche ich keine Kutsche«, hatte Skovgaard Sharpe erklärt, »und unsere Regierung braucht Pferde zum Ziehen der Munitionswagen.«

»Sie brauchen Schutz«, sagte Sharpe, »und Sie haben soeben all Ihre männlichen Bediensteten verloren.«

»Die Stadt braucht sie mehr als ich«, hatte Skovgaard erwidert, »und Aksel hat versprochen, mir Männer zu suchen. Sie werden vermutlich Krüppel sein, aber auch ein einbeiniger Mann kann mit einer Muskete feuern.« Skovgaard hatte bitter geklungen. »Aber es gibt viele Krüppel in Kopenhagen, Lieutenant, dank Ihres letzten Angriffs.«

Die Bitterkeit hatte Sharpe fasziniert. »Warum haben Sie dann nicht mit Britannien gebrochen?«

Skovgaard hatte mit den Schultern gezuckt. »Meine liebe Frau hat noch gelebt. Und als Nelson angriff, konnte ich noch eine gewisse Gerechtigkeit in der britischen Sache sehen. Wir haben ihnen den Handel verweigert, und das lebensnotwendige Blut einer Nation ist der Handel. Aber jetzt? Jetzt verweigern wir euch nichts außer dem, was unbestreitbar uns gehört. Außerdem habe ich nie etwas getan, was Dänemark gefährdet hätte. Ich habe nur

Britanniens Kampf gegen Frankreich unterstützt, das ist alles. Und jetzt werden wir leider Frankreichs Verbündeter.«

Zwei schwarz gekleidete Männer, die Potefeuilles, vollgestopft mit Papieren, trugen, warteten auf Skovgaard, als er von der Beobachtung der Abreise des Prinzen zurückkehrte. Sharpe war sofort misstrauisch, doch Skovgaard kannte sie anscheinend und bat sie in sein Büro. »Sie sind von der Regierung«, sagte Aksel Bang zu Sharpe.

»Was wollen sie?«

»Vielleicht sind sie Ihretwegen gekommen, Lieutenant?«

Sharpe ignorierte diesen Spott. Er ging durch den Mittelgang des großen Lagerhauses. »Wohin führt das?« Er wies auf eine Treppe, die zwischen den staubigen Balken des hohen Daches verschwand. Er wollte jede Tür und alle Fenster überprüfen und nach einer Stelle suchen, wo man in das Gebäude einbrechen konnte.

»Sie führt in die obere Kammer«, sagte Bang und meinte den Dachboden. »Wo ich jetzt schlafe, nachdem Mister Skovgaard zurückgekehrt ist.«

»Sie haben Ihr Haus verloren, nicht wahr?«

»Es macht mir nichts aus«, sagte Bang. »Es gehört mir nicht, und es ist ein Segen, Miss Astrid täglich zu sehen.«

»Ein Segen für Sie oder sie?«

»Für uns beide, nehme ich an. Es ist wie vor dem Umzug. Es ist gut.«

Sharpe konnte keine schwachen Stellen in dem Lagerhaus finden. Zu vieles von Wert wurde darin gelagert, und Skovgaard hatte es praktisch diebstahlsicher gemacht, um die Säcke von Indigo, die Stapel Jute und die Fässer mit Kräutern, die in Sharpe Erinnerungen an Indien weckten, zu schützen. »Und was will die Regierung von Skovgaard?«, fragte Sharpe.

»Sie will wissen, ob irgendwelche dieser Waren britischen Händlern gehören.«

»Warum?«

»Weil sie sie konfiszieren wird, natürlich. Wir sind im Krieg, Lieutenant.«

Sharpe blickte zu den staubigen Regalen, die mit Fässern, Säcken und Kisten gefüllt waren. »Und ist irgendwas von diesem Zeug britisch?«

»Nein. Wir lagern keine Waren für andere Händler. Es sind alles unsere eigenen.«

»Gut«, sagte Sharpe und meinte damit, dass es keinen Vorwand für weitere Besuche von Behörden gab. Er wandte sich Bang zu. »Sagen Sie mir, als Sie Mister Skovgaards Brief abgeliefert haben, haben Sie da Lavisser getroffen?«

Bang blinzelte überrascht bei Sharpes Frage. »Ich habe Mister Lavisser getroffen, ja. Er war sehr freundlich.«

»Hat er Ihnen Fragen gestellt?«

Bang nickte. »Er wollte wissen, wie Mister Skovgaard so ist, und ich sagte ihm, er ist ein guter Händler und ein engagierter Christ.«

»War das alles?«

»Es ist alles, was Gott von uns verlangt.«

Sharpe hätte Bang am liebsten eine Ohrfeige gegeben. Er hielt diesen Mann für verlogen, hatte jedoch einen verschlagenen Stolz. »Was hat er Sie sonst noch über Skovgaard gefragt?«

Bang strich sich eine Strähne seines langen Haars vor den Augen fort. »Er fragte, ob Mister Skovgaard viel mit England zu tun habe. Ich sagte, ja, er hat dort viele Freunde und schreibt dorthin. Und dass er mit einer Engländerin verheiratet war. Macht es was, dass ich das gesagt habe?«

»Nein«, sagte Sharpe. Lavisser musste vermutet haben, dass Sharpe Kontakt mit dem Mann aufnahm, dessen Name ihm von Lord Pumphrey gegeben worden war, und Skovgaards Brief hatte diese Vermutung bestätigt. Und da die Franzosen im Begriff gewesen waren, ihre diplomatische Mission aufzugeben, musste es dringend notwendig gewesen sein, sofort zu handeln.

»Ich verstehe nicht, warum Sie mir diese Fragen stellen«, protestierte Bang. Er war verwirrt, weil Skovgaard wieder in die Stadt gezogen war, und die Erklärung, dass sein Chef der Bedrohung durch die Briten entgehen wollte, reichte ihm nicht als Erklärung wegen Sharpes Anwesenheit und noch mehr wegen Skovgaards geschwollenes Gesicht. »Ich glaube«, sagte Bang, »dass Sie Mister Skovgaard in ungehörige Dinge verwickelt haben.«

»Sie brauchen nur zu wissen, dass Mister Skovgaard in Gefahr ist«, erwiderte Sharpe. »Wenn also irgendwelche Fremden herkommen, holen Sie mich. Lassen Sie sie nicht herein. Und wenn Ihnen jemand Fragen über Mister Skovgaard stellt, sagen Sie nichts. Kein Wort! Nicht einmal, dass er ein Christ ist, denn das geht sie nichts an.«

Bang blickte bestürzt bei Sharpes Worten. »Er ist in Gefahr? Dann ist es Miss Astrid vielleicht auch?«

»Ja, Miss Astrid ist ebenfalls in Gefahr«, sagte Sharpe. »Also passen Sie einfach auf. Passen Sie auf und beten Sie.«

»Dann sollte ich vielleicht Miss Astrid begleiten?« Bang klang plötzlich fröhlich. »Sie geht zum Waisenhaus.«

»Wohin?«

»Zum Waisenhaus! Sie geht jeden Tag dorthin. Ich kann mit ihr gehen, ja?«

»Sie?« Sharpe konnte seine Verachtung nicht ganz verbergen. »Und was werden Sie tun, wenn sie angegriffen wird? Für sie beten? Verdammt, Bang, wenn jemand sie begleitet, dann bin ich das.«

Bang protestiert nicht, aber Sharpe sah ihm den Groll an, als er später an diesem Nachmittag mit Astrid das Lagerhaus verließ.

Sharpe hatte seine Kleidung ausgebürstet und Skovgaards feine Pistolen unter seinem Rock verdeckt. Er trug seinen Säbel. Er bemerkte, dass mehrere Männer Waffen trugen. Es war plötzlich in Mode gekommen, seit die Briten gelandet waren.

Er trug auch einen großen Korb, der Gerste, Reis und Heringe enthielt. »Wir bringen es zum Waisenhaus«, hatte Astrid erklärt, als er ihr den Korb abgenommen hatte.

»Waisenhaus?«

»Es ist ein Waisenhaus und ebenso ein Hospital für Kinder. Dort ist mein Sohn gestorben.«

»Das tut mir leid.«

»Er war sehr klein, nicht mal ein Jahr. Er hieß Nils wie sein Vater.« In ihren Augen schimmerten Tränen, doch sie zwang sich zu einem Lächeln und sagte, sie würden auf einem Umweg an dem Kai vorbeispazieren, an dem der Prinz am Morgen an Bord gegangen war. Sharpe hätte ihr fast gesagt, dass es seine Aufgabe war, sie zu beschützen, und dass er das am besten konnte, wenn sie auf geradem Weg zum Waisenhaus und nach Hause ging, doch dann erkannte er, dass er sich in Skovgaards düsterem Lagerhaus nicht besonders wohl fühlte.

Skovgaard selbst war sicher genug. Er war in seinem Büro, hatte eine Muskete zur Hand und hatte gereizt versprochen, keine Fremden ins Lagerhaus zu lassen, was bedeutete, dass Sharpe es nicht eilig hatte, dorthin zurückzukehren. Außerdem ging er lieber mit Astrid spazieren, und so schlenderten die beiden durch den Sonnenschein und waren alle paar Schritte gezwungen, stehen zu bleiben, um Freunde oder Bekannte von Astrid zu begrüßen. Sie stellte ihn als amerikanischen Seemann vor, woraufhin man sich nicht überrascht zeigte, sondern ihn begeistert willkommen hieß.

»Kopenhagen ist eine kleine Stadt«, erklärte sie ihm nach einem solchen Treffen, »und die meisten Leute kennen sich.«

»Es scheint eine gute Stadt zu sein«, sagte Sharpe.

Sie nickte. »Und ich mag es, innerhalb der Mauern zu wohnen. Im Haus in Vester Fælled kann es sehr einsam sein.« Sie verharrte, um Sharpe die Ruine eines abgebrannten großen Gebäudes zu zeigen. »Das war

Schloss Christiansborg«, sagte sie traurig. »Dort lebte der König vor dem großen Feuer.«

»Ein anderer Krieg?«

»Nur ein Brand. Ein großes Feuer, das fast ein Drittel der Stadt vernichtete. Und es ist immer noch nicht alles wiederhergestellt.« Die Ruine des Schlosses war von Gerüsten umgeben, während provisorische Hütten in den Überbleibseln der großen Räume zeigten, wo einige Leute offenbar Obdach gesucht hatten. »Armes Kopenhagen«, sagte Astrid seufzend.

Sie gingen an Schloss Amalienborg vorbei, von dem aus der Kronprinz abgereist war. Ein öffentlicher Pfad führte durch den zentralen Hof. Die Hand voll blau uniformierter Wachen nahm keine Notiz von den im Sonnenschein spazierenden Leuten. Ein Dutzend Transportwagen, beladen mit Getreide und Rüben, stand in der Nähe des Schlosses. Die Stadt richtete sich auf eine Belagerung ein.

Ein paar Hundert Meter jenseits des Schlosses gab es einen öffentlichen Park, der von einer großen Zitadelle beherrscht wurde, die den Kanal zum Hafen bewachte. Der Park, hauptsächlich Rasen mit ein paar verstreuten Bäumen, war die Esplanade der Festung, die freie Fläche zum Töten für die Kanonen, die so gerade durch die hohen Schießscharten zu sehen waren. Im Gras lagen Haufen von Kanonenkugeln und standen Munitionswagen, und selbst hier genossen Spaziergänger die frische Luft und ignorierten die Soldaten, die mit dem Sortieren der Kanonenkugeln und Granaten nach ihrem Kaliber beschäftigt waren. Sharpe nahm an, dass die Dänen hier eine neue Batterie planten, eine, die über die Hafenmündung feuern konnte, wo ein Dutzend Männer auf einem schmalen Hafendamm saßen und angelten.

»Sie sind immer hier«, sagte Astrid, »aber ich habe nie gesehen, dass sie irgendetwas gefangen haben.« Sie wies nach Norden, wo am Horizont eine schmutziggraue Masse zu sehen war, die wie eine tief hängende Wolke wirkte. Sharpe

hatte am Morgen bei Trafalgar einen solchen Anblick gesehen. Es war eine Flotte. »Ihre Freunde«, sagte Astrid traurig. »Und sie kommen her.«

»Ich wünsche es nicht.«

Sie setzte sich auf eine Bank mit Blick auf die See. »Sie sehen Nils so ähnlich.«

»Das muss hart für Sie sein.«

Sie nickte. »Er blieb auf See. Wir wissen nicht, wie. Er war Kapitän, wissen Sie? Er nannte sein Schiff *Astrid,* und er transportierte damit Zucker von Westindien. Als er nicht heimkam, dachte ich, dass sein Schiff vielleicht einen Schaden hätte und repariert würde, doch das war nicht der Fall. Wir hörten, dass er abgesegelt war, und nur ein paar Tage tobte ein gewaltiger Sturm. Wir warteten, aber Nils kam niemals. Aber ich sah ihn jeden Tag. Wenn ich einen Fremden auf der Straße sah, dachte ich, das ist Nils. Er ist zurückgekommen! Aber dann drehte sich der Fremde um, und es war nicht Nils.« Sie schaute Sharpe nicht an, während sie sprach, sondern starrte aufs Meer hinaus, und Sharpe fragte sich, ob sie in der ersten Zeit ihrer Witwenschaft hierhergegangen war und nach ihrem Mann Ausschau gehalten hatte. »Dann sah ich Sie im Haus ...«, sie blickte Sharpe mit ihren großen Augen an, »... und ich glaubte, es sei Nils. Für einen Moment war ich so glücklich.«

»Es tut mir leid«, sagte Sharpe verlegen. Er wusste, wie sie sich gefühlt haben musste, denn es war ihm ähnlich ergangen. Wenn er seit Graces Tod eine dunkelhaarige Frau auf der Straße gesehen hatte, hatte er gedacht, es sei Grace. Sein Herz hatte einen Sprung gemacht, und nach der Enttäuschung war dann der gleiche dumpfe Schmerz wieder da gewesen.

Möwen schrien über dem Kanal. »Meinen Sie wirklich, dass wir in Gefahr sind?«, fragte Astrid.

»Sie wissen, was Ihr Vater tut?«

Sie nickte. »Ich habe ihm in den letzten paar Jahren geholfen. Seit Mutter starb. Er korrespondiert, Lieutenant, das ist alles. Er korrespondiert.«

»Mit Leuten in Europa und in Britannien.«

»Ja.« Sie starrte auf die britische Flotte. »Er macht Geschäfte im gesamten Ostseeraum und im Norden der deutschen Staaten, und so gibt es unzählige Leute, die ihm schreiben. Wenn eine französische Artilleriekolonne durch Magdeburg kommt, wird er das binnen einer Woche erfahren.«

»Und er teilt es den Briten mit?«

»Ja.«

»Gefährliche Arbeit«, sagte Sharpe.

»Eigentlich nicht. Seine Korrespondenten wissen, wie man sicher Informationen austauscht. Ich helfe meinem Vater, weil seine Augen nicht mehr so gut sind, wie sie mal waren. Einige der besten Korrespondenten schicken ihm Zeitungen. Die Franzosen haben nichts dagegen, dass Zeitungen über Dänemark kursieren, besonders nicht, wenn sie aus Paris sind und den Kaiser preisen, doch wenn Sie die Zeitung entfalten und gegen ein Fenster halten, können Sie sehen, dass jemand eine Nadel Hunderte Male durch die Seiten gestochen hat. Jeder Stich unter einem Buchstaben, und ich lese die Buchstaben in der richtigen Reihenfolge, und das ist die Botschaft.« Sie zuckte mit den Schultern. »Es ist nicht so gefährlich.«

»Aber die Franzosen wissen jetzt, wer er ist«, gab Sharpe zu bedenken. »Sie wollen wissen, wer ihm schreibt, wer diese Nadelstiche in die Zeitungen macht. Sie wollen die Botschaften stoppen, und Ihr Vater kann ihnen die Namen seiner Kontakte nennen. Deshalb ist es gefährlich.«

Astrid schwieg eine Weile. Sie blickte zu einem Kanonenboot, das aus dem Hafen gerudert wurde. Eine schwere Sperre aus angeketteten Baumstämmen schützte seine Ein- und Ausfahrt, doch sie war beiseitegeschafft

worden, und das Kanonenboot konnte passieren. Es hatte einen hohen Mast, an dem ein eingerolltes Segel hing, doch der schwache Wind reichte nicht zum Segeln aus, und so ruderte ein Dutzend Seeleute das plumpe Boot aus dem Kanal. Das Boot hatte einen hässlichen, schnabelähnlichen Bug, auf dem zwei schwere Kanonen mit langen Rohren standen, 24-Pfünder, schätzte Sharpe. Geschütze, die auf große Distanz feuern und treffen konnten. Und es gab ein Dutzend anderer Kanonenboote am fernen Kai, wo Pulver und Kanonenkugeln aus Karren entladen wurden. Andere Boote brachten Proviant in die Stadt.

»Ich hoffte, die Gefahr ist vorbei«, sagte Astrid nach langem Schweigen, »nachdem die Franzosen jetzt weg sind. Aber es hört wenigstens das langweilige Leben auf.«

»Ist das Leben langweilig?«, fragte Sharpe.

Sie lächelte. »Ich gehe in die Kirche, mache die Buchhaltung und kümmere mich um Vater.« Sie zuckte mit den Schultern. »Das muss sehr langweilig für Sie klingen.«

»Mein Leben ist langweilig geworden«, sagte Sharpe und dachte an seinen Job als Quartiermeister.

»Sie?« Sie scherzte mit strahlenden Augen. »Sie sind Soldat! Sie klettern in Kamine und töten Leute!« Sie erschauderte. »Ihr Leben ist *zu* aufregend.«

Er blickte zu dem Kanonenboot. Die Ruderer pullten hart, doch das Boot kam nur langsam voran. Es kämpfte gegen die Flut an, und die Ruderer legten sich ins Zeug, als könnte allein ihre Muskelkraft die Briten zur Umkehr veranlassen.

»Ich bin jetzt dreißig«, sagte er, »und seit vierzehn Jahren Soldat. Zuvor war ich ein Kind, ein Nichts.«

»Niemand ist ein Nichts«, wandte Astrid ein.

»Ich war nichts.« Sharpe klang ärgerlich. »Ich wurde ins Nichts geboren, ins Nichts aufgezogen und man erwartete nichts von mir. Aber ich hatte ein Talent. Ich kann töten.«

»Das ist nicht gut.«

»So wurde ich Soldat, und ich lernte, wann ich töten muss und wann nicht. Ich wurde etwas, ein Offizier, aber jetzt will man mich nicht mehr. Ich bin kein Gentleman, verstehen Sie? Ich bin nicht wie Lavisser. Er ist ein Gentleman.« Er wusste, dass er neidisch und ärgerlich geklungen hatte, und war verlegen. Er hatte auch den Grund vergessen, warum er mit Astrid zusammen war, und er wandte sich mit einem Schuldgefühl um und blickte zu den Leuten, die die Sommerluft auf der Esplanade der Festung genossen, aber niemand schien ihnen verdächtige Aufmerksamkeit zu widmen, kein Franzose schlich herum und von Barker oder Lavisser war nichts zu sehen. »Es tut mir leid, Ma'am«, sagte er.

»Warum?«

»Der Gezeitenstrom hat sich geändert«, wechselte Sharpe das Thema und nickte zu dem Kanonenboot hin. »Diese Jungs kommen jetzt besser voran.«

»Wir sollten auch besser vorankommen«, sagte Astrid und erhob sich. Dann lachte sie. »Sie geben mir das Gefühl, sehr reich zu sein.«

»Reich? Warum?«

»Einen Diener zu haben, der den Korb trägt. Nur die Leute, die in Amaliengade oder Bredgade wohnen, können sich solch einen Luxus leisten.«

Sie gingen westwärts, machten einen Bogen um die Zitadelle, bis sie in ein ärmeres Viertel der Stadt gelangten, wo die Häuser schlicht, aber sauber waren. Die einstöckigen Häuser waren alle im gleichen Stil erbaut, mit bunten Fassaden und in gutem Zustand.

»Dies ist eine Siedlung für Matrosen«, sagte Astrid. »Nyboder heißt sie. Alle Häuser mit Öfen. Einer für jeweils zwei Häuser. Es ist gemütlich, meine ich.«

»Die Vielfalt der Farben ist sehr nett.«

»Mein Vater war der Sohn eines Matrosen. Er wuchs in dieser Straße auf. Svanegaden. Er war sehr arm, verstehen

Sie?« Sie sah ihn mit großen Augen an, versuchte ihm offenbar zu versichern, dass sie nicht reicher geboren war als er. Aber Svanegaden war im Vergleich zu Wapping ein Paradies, fand Sharpe.

»Betrachten Sie dies als ein armes Viertel?«, fragte er.

»O ja«, sagte Astrid ernst, »und ich weiß über diese Dinge Bescheid. Vater ist einer der Leiter einer Wohlfahrtsorganisation für Arme, und ich helfe ihm bei der Korrespondenz.«

Das Waisenhaus befand sich am Rande von Nyboder, nahe beim Seemannsfriedhof, auf dem Astrids Sohn begraben war. Astrid pflegte das kleine Grab, dann neigte sie den Kopf, und Sharpe hätte sie am liebsten in die Arme genommen, als er sah, dass Tränen über ihre Wangen rannen. Stattdessen trat er zurück und ließ sie mit ihrer Trauer allein.

Er beobachtete die Möwen, die um die Zitadelle kreisten, und dachte an Grace. Er fragte sich, ob über ihrem Grab ebenfalls Vögel flogen. Sie war in Lincolnshire im Familiengrab der Eltern ihres toten Mannes und unter einer Gedenktafel, auf der Lord William Hales Tugenden aufgezählt wurden, beigesetzt worden. Sharpe stellte sich vor, dass ihr Geist über ihm schwebte. Würde Grace es billigen, dass er sich zu Astrid hingezogen fühlte?

Er wandte sich um und schaute zu der Witwe, die versunken vor dem kleinen Grab stand, und wusste, dass er sich verliebt hatte. Es war, als ob Liebe aus dem Hass und der Wut entstanden war, die ihn seit Graces Tod beherrscht hatten.

Astrid richtete sich auf und lächelte ihn an. »Kommen Sie«, sagte sie, »Sie müssen die Kinder kennenlernen.«

Sie führte ihn zu dem Hospital, in dem ihr Sohn gestorben war, und Sharpe konnte kaum glauben, dass es ein Waisenhaus war. Hier war nichts wie in Brewhouse Lane. Es gab keine hohe Mauer und kein mit Eisenspitzen gesichertes

Tor, obwohl die oberen Fenster mit Eisengittern versehen waren. »Die Gitter dienen dazu, dass die Draufgänger gezähmt werden«, erklärte Astrid. »Manchmal wollen die älteren Jungs auf das Dach klettern.«

»Es ist also kein Gefängnis?«

»Natürlich nicht.« Sie lachte bei dem Gedanken. Tatsächlich sah das Waisenhaus nicht wie ein Gefängnis aus. Das zweistöckige Gebäude war weiß angestrichen und um einen Hof gebaut, in dem Blumen auf gut gepflegten Beeten wuchsen. Es gab eine kleine Kapelle mit einer Orgel, einen schlichten Altar und ein hohes Buntglasfenster, das Christus zeigte, umgeben von kleinen Kindern mit goldenen Haaren.

»In bin in einem solchen Haus aufgewachsen«, sagte Sharpe.

»In einem Waisenhaus?«

»In einem Findelhaus. Das ist ungefähr das Gleiche. Aber es war nicht ganz so wie das hier. Wir mussten hart arbeiten.«

»Hier arbeiten die Kinder ebenfalls«, sagte Astrid ernst. »Die Mädchen lernen nähen, und die Jungs müssen lernen, Seeleute zu sein.« Sie führte ihn in den Hof, wo ein großer Flaggenmast wie ein Schiffsmast aufgetakelt war. »Die Jungs müssen daran lernen, hinaufzuklettern, und die Mädchen nähen all diese Flaggen.«

Sharpe lauschte dem Gelächter im Hintergrund. »Bei uns war es anders«, sagte er.

Ein Dutzend Kinder, alle in grauen Kleidern oder Hosen, spielten Fangen um den Flaggenmast. Drei behinderte Kinder und eine Geistesgestörte, ein Mädchen mit schräg geneigtem Kopf, das zuckte und sabberte und unartikulierte Laute ausstieß, beobachteten sie aus Korbstühlen mit Rädern.

»Sie wirken glücklich«, sagte Sharpe.

»Das ist wichtig«, sagte Astrid. »Einem glücklichen Kind gibt eine gute Familie wahrscheinlicher ein Heim.« Sie

führte ihn nach oben ins Haus, wo das Hospital zwei große Räume belegte, und Sharpe wartete auf dem Balkon und dachte an Jem Hocking und Brewhouse Lane, während Astrid ihr Essen ablieferte. Er erinnerte sich an Hockings Furcht und lächelte.

»Warum lächeln Sie?«, fragte Astrid, als sie auf den Balkon zurückkehrte.

»Ich habe mich an meine Kindheit erinnert«, log er.

»Sie war also glücklich?«

»Nein. Wir wurden in unserem Waisenhaus zu oft geschlagen.«

»Die Kinder hier werden geschlagen, wenn sie stehlen oder Lügen erzählen«, sagte Astrid. »Aber das kommt nicht oft vor.«

»Uns pflegte man auszupeitschen«, sagte Sharpe, »bis Blut floss.«

Astrid runzelte die Stirn, als sei sie nicht sicher, ob sie ihm glauben konnte. »Meine Mutter pflegte zu sagen, dass die Engländer grausam sind.«

»Die Welt ist grausam«, sagte Sharpe.

»Dann müssen wir lernen, freundlich zu sein«, sagte Astrid.

Er brachte sie nach Hause.

Bang blickte finster drein, als sie durch die Tür kamen, und Ole Skovgaard, der bemerkte, dass seine Tochter glücklich aussah, bedachte Sharpe mit einem misstrauischen Blick.

»Wir müssen Dänen finden, die uns beschützen«, sagte Skovgaard seiner Tochter an diesem Abend. Aber Männer wurden in der Miliz gebraucht, und die Miliz war damit beschäftigt, neues Außenwerk in den Vororten aufzuwerfen, und so erlaubte Skovgaard widerstrebend und hauptsächlich auf das Drängen seiner Tochter hin, dass Sharpe am Ulfedts Plads bleiben konnte.

Am Sonntag ging Sharpe mit Skovgaard und seinen Leuten zur Kirche, wo die Kirchenlieder eintönig klangen und die

Predigten scheinbar unendlich waren und Sharpe eindöste, bis Aksel Bang ihm empört den Ellbogen in die Rippen stieß.

Am nächsten Morgen begleitete Sharpe Skovgaard zu einer Bank, und am Nachmittag ging er mit Astrid wieder zum Waisenhaus. Anschließend besuchte er mit ihr ein Lagerhaus, in dem Zucker lagerte. Es befand sich auf Amager, der kleinen Insel, auf der die östliche Hälfte von Kopenhagen erbaut worden war.

Sie überquerten eine Hubbrücke, die den schmalsten Teil des Hafens überspannte, und gingen an der großen Sperre vorbei, die den inneren Hafen schützte, in dem die gefährdete dänische Flotte lag.

Sharpe zählte achtzehn Linienschiffe und ebenso viele Fregatten, Briggs und Kanonenboote. Zwei große Schiffe waren in der Werft im Bau, und ihre großen Rümpfe wirkten auf der Helling wie halb mit Holz bekleidete Skelette. Diese Schiffe waren Napoleons letzte Hoffnung einer Invasion in Britannien, weshalb die Briten in Dänemark waren und die Franzosen angriffsbereit an der Grenze zu Holstein standen. Matrosen entluden die großen Geschütze aus den Schiffen und transportierten sie an Land, wo sie der Artillerie, die bereits auf den Stadtmauern war, hinzugefügt wurden.

Nachdem Astrid eine Verkaufsurkunde für den Zucker im Lagerhaus hinterlassen hatte, führte sie Sharpe zur seewärts gelegenen Stadtmauer, und sie stiegen die Rampe zwischen zwei gigantischen Bastionen hinauf. Der Wind kräuselte das Wasser und hob das blonde Haar an Astrids Nacken, als sie nordwärts schaute, wo die Masten der britischen Flotte am Horizont wie ein Dickicht wirkten.

»Warum bleiben sie im Norden?«

»Es braucht seine Zeit, um eine Armee zu landen«, sagte Sharpe. »Viel Zeit. Es wird ein, zwei Tage dauern, bis sie herkommt.«

Das dumpfe Donnern eines Geschützes klang schwach durch den warmen Nachmittag. Sharpe spähte nach Osten

und sah grauweißen Rauch von der fernen See aufsteigen. Der Rauch zerfaserte im Wind und gab den Blick auf den flachen Rumpf eines Kanonenbootes frei. Dann feuerte ein zweites Kanonenboot, und es entstand eine neue weiße Wolke. Die Kanonenboote befanden sich aufgereiht in der breiten Wasserstraße vor der Stadt, und ein Schiff war in ihre Fänge gesegelt. Ein drittes Kanonenboot feuerte, dann hämmerten viele Schüsse. Sharpe nahm das Fernrohr aus seiner Tasche, zog es aus und sah die Segel des in die Falle geratenen Schiffes erzittern, als der Kapitän in den Wind drehte. Dann kam seine Flagge, eine britische, vom Besanmast herab.

»Was ist es?«, fragte Astrid.

»Ein britisches Handelsschiff«, sagte Sharpe. »Der Kapitän muss von weit her gekommen sein und keine Ahnung gehabt haben, dass sein Land mit Dänemark im Krieg ist, bis das Kanonenboot gefeuert hat.«

Die dänischen Kanonenboote hatten das Feuer eingestellt, als das britische Schiff seine Flagge eingeholt hatte.

Er gab Astrid das Fernrohr. Sie blickte hindurch.

»Und was geschieht jetzt?«, fragte sie.

»Sie bringen es auf. Es ist eine Kriegsbeute.«

»Wir sind also im Krieg?« Astrid klang ungläubig. Die britische Armee mochte gelandet sein, die Stadt mochte eine Miliz aufbauen und Festungsanlagen errichten, doch ein Krieg war für Astrid unvorstellbar. Nicht in Dänemark und gewiss nicht gegen Britannien.

»Wir sind im Krieg«, sagte Sharpe.

Auf ihrem Rückweg zum Ulfedts Plads machten sie einen Umweg, um die großen Häuser in Bredgade zu betrachten. Es war nicht schwer, herauszufinden, welches Haus Lavissers Großvater gehörte, denn eine Menschentraube wartete draußen, um einen Blick auf ihren neuen Helden zu erhaschen. Frauen trugen Blumen, und jemand hatte eine dänische Flagge an die Laterne über der Haustür gehängt.

Sharpe blieb auf der anderen Straßenseite stehen und blickte zu den Fenstern hinauf, doch es gab kein Anzeichen auf die Anwesenheit des Renegaten. Lavisser war verschwunden, als hätte es die Nacht in Skovgaards Haus nie gegeben. Doch Lavisser und seine französischen Verbündeten würden zurückkehren, daran gab es für Sharpe keinen Zweifel.

Am nächsten Tag machte in der Stadt die Nachricht die Runde, dass die Briten nach Süden marschierten. Es war derselbe Tag, an dem Sharpe vom Waisenhaus zurückkehrte und bemerkte, dass Aksel Bang jetzt Uniform trug, einen blauen Rock mit mattierten Silberknöpfen und einem einzigen Silberbalken auf jeder Schulter.

»Ich bin ein Leutnant der Miliz«, sagte Bang stolz. Er trug einen alten Degen in einer schwarzen, mit Stoff besetzten Scheide. Ein halbes Dutzend Männer, alle mit Musketen, lümmelte im Schatten des Lagerhauses. Es waren ältere Männer, die Überbleibsel von Skovgaards Arbeitskräften, die sich alle wie Bang der Miliz angeschlossen hatten. »Sie sind hier stationiert«, sagte Bang, »weil dies jetzt ein offizielles Proviantlager für die Stadt ist. Wir halten hier Wache, und jetzt haben wir Musketen und können Mister Skovgaard beschützen.«

Sharpe schaute zu den sechs Männern. »Sind sie ordentlich ausgebildet?«

»Wir können uns durchaus sehen lassen«, sagte Bang zuversichtlich. »Und da ist noch was, Mister Sharpe.«

»Was?«

»Sie sind Engländer, ja?«

»Und?«

Bang zuckte mit den Schultern. »Sie sind ein Feind. Aus Loyalität zu Mister Skovgaard habe ich noch die Augen zugedrückt, aber so kann das nicht weitergehen. Ich werde Sie verhaften müssen.«

»Jetzt?« Sharpe lächelte.

»Wenn Sie nicht die Stadt verlassen, ja. Ich bin jetzt Offizier. Ich trage Verantwortung.«

»Es juckt Sie in der Hose, Aksel«, sagte Sharpe. Aber er wusste, dass der Mann recht hatte. Er war überrascht, dass noch niemand gekommen war, um ihn zu verhaften, denn es war sicherlich kein Geheimnis, dass Skovgaard einen Engländer in seinem Haus beherbergte. Kopenhagen war so zivilisiert, so bereit, zu glauben, dass der Stadt nichts Böses widerfahren würde, dass die Behörden ihn toleriert hatten.

Am nächsten Morgen, als Sharpe im Lagerhaus erwachte, hörte er das ferne Krachen von Musketenfeuer. Es war sehr weit entfernt, aber unverkennbar. Und eine Stunde später, als er sich unter der Pumpe im Hinterhof wusch, hörte er Geschützfeuer.

Die Armee war also eingetroffen.

Ole Skovgaard, dessen Schwellung am Kinn nachgelassen hatte, kam in den Hof und blickte Sharpe finster an.

»Ich finde, Sie sollten uns verlassen, Lieutenant.«

»Sie fühlen sich sicher mit Aksel und seinen fröhlichen Männern?«

»Sicher vor wem?« Skovgaard blickte zum Himmel, wo sich weiße Wolkenbänder von Osten nach Westen erstreckten. »Vor meinen Freunden, den Briten?«, fragte er sarkastisch.

»Vor Ihren neuen Freunden, den Franzosen.«

»Ich werde hier im Lagerhaus bleiben. Und ebenso Astrid. Aksel und seine Männer werden wohl ausreichen.« Skovgaard lauschte ein paar Sekunden den fernen Schüssen. »Aksel ist jetzt Offizier«, fuhr er fort, »und Ihre Anwesenheit ist ihm peinlich.«

»Ich frage mich, warum«, sagte Sharpe und dachte an Astrid.

Skovgaard musste erraten haben, was Sharpe dachte, denn seine Wangen röteten sich.

»Aksel ist ein guter Däne«, sagte er heftig, »und Sie sind ein Feind, Mister Sharpe.«

»Feind?« Sharpe zog sein Hemd an. »Ich habe die letzten beiden Nachmittage damit verbracht, mit Kindern in einem Waisenhaus Fangen zu spielen. Tut das ein Feind?«

Skovgaard runzelte die Stirn. »Sie sind Engländer, und Aksel hat recht. Sie haben mich in eine schwierige Situation gebracht. Sie können meine beiden Pistolen behalten, aber ich bestehe darauf, dass Sie gehen.«

»Und wenn nicht?«

Einen Moment wirkte Skovgaard ärgerlich, doch dann senkte er den Kopf, als dächte er nach.

»Ich habe viel in meinem Leben verloren, Lieutenant.« Er sprach überraschend sanft und sah immer noch zu Boden. »Meine Frau, meinen Sohn, meinen Schwiegersohn und meinen Enkel. Gott hat mich bestraft. Ich habe weltliche Ziele verfolgt, Lieutenant ...«, er blickte jetzt zu Sharpe auf, »... und den Erfolg Gottes Wille vorgezogen. Ihr Land hat mich für meine Hilfe großartig belohnt. So konnte ich mir das Haus in Vester Fælled kaufen, aber es ist eine Frucht der Sünde. Es tut mir leid, Lieutenant, aber für mich repräsentieren Sie den Teufel. Die Wünsche Ihres Landes, seine Aktionen, seine Ambitionen - sie sind alle falsch.«

»Sie denken, die Franzosen ...«

»Ich denke, die Franzosen sind schlecht, wenn nicht noch schlimmer, und darüber muss ich mir Sorgen machen. Aber ich sollte mein Vertrauen in Gott setzen, wo es all diese Monate hätte gewesen sein sollen. Dies ist eine fromme Familie, Lieutenant, wie sie es immer gewesen ist, und Sie sind nicht fromm. Ich sehe ...« Skovgaard zögerte, dann zwang er sich weiterzusprechen. »Ich sehe das Interesse meiner Tochter an Ihnen. Das überrascht mich nicht, denn Sie ähneln Nils sehr, aber Sie können nicht gut für sie sein.«

»Ich ...«, begann Sharpe.

Skovgaard ließ ihn nicht aussprechen. »Sagen Sie mir, Lieutenant, sind Sie kirchlich getauft?«

Sharpe starrte Skovgaard an, dann seufzte er. »Nein.«

»Dann werden Sie uns verlassen, denn dies ist ein frommes Haus, und Ihre Anwesenheit stört uns.«

»Sie meinen, Gott wird Sie vor Lavisser beschützen?«

»Er kann tun, was immer Er wünscht, Lieutenant. Er wird uns vor allen Übeln der Welt schützen, wenn es Sein Wille ist.«

»Dann sollten Sie besser beten, Mister Skovgaard.«

Sharpe konnte nichts mehr tun. Er zog seine Uniform an und bedeckte sie mit dem Mantel. Er steckte das Fernrohr in die Tasche, die Guineas in die andere, schnallte die Scheide mit dem Säbel an seine Hüfte und schob Skovgaards Pistolen hinter den Gürtel. Dann ging er in die Küche, wo Astrid gerade einen Teller mit Graupensuppe serviert hatte.

»Sie verlassen uns also, wie ich gehört habe?«, sagte Bang glücklich.

»Wollten Sie das nicht so, Aksel?«

»Wir können gut ohne die Engländer auskommen«, sagte Bang fröhlich.

»Wollen Sie frühstücken, Lieutenant?«, fragte Astrid.

»Ich bin nur gekommen, um mich zu verabschieden.«

»Ich werde Sie zum Tor bringen.« Astrid band ihre Schürze ab und führte Sharpe in den Hof hinaus. Sie ignorierte Bang, der ihr nachblickte wie ein Hund, dem man den Knochen weggenommen hatte.

Sharpe hatte gedacht, sie würde ihm bis zum hinteren Tor begleiten, das sich auf die Skindergade öffnete, doch sie musste eines der Stadttore gemeint haben, denn sie ging mit ihm auf die Straße hinaus.

»Sie sollten nicht allein auf der Straße sein«, sagte Sharpe, denn wenn sie sich erst von ihm verabschiedet hatte, würde Sie unbegleitet zum Haus ihres Vaters zurückkehren müssen.

»Heute Morgen sucht niemand nach mir«, sagte sie überzeugt. »Alle beobachten die Briten.« Sie führte Sharpe

an der Kathedrale vorbei, die nahe beim Lagerhaus stand. »Es tut mir leid, dass Sie gehen.«

»Mir auch.«

»Und die Kinder werden ihren amerikanischen Freund vermissen.« Sie lächelte. »Mögen Sie Kinder?«

»Ja, besonders, wenn sie schöne Mütter haben. Sonst kann ich sie nicht ertragen.«

»Sie sind ein schrecklicher Mann, Lieutenant.«

»Richard.«

»Sie sind ein schrecklicher Mann, Richard.« Sie hakte sich bei ihm ein. »Wie werden Sie durch das Stadttor kommen?«

»Ich finde schon einen Weg.«

Sie stoppten nahe beim Nörre-Tor. Die Mauer oberhalb des Tunnels war voller Leute, die westwärts starrten. Immer noch krachten Musketenschüsse in den Vororten der Stadt, und dann und wann donnerte ein Geschütz. Ein ständiger Strom von Milizsoldaten ging durch das Tor, und Sharpe nahm an, dass er in dieser Menge nicht auffallen würde. Doch er wollte noch nicht gehen. Er blickte in Astrids Augen.

»Sei vorsichtig«, sagte er mit belegter Stimme.

»Wir sind eine vorsichtige Nation«, sagte sie mit einem Lächeln. »Wenn dies vorüber ist ...« Sie verstummte.

»Dann werde ich nach Kopenhagen kommen und dich suchen.«

Sie nickte. »Das würde mir gefallen.« Sie streckte ihm eine Hand hin. »Es tut mir leid, dass du nicht bleiben kannst. Mein Vater - er ist nicht mehr glücklich gewesen, seit Mutter gestorben ist. Und Aksel?« Sie zuckte mit den Schultern, als könne sie keine Erklärung für Bangs Verhalten finden.

Sharpe ignorierte ihre Hand. Stattdessen neigte er sich vor und küsste sie auf die Wange. »Ich werde dich bald wiedersehen.«

Sie nickte wieder, wandte sich dann abrupt um und eilte davon.

Sharpe blickte ihr nach, und für jeden Betrachter musste es so aussehen, als verabschiede sich ein Mann von seiner Frau.

Sie blickte zurück, als sie zwanzig Schritte entfernt war, und sah, dass er ihr nachblickte, und er wusste, dass sie ihn nicht gehen lassen wollte, doch was blieb ihm anderes übrig?

Er ging zum Stadttor wie so viele andere Milizsoldaten. Er schaute sich ein letztes Mal nach Astrid um, doch sie war verschwunden. Die Menge drängte ihn weiter, und als er das breite Tor hinter sich gelassen hatte, sah er eine grauweiße Wolke über den Dächern und Bäumen der westlichen Vororte. Es war Pulverrauch.

Er blieb draußen stehen und spähte durch das Tor zurück, hoffte, einen letzten Blick auf Astrid zu erhaschen. Er war verwirrt. Er hatte sich in eine Frau verliebt, die er gar nicht richtig kannte. Er wusste nur, dass ihre Loyalität dem Feind galt. Noch betrachteten sich Dänemark selber nicht als Feind, doch es war einer. Und er war immer noch Soldat, und Soldaten, nahm er an, kämpften für diejenigen, die das nicht selbst konnten. Das bedeutete, dass er für Astrids Volk kämpfen sollte, nicht für sein eigenes. Aber es war sehr schmerzlich, darüber nachzudenken.

Er war einfach zu durcheinander.

Ein Sergeant packte Sharpe am Ellbogen und schob ihn zu einer wachsenden Schar Männer, die sich am Stadtgraben sammelte. Sharpe ließ sich schieben. Ein Offizier stand auf einer niedrigen Erhebung und hielt eine flammende Rede vor etwa dreihundert Männern, die meisten davon verwirrte Milizsoldaten, obwohl es einen Kern von Matrosen gab, die mit schweren Musketen für den Seedienst bewaffnet waren. Sharpe verstand kein Wort, aber aus dem Tonfall und den Gesten des Offiziers reimte er sich zusammen, dass die Briten einen Platz im Südwesten bedrohten und dieses

provisorische Halb-Bataillon die Invasoren zurückschlagen sollte.

Beifallsgejohle belohnte die Worte des Offiziers, und dann strömte die ganze Gruppe und Sharpe mittendrin über den Damm. Sharpe bemühte sich nicht, die Gruppe zu verlassen. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als sich der britischen Armee wieder anzuschließen, und jeder Schritt brachte ihn näher zu ihr.

Der Offizier führte sie über einen Graben, an einem Friedhof, einer Kirche und einem Hospital vorbei und dann durch Straßen in einem Viertel neuer Häuser. Das Geräusch des Musketenfeuers wurde lauter. Geschütze hämmerten im Norden, Pulverrauch verhüllte den Himmel. Der Offizier blieb vor einer hohen Backsteinmauer stehen und wartete, bis sich sein bunt zusammengewürfelter Haufen um ihn geschart hatte. Dann hielt er wieder eine Ansprache, und was auch immer er sagte, musste die Männer aufgeregt haben, denn sie stießen eine grollende Zustimmung aus. Ein Mann wandte sich Sharpe zu und stellte ihm eine Frage.

»Amerikaner«, sagte Sharpe.

»Du bist ein Amerikaner?«

»Ja. Matrose.«

»Dann bist du willkommen, nehme ich an. Du hast verstanden, was der Captain gesagt hat?«

»Nein.«

»Die Engländer sind im Park.« Der Mann nickte zu der Mauer hin. »Aber es sind nicht viele, und wir werden sie verjagen. Wir stellen hier eine neue Batterie auf. Hast du vielleicht schon zuvor gekämpft?«

»Ja«, sagte Sharpe.

»Dann bleibe ich bei dir.« Der Mann grinste. »Ich bin Jens.«

»Richard«, stellte Sharpe sich vor. Er nahm eine der Pistolen aus seinem Hosenbund und gab vor, sie zu überprüfen. Die Waffe war ungeladen, und er hatte nicht vor, sie zu laden. »Was wirst du machen«, fragte er Jens,

einen blonden jungen Mann mit freundlichem Gesicht, Stupsnase und lebhaft blickenden Augen.

Jens schwenkte seine alte Muskete. Das Schloss war rostig, das Holz des Schafts gesplittert. »Ich töte Engländer.«

»Und wenn du sie nicht tötest?«, fragte Sharpe.

»Ich bin ein - wie heißt das? Ich mache Schiffe.«

»Ein Schiffszimmermann?«

»Ja«, stimmte Jens zu. »Wir arbeiten an einem neuen Linienschiff, doch wir haben die Werft verlassen, und es ist noch nicht fertig. Wir machen dies hier zuerst.«

Der Hauptmann spähte durch das Tor und forderte die Männer mit einer Geste auf, ihm zu folgen. Sie drängten durch das Tor, und Sharpe fand sich in einem großen, parkähnlichen Garten wieder. Kieswege führten zu einem Wäldchen und einem eleganten weißen Sommerhaus, eine Mischung von Giebeln, Veranden und Spitztürmen, das auf einem kleinen Hügel stand. Der Park schien eine vornehmere Version der Vauxhall Gardens in London zu sein.

Eine Kompanie regulärer dänischer Soldaten befand sich beim Sommerhaus, aber es war kein Musketenfeuer in der Nähe zu hören und es gab kein Anzeichen auf britische Soldaten. Der Miliz-Hauptmann, unsicher, was er tun sollte, rannte zu dem Offizier der Regulären, und seine Männer setzten sich auf den Rasen. Weit entfernt im Norden waren Rauchspuren am Himmel zu sehen.

Granaten, nahm Sharpe an. Eine dumpfe Explosion war zu hören.

»Selbst wenn sie diese Orte einnehmen«, sagte Jens und zeigte mit einer umfassenden Handbewegung an, dass er die Vororte meinte, »werden sie nie in die Stadt vordringen.«

»Und wenn sie sie bombardieren?«, fragte Sharpe.

Jens runzelte die Stirn. »Du meinst, mit Geschützen?« Er wirkte schockiert. »Das werden Sie nicht tun! Es sind Frauen in der Stadt.«

Der Miliz-Hauptmann kehrte zurück, gefolgt von zwei Reitern, einem Kavallerieoffizier und einem Zivilisten. Sharpe stand bei den anderen, als er sah, dass die Reiter Barker und Lavisser waren. Die Reiter waren nur noch zwei Pferdelängen entfernt, und Sharpe drehte sich um, als Lavisser eine flammende Rede vor den Milizsoldaten hielt.

»Wir werden vorrücken«, übersetzte Jens für Sharpe.

Lavisser zog seinen Säbel und nahm den Platz an der Spitze der Miliz ein, während Barker den Schluss bildete. Sharpe zog seinen braunen Hut tiefer über die Stirn und wünschte, er hätte die Pistole geladen. Dazu war es jetzt zu spät, denn die Miliz eilte westwärts zwischen den Bäumen hindurch. Sie war ein ungeordneter Haufen, und wenn die Briten dort mit Kanonen feuerten, würde es ein Massaker geben.

»Wir greifen ihre Seite an«, sagte Jens.

»Ihre Flanke?«

»Ich nehme es an. Wenn es vorüber ist, kannst du dir eine englische Waffe nehmen. Die ist besser als diese kleine Pistole.«

Lavisser führte sie in den Wald. Es ging einen gewundenen Pfad den Hügel abwärts, und Lavisser, offenbar zuversichtlich, weil keine britischen Truppen in der Nähe waren, gab seinem Pferd die Sporen. Offenbar war im Norden ein Kampf im Gange, denn Musketenfeuer krachte in lauten Salven, doch nichts geschah in diesem Teil des Parks, wo die Miliz, zuversichtlich, dass sie im Bogen an die südliche Flanke der Briten gelangte, Lavisser in ein sanftes Tal folgte, wo ein Bach einen See speiste.

Lavisser schrie die Miliz an, befahl ihr anscheinend, sich zu formieren. Die Gruppe Matrosen, alle mit Strohhut und Pferdeschwanz, bildeten vier Glieder, und die beiden Sergeants schoben den Rest in grobe Reihen. Lavisser, dessen Pferd mit den Hufen Erdbrocken aufwirbelte, rief etwas mit aufgeregter Stimme.

»Er sagt, dass es nicht viele Feinde sind«, übersetzte Jens.

»Woher weiß der das?«, fragte sich Sharpe laut.

»Weil er ein Offizier ist, natürlich«, sagte Jens.

Lavisser hatte nicht in Sharpes Richtung geblickt, und Barker ritt immer noch hinter den dreihundert Mann, die jetzt den westlichen Hang hinabmarschierten, wo ihr Zusammenhalt sofort durch die Bäume aufgelöst wurde. Das Knattern von Musketenfeuer kam von Sharpes Rechter, aber es war sporadisch. Vielleicht konnte sich dieses behelfsmäßige Halb-Bataillon von desorganisierten Enthusiasten tatsächlich der britischen Flanke nähern, aber Sharpe war erleichtert, dass er im hinteren Glied und auf der linken Seite war, am weitesten von Lavisser und den Kampfgeräuschen entfernt. Er versuchte die Pistole im Marschieren zu laden und fragte sich, ob er Lavisser irgendwie packen und hinter die britischen Linien schleppen konnte.

Dann krachte ein Pistolenschuss direkt voraus. Die Dänen waren noch zwischen den Bäumen, doch etwa hundert Meter vor ihnen war freies Terrain. Sharpe sah Musketenrauch am Rande der freien Fläche treiben, und dann krachten weitere Musketen. Lavisser gab seinem Pferd die Sporen und die plumpe Masse der Männer begann zu laufen.

Sharpe rannte weit nach links. Er konnte jetzt Rotröcke sehen, aber nur eine Hand voll. Er nahm an, dass es sich um eine Schützenlinie am Rand des Waldes handelte. Und das bedeutete, dass ein gesamtes Bataillon nicht weit entfernt war. Die Dänen riefen aufgeregt durcheinander, und dann sah Sharpe einen Rotrock und deutlich die Epauletten des Mannes. Es war also eine Leichte Kompanie, und die anderen neun Kompanien waren nicht weit weg, formiert und bereit zum Feuern.

Die Dänen, die nicht wussten, was sie erwartete, sahen nur, dass sich die britischen Plänkler zurückzogen, und deuteten das fälschlicherweise als Sieg. Lavisser musste das Gleiche

angenommen haben, denn er schrie, als befinde er sich auf der Jagd, und hielt seinen Säbel bereit, um einen flüchtenden Soldaten niederzuschlagen.

Die Leichte Kompanie der Rotröcke feuerte und zog sich zurück. Ein Mann kniete sich nieder, zielte und feuerte, und während sein Kamerad lud, rannte der Mann, der gefeuert hatte, ein paar Schritte zurück und ließ sich von seinem Kamerad Deckung geben, während er nachlud.

Ein dänischer Verwundeter lag zuckend am Boden, ein anderer lehnte an einem Baum und starrte auf das Blut, das aus einer Wunde in seinem Oberschenkel pulste. Andere Dänen feuerten ihre Musketen ab, während sie rannten, und die Kugeln schlugen hoch in die Bäume.

Voraus ertönte eine Pfeife und rief die Plänkler zu den anderen neun Kompanien des britischen Bataillons zurück. Lavisser musste diese Kompanien gesehen haben, denn er parierte hart sein Pferd und befahl seinen Männern, am Waldrand zu halten und die Musketen zu senken.

Dann kam die britische Salve.

Das Bataillon hatte gewartet, bis die Dänen am Waldrand waren, und dann hatten neun Kompanien gefeuert. Die Kugeln fetzten in Baumrinden und durch Zweige, schlugen gegen Musketenschäfte und trafen Männer. Lavisser selbst blieb wie durch ein Wunder unverletzt.

»Feuer!«, schrie er, sich selbst vergessend, auf Englisch. »Feuer!«

Die meisten der Dänen ignorierten ihn. Sie fühlten sich immer noch als Gewinner, und so rannten sie in das offene Terrain - und dann sahen sie etwa fünfzig Meter voraus eine Linie von Männern in einem Graben. Die Linie lud nach. Die Männer handhabten gedrillt ihre Ladestöcke. Ein Offizier mit rotem Rock, den Zweispitz tief ins Gesicht gezogen, ritt kerzengerade hinter der Linie.

Sharpe beobachtete, wie die Rotröcke die Musketen anlegten. Die Milizsoldaten erkannten ihre missliche Lage,

und diejenigen, deren Musketen noch geladen waren, zielten auf die Briten. Andere liefen weiter, dann sahen sie, das sie isoliert waren, und zögerten. Lavissers Angriff war bereits ein Chaos, und die Briten hatten ihre zweite Salve noch nicht verschossen.

»Zug - Feuer!«, hörte Sharpe deutlich den britischen Befehl. Er packte Jens an der Schulter und zog ihn zu Boden.

»Was soll das?«, protestierte Jens.

»Kopf runter!«, schnarrte Sharpe, dann feuerte der erste Zug, und die Salve des nächsten folgte sofort. Die Salven krachten ohrenbetäubend und schlugen in die desorganisierten Milizsoldaten. Sharpe presste das Gesicht ins Gras und lauschte den Salven, jeweils etwa fünfzig Kugeln auf die entsetzten Dänen. Es war das erste Mal, dass Sharpe auf der empfangenden Seite britischen Musketenfeuers war, und er zuckte zusammen. Jens feuerte seine Muskete ab, doch seine Augen waren dabei geschlossen, und seine Kugel ging weit über die Tschakos der Rotröcke hinweg.

Jens kniete sich hin, um zu laden, doch in diesem Augenblick erschien ein anderes Regiment der Briten zwischen einigen Bäumen auf der Rechten, und dann feuerte das Bataillon eine Salve, dass es klang, als würden die Tore zur Hölle aufgeschossen. Eine der Kugeln riss Jens die Muskete aus den Händen, zerschmetterte den Schaft, dann ging das neue Bataillon in das Zug-Feuer über, und die Dänen konnten nur den Kopf einziehen und beten.

Sharpe robbte rückwärts aus dem Kugelhagel fort. Er hielt nach Barker Ausschau, doch Lavissers Schläger war verschwunden. Lavisser hingegen war sichtbar genug. Der Renegat galoppierte hinter seiner Miliz hin und her, brüllte sie an, die Reihen zu schließen und auf die Briten zu schießen. Er feuerte mit seiner Pistole auf die Rauchwolke, die das nächste Bataillon der Rotröcke einhüllte. Dann sah Sharpe Lavissers Pferd straucheln und seitwärts rutschen,

als es von einer Kugel getroffen wurde. Das Tier versuchte, auf den Hufen zu bleiben, doch weitere Kugeleinschläge färbten sein Fell rot, und es brach zusammen. Lavisser konnte gerade noch die Füße aus den Steigbügeln ziehen. Eine weitere Kugel traf das Pferd in den Kopf. Lavisser schaffte es, sich aus dem Sattel des verendenden Tieres zu werfen und sich im Gras zu ducken, als eine Kugel über seinen Kopf zischte.

Sharpe glitt immer noch rückwärts, dann befand er sich plötzlich in einer schmalen Senke. Er sprang auf und rannte zu den Bäumen. Er würde in Deckung gehen, auf das Ende des Kampfes warten und sich dann den Rotröcken anschließen.

Jens war Sharpe gefolgt. Der Schiffszimmermann war benommen. Er zuckte beim Knall jeder Salve zusammen.

»Was ist passiert?«, fragte er.

»Es sind richtige Soldaten«, antwortete Sharpe grimmig. Er sah, dass die dänischen Matrosen versuchten, eine Reihe zu bilden, die das britische Feuer erwidern konnte, doch das zweite britische Bataillon war zehn Schritte vorwärts marschiert und feuerte seine Salven in die Flanke der Milizsoldaten. Ein Mann schoss zurück, doch er ließ seinen Ladestock im Lauf, und Sharpe sah den Stock fliegen und sich mehrmals überschlagen. Ein Verwundeter kroch zurück und zog sein zerschmettertes Bein nach. Zwei Bataillone von rot berockten Regulären erteilten einer Gruppe von undisziplinierten Amateuren eine unbarmherzige Lektion in soldatischem Verhalten. Es sah leicht aus, aber Sharpe wusste, wie viele Stunden Übung sie gebraucht hatten, damit sie so wirkungsvoll waren.

Dann schob Jens Sharpe beiseite. »Was, zum Teufel ...«, begann Sharpe. In diesem Moment feuerte eine Pistole in der Nähe, und die Kugel schlug in den Baumstamm neben Sharpe. Er fuhr herum und sah Barker, der geschossen hatte, hinter sich und zu Pferde.

Sharpe zog seine eigene Pistole, zielte kurz und drückte ab. Nichts geschah. Die Waffe war noch nicht schussbereit gemacht worden. Er warf die Pistole hin, zog den Säbel aus der Scheide und rannte auf Barker zu, der sein Pferd herumgezogen hatte, ihm die Sporen gab und den Hügel hinabjagte. Der Hüne duckte sich unter Baumzweigen, dann parierte er plötzlich das Pferd, und Sharpe sah, dass er eine zweite Pistole hatte. Er drehte sich zur Seite, erwartete einen Schuss, doch Barker feuerte nicht.

Sharpe duckte sich zwischen Büsche. Er schob den Säbel in die Scheide und zog seine zweite Pistole. Es würde dauern, sie zu laden, doch er begann trotzdem. Barker war nicht weit entfernt. Sharpe riskierte einen schnellen Blick und sah nur das reiterlose Pferd. Barker schlich sich also zu Fuß an.

Hau ab, dachte Sharpe, weg hier, denn Barker weiß, wo du bist. Er stieß das Pulverhorn in eine Tasche und sprintete über eine Lichtung, sprang zwischen Bäume, rutschte einen steilen Hang hinab und warf sich hinter eine Gruppe Lorbeerbäume. Er hörte Barkers Schritte oberhalb von sich, glaubte jedoch, genügend Zeit gefunden zu haben, um die Pistole zu laden. Britische Salven hämmerten über ihm. Einige Kugeln, welche die Dänen verfehlten, peitschten durch die Bäume oben auf dem Hang.

Sharpe schüttete Pulver in die Pistole, dann hörte er die Geräusche und blickte auf. Er sah Barker den Hang herabstürmen. Der Hüne hatte Sharpe zwischen den Wacholderbäumen entdeckt und wollte die Konfrontation beenden. Sharpes Pistole war noch nicht schussbreit, aber das konnte Barker nicht wissen, und so stand Sharpe auf, zielte mit der Waffe auf den Hünen und lächelte.

Barker ließ sich täuschen, hob seine eigene Waffe und feuerte überhastet. Die Kugel zischte an Sharpe vorbei. Barker zog seinen Säbel, und Sharpe, der wusste, dass er nicht die Zeit hatte, die Waffe zu laden, ließ die Pistole und

das Pulverhorn fallen und zog ebenfalls den Säbel. »Meinst du, du kannst mich mit einer Klinge schlagen, Barker?«

Barker peitschte mit seinem Säbel durch die Luft. Es war eine schlanke Waffe, und er schaute angewidert auf die Biegsamkeit des Stahls. Er konnte mit Feuerwaffen umgehen, liebte Messer und war tödlich mit einem Knüppel, doch der Säbel kam ihm dürftig vor.

»Ich habe die verdammten Dinger nie gemocht«, sagte er.

Sharpe starrte den großen Mann nur an und glaubte, sich verhört zu haben.

Barker peitschte wieder die Luft, dann blickte er Sharpe finster an. »Die warst die ganze Zeit in der Stadt?«

»Ja.«

»Er dachte, du wärst abgehauen.«

»Er hätte nicht sehr angestrengt suchen müssen«, sagte Sharpe, »denn ich habe mich nicht versteckt.«

»Er hatte viel am Hals«, sagte Barker. »Und jetzt gehst du zurück zur Armee?«

»Ja.«

»Dann verpiss dich«, sagte Barker und nickte zum Hügel hin.

Sharpe ließ erstaunt den Säbel sinken. »Komm mit mir.«

Barker wirkte beleidigt. »Ich verpisse mich nicht.«

»Du willst mich nicht mehr töten?«

Barker schnaubte mit einem Blick auf seinen Säbel. »Nicht damit«, sagte er. »Ich bin nicht gut mit solchen verdammten Spielzeugen. Hab nie gelernt, damit zu töten, und sehe keinen Sinn darin. Aber ich hab keine Angst davor«, fügte er ernst hinzu. »Denk das nur ja nicht. Wenn ich dich noch einmal in der Stadt sehe, werde ich dich töten. Und nicht wie ein verdammter Gentleman. Ich kämpfe nur, wenn ich weiß, dass ich gewinnen kann.« Er trat zurück und nickte wieder den Hang hinauf. »Also verpiss dich, Lieutenant.«

Sharpe wich zurück, bereit, die unerwartete Aufforderung in die Tat umzusetzen, doch dann rief eine Stimme oben zwischen den Bäumen Barkers Namen. Es war Lavisser. Barker warf Sharpe einen warnenden Blick zu, und dann rief Lavisser von Neuem: »Barker!«

»Hier unten, Sir!«, erwiderte Barker laut. Dann sah er Sharpe an. »Er wird eine Waffe haben, die geladen ist, Lieutenant.«

Sharpe blieb. Er hatte Lavisser mit beiden Pistolen feuern gesehen, und er bezweifelte, dass er sie neu geladen hatte. Es gibt eine Chance, dachte er, wenn auch eine geringe, dass ich Lavisser hier halten kann, bis die Rotröcke kommen.

Die Rotröcke mussten bald kommen, denn oben auf dem Hügel starben die Dänen. Die Matrosen hatten die Disziplin, nachzuladen, doch sie hatten auch genügend Verstand, um sich zurückzuziehen. Sie packten ihre Verwundeten und schleppten sie zurück in den Wald, und einer der Milizsoldaten nach dem anderen versuchte ihnen zu folgen. Der Schussdonner des Zugs zerrte an den Trommelfellen, und Rauch trieb dicht und nach faulen Eiern stinkend über das blutbefleckte Gras. Einer der beiden dänischen Sergeanten versuchte, die geschlagenen Männer aufzumuntern. Im nächsten Moment wurde er in den Hals getroffen. Er wurde herumgewirbelt, und ein Blutstrahl schoss aus seinem Hals. Nach der unfreiwilligen Pirouette brach er zusammen, und seine Muskete rutschte durch das Gras. Kugeln schlugen in Männer im Gras, und es sah aus, als zuckten sie zusammen.

»Feuer einstellen!«, ertönte eine Stimme.

»Feuer einstellen!«

»Bajonette aufpflanzen!«

»Plänkler - vorwärts!«

Lavisser hatte Barkers aufgegebenes Pferd gefunden und ritt damit den Hang herab. Er sah, dass Barker Sharpe gegenüberstand. Der Renegat blinzelte überrascht, dann

lächelte er. »Was machen Sie denn hier, Richard?« Er klang sonderbar freundlich.

»Ich bin hier, um Sie zu holen.«

Lavisser blickte zur Hügelkuppe hinauf. Die Überlebenden seiner Streitmacht waren auf der Flucht, und die Briten mussten sich dem Waldstück nähern, doch er klang ganz unbesorgt. »Verdammte Miliz. Nichts im Vergleich zu den guten Rotröcken. Wie geht es Ihnen, Richard?«

»Sie sind zum Zahnarzt geworden, wie?«, schnaubte Sharpe. »Als verdammter Soldat haben Sie versagt, und jetzt ziehen Sie Zähne.«

»Oh, Richard.« Lavisser klang enttäuscht. »Sie sollten Versuche, witzig zu sein, den Witzigeren überlassen.«

Sharpe hob den Säbel, als Barker sich rührte, doch der Hüne hatte sich nur bewegt, um sich zwischen Sharpe und Lavisser zu schieben. »Sie kämpfen nicht für Dänemark«, sagte Sharpe zu Lavisser, »sondern für die Franzosen.«

»Das kommt auf das Gleiche heraus, Richard«, sagte Lavisser heiter. Er zog eine Pistole und nahm eine Patrone aus einem Beutel. »Dänemark ist ein kleines Land, und es wurde immer entweder von Britannien oder Frankreich vergewaltigt. Britannien hat sein Vergnügen zuerst gehabt, aber jetzt treibt es Dänemark in die Arme Frankreichs. Und ich kann mir wirklich nicht vorstellen, dass der Kaiser den schwachen Frederick als Kronprinzen akzeptieren wird. Nein, er wird einen hervorragenden und kraftvollen jungen Mann hier als seinen Herrscher haben wollen.« Er schüttete Pulver in den Lauf der Pistole.

Barker machte einen Schritt auf Sharpe zu.

Sharpe schwenkte den Säbel, um ihn zurückzutreiben.

»Es ist alles in Ordnung, Barker«, sagte Lavisser. »Ich werde mich um den Lieutenant kümmern.«

»Ich habe ihm gesagt, dass er gehen kann«, sagte Barker. »Er ist in der Stadt gewesen, Sir, aber er wird sie verlassen.«

Lavisser hob die Augenbrauen. »Du bist großzügig, Barker.« Er sah Sharpe an. »Ich will Sie wirklich nicht umbringen, Richard, ich mag Sie. Überrascht Sie das? Aber das ist nicht wichtig, nicht wahr? Wichtig ist, dass Mister Skovgaard jetzt unbewacht ist. Ist das eine sichere Annahme?«

»Nehmen Sie an, was Sie wollen«, sagte Sharpe.

»Wie freundlich von Ihnen, Richard.« Lavisser rammte die Kugel in die Pistole, dann hielt er inne und blickte nachdenklich vor sich hin. »Ein widerlicher Spießer, unser Ole. Das ist der Typ, den ich wirklich nicht leiden kann. Er ist so aufrecht, so hart arbeitend, so fromm und scheinheilig. Er ist eine Beleidigung für mich.« Er wollte die Pistole zündfertig machen. »Aber er hat eine schöne Tochter, eine ...«

Ein Ruf auf dem Hügel ließ ihn verstummen, und er fuhr herum. Eine Schützenlinie war zwischen den Bäumen aufgetaucht, Sharpe hatte sie erwartet. »Hier unten!«, rief er. »Hierher! Schnell!«

Eine Muskete feuerte, und die Kugel zerfetzte Blätter über Lavissers Kopf. Männer rannten schnell herunter, und Lavisser kümmerte sich nicht mehr um die Pistole, sondern riss sein Pferd herum. *»Au revoir,* Richard!«, rief er.

Die beiden Männer ergriffen die Flucht. Sharpe wollte ihnen folgen, doch da krachten Schüsse, und er duckte sich stattdessen.

Barker und Lavisser verschwanden.

Sharpe zog seinen Mantel aus und hob seine weggeworfene Pistole auf. Eine Gruppe Rotröcke kam den Hang herab. Ihre Röcke hatten blaue Aufschläge, die walisischer Füsiliere, und ihre Bajonette waren auf die Musketen aufgepflanzt, die auf Sharpe gerichtet waren. Dann sah ein Sergeant Sharpes Uniform und drückte den Lauf der nächsten Muskete nach unten. Er war ein kleiner Mann, und sein breites Gesicht verriet Ungläubigkeit, als er

auf den grünen Uniformrock starrte. »Ich bin doch nicht besoffen, Harry, oder?«, fragte er einen Private.

»Nicht mehr als sonst, Sergeant.«

»Der sieht wie ein Schütze aus!«

Sharpe schob seinen Säbel in die Scheide. »Guten Morgen, Sergeant.«

»Sir!« Der Waliser zuckte, als wolle er stillstehen. »Verzeihen Sie meine verdammt blöde Frage, aber was tun die verdammten Schützen hier?«

Ein Captain kam mit einer Gruppe von Männern, die Jens gefangen genommen hatten, den Hang herab. »Was, zum Teufel, ist da los, Sergeant Davies?«

»Ich habe hier einen verirrten Schützen, Sir«, antwortete der Sergeant.

»Lieutenant Sharpe meldet sich zum Dienst, Sir«, sagte Sharpe. »Wissen Sie, wo Sir David Baird ist?«

»Sir David?«

»Er erwartet mich«, log Sharpe. »Und dieser Kamerad gehört zu mir.« Er wies auf Jens. »Wir haben uns in der Stadt wiedergetroffen. Schöner Morgen, nicht wahr?« Er begann den Hügel hinaufzusteigen, und der Captain folgte ihm.

»Sie sind in der Stadt gewesen?«

»Es ist eine schöne Stadt«, sagte Sharpe, »aber mit vielen Kirchen. Sie beten am besten, dass Gott nicht versucht ist, Partei zu ergreifen, Captain, denn eine schrecklich große Anzahl von Dänen malträtiert Seine Trommelfelle.« Er grinste Jens an. »Alles in Ordnung?«

»Ja.« Jens blickte verwirrt drein, was nicht verwunderlich war.

»Sie waren mit den Dänen zusammen?«, fragte der Captain.

»Sie waren nur Miliz«, sagte Sharpe. »Aber es gibt eine Kompanie mit richtigen Soldaten auf dem nächsten Hügel. Allerdings keine Artillerie.« Er erreichte die Hügelkuppe und

sah die Gefallenen. Einige walisische Soldaten kümmerten sich um die Verwundeten, während ein paar traurige Gefangene abseits im lichter werdenden Rauch standen. »Wo kann ich Sir David finden?«, fragt Sharpe den Captain.

»Er ist bei der Brigade, nehme ich an. Dort drüben.« Er wies über den Graben hinweg. »Als Letztes sah ich ihn beim Gefangenenbau.«

»Kommst du, Jens?«, fragte Sharpe und griff nach dem Arm des Dänen.

Sharpe klang viel heiterer, als er sich fühlte. Denn es war an der Zeit, die Suppe, die er sich eingebrockt hatte, auszulöffeln.

Und zu bekennen, dass er gescheitert war.

KAPITEL 7

Sharpe und Jens ließen die Stätte des Grauens hinter sich. Jenseits des Grabens und außer Sicht der beiden britischen Bataillone wies Sharpe zur Stadt. »Du musst auf dieses flachere Terrain ...«, er zeigte Jens, wie er an den Füsilieren ungesehen vorbeikommen konnte, »... und dann musst du einfach weitergehen.«

Jens runzelte die Stirn. »Du bist kein Amerikaner?«

»Nein, bin ich nicht.«

Jens widerstrebte es anscheinend zu gehen. »Wusstest du, was dort beim Waldstück passieren würde?«

»Nein. Aber das war nicht schwer zu erraten, oder? Das sind richtige Soldaten, Junge. Mit Ausbildung.« Sharpe zog die verbliebene Pistole aus seinem Hosenbund. »Du kennst Ulfedts Plads?«

»Na klar.«

»Da wohnt ein Mann namens Skovgaard. Gib ihm diese Waffe. Jetzt beeil dich, bevor die Briten den Rest des Parks einnehmen. Halte dich unten zwischen den Bäumen und geh dann geradewegs zum Tor. Verstanden?«

»Du bist Engländer?«

»Ich bin Engländer.« Sharpe drückte Jens die Pistole in die Hand. »Und danke, dass du mir das Leben gerettet hast. Jetzt geh. Beeil dich.«

Jens bedachte Sharpe mit einem verwirrten Blick, dann rannte er los. Sharpe schaute ihm nach, bis der Däne von den Bäumen verborgen wurde, schlang den Mantel über seine Schultern und ging weiter. Gescheitert, dachte er. Völlig versagt.

Er stieg einen flachen Hügel hinab. Der neu ausgehobene Graben, aus dem die Füsiliere ihre Salven abgefeuert hatten, war offensichtlich der Anfang eines neuen dänischen Außenwerks, das von den Engländern eingenommen worden

war, bevor die Dänen Wälle errichten oder Geschütze in Position bringen konnten, und jetzt standen rotberockte Pioniere auf der Hügelkuppe und spähten durch Fernrohre auf die Stadtmauern. Sie überlegten anscheinend, ob der Hügel ein guter Platz für eine Batterie war. Im Süden war das Meer zu sehen, während auf der Nordseite des Hügels in einem Graben ein Gärtner Pflanzen in ein Gewächshaus trug. Jenseits des Grabens stieg das Land zu einer flachen Erhebung an, auf der eine Gruppe berittener britischer Offiziere ein anderes Bataillon beobachtete, das in das Waldstück vorrückte.

Im Osten wallte dichter Rauch. Die Dänen, die sich aus den Vororten näher an die Innenstadt zurückzogen, hatten einige Häuser in Brand gesteckt, sodass die Briten sie nicht als Deckung für die Vorhut nutzen konnten. Im Norden, außer Sicht, war schwere Artillerie bei der Arbeit, wie der Rauch am Himmel verriet.

Major General Sir David Baird hatte eine Musketenwunde an der linken Hand und eine Streifwunde am Nacken. Er fühlte sich jedoch überschwänglich. Er hatte eine Brigade in den Park geführt, einige dänische Reguläre vertrieben, ein paar brave Idioten von der Miliz massakriert. Jetzt beobachtete er seine Männer, die das südliche Terrain sicherten, das schließlich Kopenhagen vom Rest Seelands isolieren würde.

Captain Gordon, sein Adjutant und Neffe, hatte seinen Atem verschwendet, als er den General getadelt hatte, weil er sich unnötiger Gefahr aussetzte, doch Baird hatte seine Freude daran. Er hätte am liebsten den Vormarsch durch die westlichen Vororte, über die Seen und in die Stadt selbst geführt.

»Es wäre gut, die Flotte schon bei Einbruch der Nacht hier zu haben«, sagte er.

Lord Pumphrey, der zivile Adjutant des Außenministeriums, blickte alarmiert bei der Kriegslust des Generals. Doch

Captain Gordon tat sein Bestes, um Sir David im Zaum zu halten.

»Ich bezweifle, dass Lord Cathcart einen vorzeitigen Angriff wünscht, Sir«, bemerkte der Adjutant.

»Das liegt daran, dass Cathcart ein altes Waschweib ist«, grollte Baird. Cathcart war der kommandierende General der Armee. »Ein verdammtes altes Waschweib«, wiederholte Baird, dann runzelte er die Stirn, als er bemerkte, dass Lord Pumphrey versuchte, seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. »Was ist?«, fragte er barsch. Dann sah er, wohin der Lord zeigte. Ein Schützenoffizier kam über den Pfad vom Gewächshaus.

»Es ist Lieutenant Sharpe, Sir David«, sagte Pumphrey.

»Guter Gott.« Baird starrte zu Sharpe. »Guter Gott. Gordon, reden Sie mit ihm.« Der General, der nicht mit Misserfolgen in Zusammenhang gebracht werden wollte, spornte sein Pferd an und ritt über den Hügelkamm davon.

Gordon saß ab und ging, begleitet von Lord Pumphrey, Sharpe entgegen.

»Sie sind also der Stadt entkommen?«, sagte Gordon statt einer Begrüßung.

»Ich bin hier«, sagte Sharpe.

Gordon hörte die Bitterkeit in Sharpes Stimme. Er führte ihn zur Rückseite des Gewächshauses, wo die Ordonnanz des Generals ein Feuer gemacht hatte, auf dem Wasser in einem Kessel kochte.

»Wir haben über Lavisser gehört«, sagte er sanft. »Wir lesen die *Berlingske Tidende.*«

»Er behauptete, Sie seien ein Attentäter«, sagte Lord Pumphrey schaudernd. »Welche Qual für Sie. Wir schickten einen Brief zu Seiner Königlichen Hoheit und dementierten die Anschuldigung natürlich.«

»Es war alles sehr schlimm«, sagte Gordon, »und es tut uns sehr leid, dass Sie darin verwickelt worden sind, Sharpe. Aber woher sollten wir das wissen?«

»Sie wussten nichts von alldem«, sagte Sharpe ärgerlich.

»So ist es«, sagte Gordon milde. Er ging zum Feuer und holte einige Tassen Tee. »Am Tag, nachdem Captain Lavisser England verließ, Lieutenant, erfuhren wir, dass er nicht nur verschuldet war, sondern dass ihm eine Anklage wegen des Bruchs eines Eheversprechens drohte. Die Frau behauptete, das Heiratsdatum sei vereinbart gewesen. Außerdem sei sie schwanger. Lavisser war zweifellos erpicht darauf, das Land zu verlassen. Es war ziemlich gerissen von ihm, seine Flucht vom Fiskus finanzieren zu lassen.«

»Das Außenministerium riet davon ab«, warf Lord Pumphrey ein.

»Und das werden Sie uns zweifellos immer wieder aufs Brot schmieren«, sagte Gordon. Er zuckte mit den Schultern. »Es tut mir leid, Sharpe. Wenn wir das gewusst hätten, dann hätten wir ihn niemals reisen lassen.«

»Es gibt Schlimmeres«, sagte Sharpe.

»Ah! Der Tee«, sagte Gordon, »die liebste Amme der Natur. Nein, das ist der Schlaf, nicht wahr? Aber Tee ist das Nächstbeste. Danke, Boswell.« Gordon nahm der Ordonnanz des Generals einen Zinnbecher aus der Hand und reichte ihn Sharpe.

Lord Pumphrey ignorierte den angebotenen Tee. Seine Lordschaft trug kein Schönheitspflästerchen mehr und hatte seine mit weißer Spitze besetzte Jacke mit einem einfachen braunen Rock getauscht, doch er wirkte immer noch fehl am Platze. Er nahm eine Prise Schnupftabak, dann erschauerte er beim Anblick eines dänischen Gefangenen, der den Hügel herabtaumelte. Der Mann blutete aus einer Schädelwunde, und zwei Füsiliere versuchten, ihn still zu halten, während sie ihm einen Verband anlegten, doch der Mann riss sich los und taumelte davon. Er kam nur ein paar Schritte weit.

»Erzählen Sie mir, was wir nicht wissen«, sagte Lord Pumphrey und schenkte dem Verwundeten keine Beachtung mehr.

Sharpe berichtete, wie Barker versucht hatte, ihn zu töten, wie er zu Skovgaard geflüchtet war und der ihn an Lavisser verraten hatte. Er erzählte von den Franzosen und dem Geschehen in dem Haus, das außerhalb der Stadtmauern lag. Er erzählte von Madame Visser, den drei toten Männern und Skovgaards blutigem Gaumen und den Zähnen, die auf dem Schreibtisch lagen.

»Lavisser arbeitet mit den Franzosen zusammen«, sagte Sharpe. »Er ist ein gottverdammter Verräter.«

Lord Pumphrey nahm die Neuigkeiten überraschend gelassen hin. Er schwieg eine Weile und lauschte den Geräuschen der Artillerie im Norden.

»Kanonenboote«, sagte er rau. »Ich bin immer wieder erstaunt über das Militär. Ihr Budget steigt jedes Jahr, doch sie haben nie die geeigneten Waffen. Es stellt sich heraus, dass die dänischen Kanonenboote besser sind als unsere. Sie ziehen weniger Wasser und haben schwerere Geschütze.« Er beobachtete, wie die Füsiliere schließlich den verwundeten Dänen zu Boden rangen, dann ging er ein paar Schritte nordwärts, um das Stöhnen des Mannes nicht mehr hören zu müssen. »Ist Captain Lavisser noch in der Stadt?«, fragte er Sharpe.

»Er war bis vor ein paar Minuten noch in diesem Park«, sagte Sharpe bitter. »Der Bastard hat mir erzählt, dass Bonaparte einen neuen Herrscher für Dänemark wünscht, jemanden wie ihn, aber als Letztes sah ich den Bastard die Flucht ergreifen.«

»Natürlich werden wir dementieren, dass irgendetwas davon passiert ist«, sagte Gordon.

»Leugnen Sie nur!« Sharpe sprach zu heftig.

»Mein lieber Sharpe«, protestierte Gordon, »wir haben nicht wissen können, dass der Duke of York einen Adjutanten hat, der auf der Soldliste der Franzosen steht. Das ist eine schreckliche Erkenntnis.«

»Eine Katastrophe«, pflichtete Lord Pumphrey bei.

»So hoffe ich, dass wir uns auf Ihre Diskretion verlassen können?« Gordon blickte Sharpe fragend an.

Sharpe nippte am Tee und beobachtete die Rauchspuren am nördlichen Himmel. Er nahm an, dass sie von Raketen stammten. Seit Indien hatte er keine Raketen mehr gesehen. »Wenn ich noch ein Schützenoffizier bin, dann werde ich diskret sein. Sie können mir Diskretion befehlen.« Es war ein indirekter Erpressungsversuch. Sharpe hatte seinen Posten in der Shorncliffe-Kaserne verlassen, und er konnte wenig Gnade von Colonel Beckwith erwarten, es sei denn, Sir David Baird setzte sich für ihn ein, aber Baird hatte nur versprochen, ihn zu unterstützen, wenn er in Kopenhagen Erfolg hatte. Und er war gescheitert, aber es war klar, dass niemand dieses Versagen bekannt machen wollte.

»Natürlich sind Sie noch ein Schützenoffizier«, sagte Gordon, »und Sir David wird die Umstände gern Ihrem Colonel erklären.«

»Solange Sie natürlich den Mund halten«, sagte Pumphrey.

»Ich werde schweigen«, versprach Sharpe.

»Aber erzählen Sie mir von Skovgaard«, sagte Lord Pumphrey. »Meinen Sie, er ist in Gefahr?«

»Verdammt ja, Mylord«, sagte Sharpe heftig, »aber er wollte mich nicht bei sich behalten, weil er im Moment mit England hadert. Er hat ein halbes Dutzend alte Männer mit noch älteren Musketen, die ihn bewachen, aber sie können Lavisser und Barker keine zwei Minuten standhalten.«

»Ich hoffe, Sie irren sich«, sagte Lord Pumphrey ruhig.

»Ich wollte bleiben«, sagte Sharpe, »aber er wollte es nicht, sagte, er vertraue in Gott.«

»Ihre Mission ist jetzt vorüber«, erklärte Gordon. »Lavisser ist ein Renegat, das Gold ist verschwunden, und wir sind mächtig reingelegt worden. Aber es ist nicht Ihre Schuld, Sharpe, überhaupt nicht. Sie haben sich anerkennungswert verhalten, und ich werde Ihren Colonel dementsprechend informieren. Sie wissen, dass Ihr Regiment hier ist?«

»Ich habe es vermutet, Sir.«

»Sie sind im Süden bei einem Ort namens Köge, glaube ich. Sie sollten sich besser dorthin begeben.«

»Und was geschieht mit Lavisser?«, fragte Sharpe.

»Ich nehme an, wir werden ihn nie wiedersehen«, sagte Gordon düster. »Oh, wir werden die Stadt einnehmen, aber ich habe keinen Zweifel daran, dass sich Lavisser vor uns verstecken wird und wir kaum jeden Dachboden und Keller nach ihm absuchen können. Und ich nehme an, dass das Schatzamt Seiner Majestät sich den Verlust von dreiundvierzigtausend Guineas erlauben kann, meinen Sie nicht auch? Ist genügend Proviant in der Stadt?«

»Proviant?« Sharpe war wegen des plötzlichen Themenwechsels durcheinander.

»Sind genügend Nahrungsmittel gelagert?«

»Jawohl, Sir. Karren und Schiffe trafen die ganze Zeit über ein, in der ich dort war, voll beladen mit Getreide.«

»Tragisch«, murmelte Gordon.

Sharpe furchte die Stirn, als er erkannte, weshalb Gordon die Frage gestellt hatte. Wenn die Stadt viel Proviant hatte, dann konnte sie eine längere Blockade aushalten. Aber es gab eine Alternative zur Blockade oder Belagerung, und Sharpe erschauerte.

»Sie können die Stadt nicht bombardieren, Sir.«

»Nicht?« Es war Lord Pumphrey, der die Frage stellte.

»Da gibt es Frauen und Kinder, Mylord.«

Lord Pumphrey seufzte. »Frauen und Kinder und Schiffe, Sharpe. Vergessen Sie bitte nicht die Schiffe. Deshalb sind wir hier.«

Gordon lächelte. »Die gute Neuigkeit ist, Sharpe, dass wir die unterirdischen Rohre entdeckt haben, durch die das Frischwasser in die Stadt gelangt. So unterbrechen wir sie. Vielleicht wird Durst die Stadt zwingen, zu kapitulieren? Aber wir können nicht lange warten. Das Wetter in der

Ostsee wird unsere Flotte nach zu vielen Wochen nach Hause treiben. Schiffe sind zerbrechliche Dinge.« Er nahm einen Notizblock aus der Tasche, riss eine Seite ab und schrieb schnell etwas darauf. »Hier, Sharpe, Ihr Pass. Wenn Sie nach Norden gehen, werden Sie ein großes Haus aus rotem Backstein finden, das als unser Hauptquartier dient. Jemand wird wissen, ob eine Einheit nach Süden geht, und dafür sorgen, dass Sie sich ihr anschließen können. Ich entschuldige mich zutiefst, dass ich Sie in diesen Unsinn verwickelt habe. Und Sie denken daran, dass nichts von allem jemals passiert ist, ja?« Er schüttete den kleinen Rest von seinem Tee fort.

»Es war ein böser Traum, Lieutenant«, sagte Pumphrey, dann kehrten er und Gordon zu Baird zurück.

»Sind Sie ihn los?«, fragte Baird Gordon.

»Ich habe ihn zu seinem Regiment geschickt, Sir, und Sie werden ein Empfehlungsschreiben unterzeichnen, das ich an seinen Colonel schicken werde.«

Baird runzelte die Stirn. »So? Und warum?«

»Weil dann niemand Sie mit einem Mann in Zusammenhang bringen wird, der sich als Adjutant des Duke of York und als französischer Spion erwiesen hat.«

Baird stieß einen wüsten Fluch aus.

»Genau«, sagte Lord Pumphrey.

Sharpe ging nach Norden und Jens nach Osten, doch der junge Schiffszimmermann dachte nicht an Sharpes Rat, geradewegs auf die Stadt weiterzugehen, sondern die Neugier trieb ihn dazu, weiter nach Norden zu gehen, wo er sporadisches Musketenfeuer gehört hatte, dessen Quelle er erkunden wollte. Einige Plänkler der deutschen Legion des Königs sahen ihn. Sie waren Jäger, ausgerüstet mit Büchsen, und sie sahen die Pistole in Jens' Hand und schossen ihm drei Kugeln in die Brust.

Nichts lief gut. Aber Kopenhagen war umzingelt, die dänische Flotte war in der Falle, und Sharpe hatte überlebt.

General Castenschiold hatte den Befehl erhalten, der südlichen Flanke der britischen Kräfte, die Kopenhagen blockierten, das Leben schwer zu machen, und er war kein Mann, der einen solchen Befehl ignorierte. Er träumte vom Ruhm und fürchtete eine Niederlage, und seine Stimmungen schwankten zwischen Optimismus und tiefer Niedergeschlagenheit.

Der Kern seiner Truppe war eine Hand voll regulärer Soldaten, doch die meisten seiner vierzehntausend Männer waren von der Miliz. Ein paar davon waren gut ausgebildet und anständig bewaffnet, doch weitaus mehr waren Rekruten, einige trugen noch ihre Holzschuhe und die meisten hatten Waffen, die eher auf Bauernhöfe gehörten als auf Schlachtfelder. Sie waren Jungs vom Land oder aus den Dörfern um südlich Seeland.

»Sie sind enthusiastisch«, sagte der Adjutant dem General.

Das machte Castenschiold nur noch besorgter. Enthusiastische Männer würden ohne Kenntnis der Realitäten in die Schlacht stürmen, doch Pflicht und Patriotismus verlangten, dass er seine unangemessene Streitkraft nach Norden führte, um die britischen Truppen anzugreifen, die die Hauptstadt umzingelten, und er versuchte sich selbst zu überzeugen, dass eine reelle Chance der Überraschung bestand. Vielleicht konnte er so tief in das von Briten gehaltene Terrain vordringen, dass er die Belagerungsstützpunkte um Kopenhagen erreichen konnte, bevor die Rotröcke überhaupt etwas von seiner Anwesenheit wussten. In seinen geheimen und leicht schuldbewussten Träumen schlachtete er den Feind ab und warf ihn von seinen neu errichteten Batterien, doch in seinem Herzen war ihm klar, dass die Konfrontation nicht so glücklich enden würde. Aber es musste versucht werden, und er bemühte sich, seinen Pessimismus zu verbergen.

»Sind irgendwelche Feinde südlich von Roskilde?«, fragte er einen Adjutanten.

»Ein paar«, lautete die lässige Antwort.

»Wie viele? Wo?«, fragte Castenschiold scharf, während der Adjutant die Botschaften durchblätterte, die von loyalen Informanten geschickt worden waren. Diese Berichte besagten, dass feindliche Truppen, jedoch nicht viele, in Köge aufgetaucht waren. »Was ist ›nicht viele‹?«, fragte Castenschiold.

»Weniger als fünftausend Mann, Sir. Der Lehrer in Ejby sagt sechstausend, aber ich bin mir sicher, dass er übertreibt.«

»Lehrer sind für gewöhnlich verlässlich«, sagte Castenschiold. »Und wer führt diese Truppen?«

»Ein Mann namens ...«, der Adjutant verstummte, als er die Botschaft des Informanten suchte. Dann sprach er weiter: »Sir Arthur Wellesley.«

»Wer auch immer das sein mag«, sagte Castenschiold.

»Er kämpfte in Indien, Sir«, sagte der Adjutant. »Das meint jedenfalls der Lehrer. Anscheinend sind einige Offiziere in der Schule einquartiert, Sir, und sie sagten, Sir Arthur habe sich in Indien einen guten Ruf erworben.« Der Adjutant warf den sorgfältig geschriebenen Brief des Lehrers hin. »Ich bin mir sicher, dass es nicht schwer ist, die Inder zu schlagen, Sir.«

»So, Sie sind sich sicher?«, fragte Castenschiold sarkastisch. »Dann hoffen wir, dass dieser Sir Arthur uns unterschätzt wie Sie ihn.«

Castenschiolds Traum, die britischen Linien um Kopenhagen zu durchbrechen, starb schnell, denn selbst eine Hand voll britischer Soldaten reichte aus, um sein Nahen zu bemerken und ihre Kameraden zu warnen. Und wenn die fünf- oder sechstausend Mann unter dem Kommando eines erfahrenen Generals standen, dann bezweifelte Castenschiold, dass er überhaupt an ihnen vorbeikommen konnte. Aber es musste versucht werden, der Kronprinz hatte es befohlen, und so gab Castenschiold den Befehl, nach Norden zu marschieren.

Es war ein herrlicher Spätsommertag. Castenschiolds Truppe marschierte auf drei Straßen, und die Luft war von Staub erfüllt. Sie hatte eine Hand voll Feldgeschütze, die allesamt sehr alt waren. Der Captain, der die Batterie befehligte, war sich nicht sicher, ob ihre Rohre zu viel Feuern ertragen konnten. »Sie sind für feierliche Anlässe benutzt worden, Sir«, berichtete er dem General. »Zum Salutschießen beim Königsgeburtstag. Haben seit fünfzehn Jahren keine richtige Kugel abgefeuert.«

»Aber sie schießen noch gut genug?«, fragte Castenschiold.

»Das sollten sie, Sir«, hatte der Captain geantwortet, doch seine Stimme verriet Zweifel.

»Dann sorgen Sie dafür«, blaffte der General.

Das Vorhandensein der Geschütze gab seinen Männern Zuversicht, doch Castenschiold hätte lieber eine Batterie neuer Artillerie gehabt. Aber all die neuen Feldgeschütze waren in Holstein und warteten auf eine französische Invasion, die jetzt unwahrscheinlich zu sein schien. Warum sollten die Franzosen in Dänemark einmarschieren, wenn die Briten die Dänen zwangen, Frankreichs Verbündeter zu werden? Was hieß, dass die besten Truppen und Geschütze der dänischen Armee alle in Holstein festsaßen und die britische Marine sie vor der Insel Seeland blockierten. Was bedeutete, dass die Hoffnungen Dänemarks auf dem pedantischen General in mittlerem Alter ruhten, dem eine einzige alte Batterie, unzuverlässige Artillerie und vierzehntausend unzureichend ausgebildete Soldaten zur Verfügung standen. Dennoch wagte er es, vom Ruhm zu träumen.

Eine Schwadron Kavallerie trabte durch das Stoppelfeld. Die Reiter sahen prächtig aus, und das Gelächter der Männer war beruhigend. Voraus, am nördlichen Horizont, war eine kleine graue Wolke zu sehen. Castenschiold stellte

sich vor, dass dies der Rauch der großen Geschütze bei Kopenhagen waren, war sich jedoch dessen nicht sicher.

Castenschiolds Hoffnungen stiegen am Nachmittag, als seine Kavalleriepatrouillen meldeten, dass sich die britischen Truppen unter Sir Arthur Wellesley aus Köge zurückgezogen hatten. Niemand wusste, warum. Sie waren gekommen, für eine Nacht geblieben und dann wieder abmarschiert, und die Straße nach Kopenhagen war offensichtlich frei. Castenschiolds Traum, in den weichen Bauch der britischen Truppen zu stoßen, lebte wieder auf und wurde noch stärker, als seine kleine Armee am Abend Köge erreichte und feststellte, das die Berichte der Kavallerie stimmten. Die Briten waren fort, und die Straße war tatsächlich frei. Der Kommandeur der lokalen Miliz, ein energischer Händler, hatte die Zeit seit dem Abmarsch der Briten genutzt, um Schützengräben rings um den kleinen Ort graben zu lassen. »Wenn sie zurückkommen, Sir, dann werden wir sie gehörig beharken!«

»Haben Sie Beweise dafür, dass sie zurückkommen werden?«, fragte Castenschiold. Er fragte sich, warum sonst der Händler solche beeindruckenden Gräben hatte ausheben lassen.

»Ich hoffe, dass sie zurückkommen! Dann werden wir sie beharken!« Der Händler berichtete, dass er nur drei britische Regimenter gesehen hatte, zwei mit roten Röcken und eins mit grünen. »Kaum mehr als zweitausend Mann, schätze ich.«

»Kanonen?«

»Sie hatten einige, aber die haben wir jetzt auch.« Der Händler blickte strahlend auf die dänischen Geschütze, die in den Ort trudelten.

Castenschiolds Männer biwakierten in dieser Nacht bei Köge. Es gab Berichte von Reitern auf den Feldern im Westen, doch als der General den Platz erreichte, wo man die fremden Reiter gesehen hatte, waren sie verschwunden.

»Waren sie in Uniform?«, fragte er, doch keiner wusste das. Vielleicht waren es Männer aus der Umgebung.

Castenschiold befürchtete, dass es eine feindliche Patrouille gewesen war, doch die Posten sahen keine weiteren solcher Reiter. Die meisten Männer von Castenschiolds Armee kampierten auf den Feldern, wo ein Bach zwischen Waldstücken und Stoppelfeldern verlief, während die glücklicheren Soldaten ein Quartier im Ort fanden. Der General selbst war im Pfarrhaus hinter der St.-Nikolaus-Kirche einquartiert, wo er seinem Gastgeber versicherte, dass alles gut werden würde.

»Gott wird uns nicht verlassen«, sagte Castenschiold, und sein Optimismus schien berechtigt, denn gegen Mitternacht wurde er von der Rückkehr einer Kavalleriepatrouille geweckt, die bis Roskilde geritten war und festgestellt hatte, dass die Garnison der Stadt intakt war. Der General entschloss sich, am Morgen eine Botschaft nach Roskilde zu schicken und zu bitten, dass die Verteidiger ostwärts nach Kopenhagen marschierten. Das würde die Briten vielleicht ablenken, während er die freie Küstenstraße hinaufstürmte. Er vergaß die vagen Berichte von unidentifizierten Reitern im Morgengrauen, weil sein Traum Gestalt annahm.

Das Frühstück des Generals aus kalten Heringen, Käse und Brot wurde vor dem Morgengrauen eingenommen. Die Armee bereitete sich auf den Marsch vor. Einer der Miliz-Obersten kam zum Pfarrhaus mit einem traurigen Bericht, dass seinen Männern Munition von falschem Kaliber ausgegeben worden war. »Sie wird passen«, sagte der Oberst, »aber die Kugeln rasseln in den Rohren. Zu viel Einfluss des Windes auf die Abweichung eines Geschosses, nennt man das, glaube ich.« Der Oberst war ein Käsehersteller aus Vordingborg und noch unentschlossen, ob er die Amateure mit Holzschuhen, die sich Soldaten nannten, gegen britische Reguläre führen wollte.

Castenschiold befahl einem Adjutanten, eine Lösung für das Problem zu finden, dann schnallte er seine Säbelscheide um und lauschte den Seemöwen, die am langen Strand kreischten. Heute, dachte er, entscheidet sich, ob ich berühmt werde oder nicht. Heute musste er seine Männer über die lange Küstenstraße marschieren lassen, immer flankiert von der See und der Bedrohung durch die britische Marine, und er musste hoffen, tief in die feindlichen Truppen zu stoßen, welche die Hauptstadt umzingelt hatten.

»Hammer und Nägel«, sagte er zu einem Adjutanten.

»Hammer und Nägel, Sir?«

»Natürlich, um die britischen Geschütze zu vernageln«, blaffte Castenschiold und fragte sich, ob er in der Armee alles selbst machen musste. »Weiche Nägel, wenn Sie welche finden können. Und durchsuchen Sie die Stadt nach Äxten, um die Radspeichen der Munitionswagen zu zerstören«, fügte er hastig hinzu, bevor der Adjutant fragen konnte, warum er Äxte haben wollte.

»Haben Sie Zeit für Gebete?«, fragte der Pastor.

»Gebete?« Castenschiold hatte sich gefragt, ob das Wasser an der Küste tief genug war, um den großen britischen Schiffen zu erlauben, nahe ans Ufer heranzukommen, um ihre schreckliche Breitseite gegen die Straße einzusetzen.

»Sie wären äußerst willkommen bei unseren Familiengebeten«, erklärte der Pastor.

»Ich muss aufbrechen«, sagte Castenschiold hastig. »Aber beten Sie nur für uns, beten Sie.« Er stieg auf sein Pferd und ritt, gefolgt von einem halben Dutzend Adjutanten, nordwärts in den sich lichtenden Nebel. Die Dämmerung zeigte sich soeben über der östlichen See, als er den nördlichen Rand seines Feldlagers erreichte. Er rief seine Einheitsführer zusammen. »Ich möchte heute Ihre Männer auf jeder Flanke«, sagte er zu den beiden Kavallerie-Offizieren. »Schieben Sie Patrouillen vor, aber halten Sie den Großteil Ihrer Leute in der Nähe. Und heute wird es keinen

Stopp geben. Fassen Sie Proviant, wenn Sie ihn brauchen, und sagen Sie Ihren Männern, dass sie Essen in ihren Satteltaschen mitnehmen. Beeilung, meine Herren, Schnelligkeit ist wichtig. Wir müssen den Feind erreichen, bevor er weiß, dass wir kommen!«

Er sprach mit seinen Offizieren auf einer flachen Hügelkuppe. Zu seiner Rechten, überraschend nahe, erstreckte sich der lange Strand, und vor ihm führte die Straße nach Kopenhagen zwischen weiten Feldern hindurch, die zu einem Gewirr von Hecken und Bäumen hin abfiel. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, aber in der Ferne, als Silhouette vor dem helleren Streifen im Osten, konnte er ein Schiff der Briten sehen.

»Die reguläre Infanterie wird den Marsch anführen«, befahl Castenschiold, »dann kommt die Artillerie und danach die Miliz. Ich will am Mittag kämpfen!«

Am Mittag, das sollte nahe bei Kopenhagen sein. Er plante, seine Kavallerie und reguläre Infanterie gegen alle Rotröcke, die ihm Widerstand leisteten, einzusetzen und seine Miliz zwischen den Batterien. Sie würde die Geschütze vernageln, die Radspeichen der Munitionswagen in Stücke hauen und die Pulverladungen verbrennen. Er sah es jetzt vor seinem geistigen Auge, sah den Rauch, der von den zerstörten Batterien aufstieg, sah sich als Held.

»Also, meine Herren! Machen wir uns bereit! Wir marschieren in einer halben Stunde!« Er wies dramatisch nach Norden, eine Geste, die zu seinen großen Ambitionen passte. Einige der Offiziere blickten in die Richtung, in die er wies, und sahen, wo die Straße zwischen einigen Bäumen verschwand, Bewegung im Schatten. Castenschiold sah es auch und dachte im ersten Moment, es sei ein Tier, vielleicht eine Kuh, doch dann erkannte er, dass es ein Reiter war. »Wer hat Patrouillen ausgeschickt?«, wollte er wissen.

»Das ist keine von uns, Sir«, antwortete ein Kavallerist.

Jetzt waren sechs Reiter auf der Straße. Sie hatten angehalten, vielleicht weil sie das schwache Glühen der dänischen Lagerfeuer auf dem Hügel gesehen hatten, wo Castenschiold mit seinen Männern gesprochen hatte.

Der General nahm sein Fernrohr aus der Satteltasche. Das Licht war immer noch schlecht, und so saß er ab und befahl einem Adjutanten, sich vor ihn zu stellen, damit er das Fernrohr auf seiner Schulter auflegen konnte.

Kavalleristen. Er konnte Säbelscheiden sehen. Die Männer waren keine Dänen, ihre Kopfbedeckungen hatten die falsche Form.

Er richtete das Fernrohr über die Kavalleristen hinweg zu der Stelle, an der die Straße neben dem fernen Strand anstieg. Eine Zeitlang konnte er nur Grau und Schwarz sehen, Nebel und Schatten, dann wurde das Licht der aufgehenden Sonne heller, und er sah Männer, die marschierten. Was sich da bewegte, war eine Masse von Männern, Kolonnen von Männern, die auf seinem Traum herumtrampelten. Er schob das Fernrohr zusammen.

»Wir bleiben hier«, sagte er ruhig.

»Sir?« Einer der Adjutanten glaubte, sich verhört zu haben.

»Reguläre Infanterie hierher«, sagte Castenschiold und wies auf den flachen Hügelkamm, der die Straße beherrschte. »Dragoner auf den Strand, Leichte Dragoner auf die linke Flanke. Die Miliz wird eine Reserve zwischen hier und der Stadt bilden, Artillerie gleich hierhin, auf die Straße.« Er sprach entschlossen, denn er wusste, dass jedes Anzeichen auf Unsicherheit die Moral seiner Männer zerstören würde.

Denn die Briten kamen. Es würde kein Angriff auf die Belagerungswerke bei Kopenhagen geben, sondern das Schicksal hatte entschieden, dass General Castenschiold vor Köge kämpfen musste. So sollen sie uns hier angreifen, sagte sich Castenschiold. Es war keine schlechte Position. Seine regulären Soldaten beherrschten die Straße, seine

rechte Flanke war durch die See gesichert und die neu ausgehobenen Schützengräben waren hinter ihm, falls er sich zurückziehen musste.

Die sechs feindlichen Kavalleriespäher waren verschwunden, trugen die Nachricht der dänischen Anwesenheit zu den vorrückenden Briten. Die Sonne erblühte am Horizont und überzog die gekräuselte See mit goldenem Schein. Es wird ein wunderschöner Tag werden, dachte Castenschiold, ein herrlicher Tag zum Töten. Seine Gedanken wurden durch die Ankunft eines kleinen Karrens aus Köge unterbrochen. Der Karren wurde von einem zottigen Pony gezogen und begleitet von einem heiteren Adjutanten. »Hammer und Nägel, Sir«, meldete er. »Und dreiundvierzig Äxte.«

»Zurückbringen«, sagte Castenschiold, »bringen Sie alles einfach zurück.«

»Sir?«

»Zurückbringen!«, schrie der General. Denn der Traum war gestorben. Castenschiold zog das Fernrohr wieder auseinander und spähte hindurch. Er sah die feindliche Infanterie aus dem Wald kommen. Einige Männer trugen rote Röcke, einige grüne. Grün? Er hatte nie von grünen Uniformröcken bei der britischen Infanterie gehört. Der Feind schien darauf zu warten, dass seine Geschütze eintrafen, und einen Augenblick war Castenschiold versucht, ihn anzugreifen. Er war den Briten zahlenmäßig überlegen, und er spielte mit dem Gedanken, seine Männer hinunterstürmen und angreifen zu lassen, doch dann widerstand er der Versuchung. Unerfahrene Soldaten kämpften besser, wenn sie eine Position verteidigten. So würde er den zahlenmäßig unterlegenen Feind den langen Hügel in die Reichweite seiner Geschütze hinaufklettern lassen, und vielleicht gelang es ihm - selbst wenn er Kopenhagens Belagerung nicht verhinderte -, Dänemark einen Sieg zu schenken.

Die dänischen Geschütze waren abgeprotzt, die Flagge war gehisst und die Infanterie formierte sich zu einer Linie.

Castenschiolds Männer waren zum Kampf bereit.

»Was, zum Teufel, machen Sie hier?«, fragte Captain Warren Dunnett den Quartiermeister des Bataillons. Er hatte den Mann noch nie gemocht. Er stammte aus den Mannschaften und überschätzte nach Dunnetts Meinung seine Kompetenz und - schlimmer noch - hatte in Indien gedient und glaubte deshalb, etwas vom Soldatentum zu verstehen.

»Der Colonel hat mich geschickt. Er sagte, es fehle Ihnen an einem Lieutenant.«

»Und wo, zum Teufel, sind Sie gewesen?« Captain Dunnett beugte sich zu dem Taschenspiegel, den er am Zaunpfosten befestigt hatte. Er schabte mit dem Rasiermesser über sein Kinn und achtete sorgfältig darauf, nichts von seinem Schnurrbart wegzurasieren. »Ich habe Sie seit Wochen nicht gesehen.«

»Ich war zu einem Sonderkommando abkommandiert, Sir.«

»Sonderkommando?«, fragte Dunnett eisig. »Was, zum Teufel, war das?«

»Ich habe für General Baird gearbeitet.«

Und was würde Sir David Baird von einem Mann wie Sharpe wollen?, dachte der Captain. Er verzichtete darauf, danach zu fragen. »Bleiben Sie uns nur aus dem Weg«, sagte er mürrisch. Er schüttelte Wasser von seinem Rasiermesser und fuhr sich mit der Hand übers Kinn. Verdammter Quartiermeister, dachte er.

Die Schützen schlugen aus einem Waldstück Holz und machten kleine Feuer, sodass sie ihren Tee aufbrühen konnten. Die Grünröcke waren an Hecken und Zäunen verstreut, die sich auf jeder Seite der Straße erstreckten. Hinter ihnen, auf Feldern, warteten zwei Bataillone Rotröcke. Dann und wann kam ein Offizier dieser Bataillone zu den Schützen und starrten den flachen Hang hinauf, wo sich

eine dänische Armee auf der Hügelkuppe befand. Die feindliche Flagge, ein weißes Kreuz auf rotem Feld, bewegte sich leicht im schwachen Wind, der den Geruch vom Meer mitbrachte. Da waren blau berockte Kavallerie auf beiden Seiten der dänischen Flanken und eine Batterie von Feldgeschützen in ihrer Mitte. Männer stellten Schätzungen über die Stärke des Feindes an. Die meisten nahmen an, dass zwölftausend Dänen auf dem Hügel waren, während die Briten etwa dreitausend zählten, und die meisten Rot- und Grünröcke waren glücklich über dieses Zahlenverhältnis.

»Worauf warten wir noch?«, grollte ein Mann.

»Wir warten, Hawkins, weil General Linsingen um ihre Flanke marschiert«, entgegnete Captain Dunnett.

Das war jedenfalls der Plan. General Wellesley würde den Feind festnageln, und während der Feind mit seinem Angriff rechnete, würde Linsingen von der Deutschen Legion hinter ihren Rücken marschieren und ihn in die Zange nehmen, vorausgesetzt, dass keine Brücke zusammengebrochen war, Linsingens Männer noch drei Meilen entfernt auf der falschen Seite eines Baches waren und folglich niemand wusste, dass der Plan bereits gescheitert war.

Eine Serie von dumpfen Schüssen kündigte die Ankunft einer Batterie britischer Neunpfünder an, die auf der Straße abgeprotzt waren.

»Feuer aus!«, blaffte ein Offizier der Kanoniere, und die Männer duckten sich um die kleinen Lagerfeuer. Er war beunruhigt, weil er im Begriff gewesen war, Pulverbeutel neben den Geschützen zu stapeln.

»Verdammte Pioniere!«, maulte ein Schütze.

Ein Captain vom 43. Regiment, mit geröteten Augen und blass, bat eine Gruppe von Schützen um einen Becher Tee. Das 43. war ein walisisches Regiment, das mit den Grünröcken in den Shorncliff-Kasernen ausgebildet worden war, und die beiden Bataillone waren befreundet.

»Ich gebe euch Jungs einen Rat«, sagte der Captain.

»Sir?«

»Meidet den Aquavit. Rührt den Schnaps nicht an. Der Teufel brennt ihn, und die Dänen saufen ihn. Gott weiß, wie sie ihn vertragen. Er sieht aus wie Wasser, aber der Schein trügt.«

Die Schützen grinsten. Der Captain zuckte zusammen, als ein Mann mit Schottenrock seinen Dudelsack aufblies, um ihm bald darauf eine Folge von Schreien und Quietschen zu entlocken. »O Gott«, stöhnte der Captain. »Nicht das, lieber Gott, verschone mich!«

Sharpe hörte den Dudelsack und erinnerte sich an Indien, an ein staubiges Schlachtfeld voller Männer, Pferde und Geschütze, wo die Hochländer den Feind vernichtet geschlagen hatten.

»Ich weiß nicht, ob diese Geräusche den Dänen Angst machen«, sagte eine Stimme hinter ihm, »aber mir jagen sie höllische Angst ein.«

Sharpe drehte sich um und sah, dass Sir Arthur Wellesley den Feind durch sein Fernrohr betrachtete. Der General saß auf seinem Pferd und hatte Sharpe nicht angesprochen, sondern mit zwei Adjutanten geredet. Wellesley schwenkte das Fernrohr nach links und rechts, schob es dann zusammen, blickte auf und sah einen Schützenoffizier. Ein Ausdruck von Überraschung und zugleich Verlegenheit zeigte sich auf seinem Gesicht.

»Mister Sharpe«, sagte er, denn jetzt musste er Sharpes Anwesenheit zur Kenntnis nehmen.

»Sir.«

»Sie sind immer noch bei uns?«

Sharpe erwiderte nichts. Er hatte den General seit drei Jahren, seit Indien, nicht mehr gesehen, und er bemerkte nicht dessen Verlegenheit, denn er war sich Wellesleys Missbilligung zu sehr bewusst. Grace war eine Cousine Wellesleys gewesen, eine sehr entfernte Cousine, doch die Feindseligkeit ihrer Familie hatte sich sehr weit ausgebreitet,

und Sharpe war sich sicher, dass Sir Arthur sie geteilt haben musste.

»Es gefällt Ihnen bei den Schützen, nicht wahr, Sharpe?«, fragte Wellesley. Er blickte die Straße hinauf, während er sprach.

»Jawohl, Sir.«

»Das dachte ich mir«, sagte Wellesley. »Und wir werden heute sehen, wie nützlich Ihre neuen Waffen sind, wie?« Der General hatte, wie die meisten Offiziere in der britischen Armee, noch nie die Büchsen mit gezogenem Lauf im Einsatz gesehen. »Wo, zum Teufel, ist Linsingen? Nicht mal eine verdammte Botschaft!« Er spähte durch das Fernrohr zu den Dänen. »Würden Sie sagen, Sie bereiten sich auf einen Marsch vor?« Er stellte die Frage seinen Adjutanten, und einer von ihnen sagte, er glaube einen Bagagewagen hinter dem feindlichen Geschützen zu sehen. »Dann werden wir verdammt ohne Linsingen auskommen müssen. Zu Ihren Regimentern, Gentlemen.« Er sprach zu den Infanterie-Offizieren im roten Rock, die sich bei den Geschützen versammelt hatten. »Guten Tag, Sharpe!« Er zog sein Pferd herum und ritt davon.

»Sie kennen ihn gut, wie?« Captain Dunnett war neidisch, weil der General mit Sharpe gesprochen hatte, und konnte sich die Frage nicht verkneifen.

»Ja«, sagte Sharpe knapp.

Zum Teufel mit dir, dachte Dunnett, während Sharpe daran dachte, dass er den General eigentlich überhaupt nicht kannte. Er hatte oft genug mit ihm gesprochen, hatte ihm einmal das Leben gerettet und als Belohnung dafür das Fernrohr erhalten, aber er kannte ihn nicht. Da war etwas zu Kaltes und Furchterregendes an Sir Arthur, doch Sharpe war trotzdem froh, dass der Mann heute das Kommando hatte. Wellesley war gut, so einfach war das, einfach gut.

»Bleiben Sie zur Rechten«, befahl Dunnett Sharpe, »mit Sergeant Filmer.«

»Jawohl, Sir.«

Dunnett hätte gern gewusst, warum Sharpe ein Gewehr trug, doch er verzichtete darauf, zu fragen. Der Mann fühlt sich immer noch in den Mannschaften, dachte er.

Sharpe, als Offizier, hätte kein Gewehr zu tragen brauchen, doch er mochte die Baker-Büchse, und so hatte er eine aus dem kleinen Waffenschrank vom Sanitätsoffizier des Regiments genommen, das einem seiner Patienten gehörte. Die Büchse war viel handlicher als eine Muskete, treffgenauer und von brutaler Wirksamkeit, weshalb Sharpe sie schätzte.

Sergeant Filmer nickte Sharpe grüßend zu. »Schön, dass Sie wieder zurück sind, Sir.«

»Captain Dunnett hat mich geschickt, damit ich mich um Sie kümmere.«

Filmer grinste. »Sie werden uns Tee machen, wie? Und uns zu Bett bringen?«

»Nein, nur einen Spaziergang mit Ihnen machen, Lofty. Nur den Hügel rauf.«

Filmer blickte zu dem fernen Feind. »Taugen die was?«

»Wer weiß? Die Miliz nicht, aber die Jungs dort scheinen von der regulären Truppe zu sein.«

»Na, das finden wir schnell genug heraus«, sagte Filmer. Der Mann mit dem Spitznamen Lofty war klein und im Regiment als sehr fähig bekannt. Er schabte den Kolben einer Tonpfeife aus, dann zog er aus seiner Tasche Honiggebäck hervor und bot Sharpe ein Stück davon an. »Frisch, Sir. Habe das in einem Haus im letzten Dorf gefunden.«

Sharpe ließ es sich schmecken. »Man wird dich hängen, wenn man dich erwischt, Lofty.«

»Sie haben gestern ein paar Jungs aufgehängt, nicht wahr? Die dummen Kerle haben sich erwischen lassen.« Er spuckte ins Gras. »Stimmt es, dass es gleich hinter dem Horizont eine Stadt gibt, Sir?«

»Ja, die heißt, glaube ich, Köge«, sagte Sharpe und dachte, dass er bei seiner Flucht vor Lavisser in der Nähe dieser Stadt gewesen sein musste.

»Verdammt blöde Namen gibt es hier, Sir.« Filmer überprüfte seine Büchse. »Hab's etwas eingeölt, weil ich annehme, dass es hier bei der See ein bisschen feucht wird.« Er blickte zu seinen Männern. »Schlaft nicht ein, ihr blöden Penner, es gibt gleich Arbeit für euch.«

Die Artilleristen hatten ihre Geschütze geladen und standen jetzt zum Feuern bereit, während sich das 92. beim Strand zu einer Linie formierte. Das 43., dicht hinter Sharpe, tat das Gleiche. Zwei Regimenter von Rotröcken und eines von Grünröcken. Es war eine kleine Streitmacht, viel kleiner als die des Feindes, aber Sharpe wusste, was diese regulären Soldaten schaffen konnten, und er hatte Mitleid mit den Dänen. Er schaute auf ihr weißes Kreuz auf rotem Feld. Wir sollten nicht gegen die Dänen kämpfen, sondern gegen die Franzosen, dachte er. Dann kam ihm Astrid in den Sinn, und er fühlte sich schuldig wegen Grace.

»Wir werden sehen, ob jetzt alles klappt, Sir«, sagte Filmer.

»Das werden wir«, stimmte Sharpe zu. Sie würden sehen, ob sich die Monate harter Ausbildung in Shorncliffe gelohnt hatten.

Die Armee hatte immer Plänkler gehabt, Männer, die den starren Formationen vorauseilten, um den wartenden Feind zu verunsichern und zu schwächen, doch jetzt beschäftigte die Armee Schützen, um diese Plänkler tödlicher zu machen. Es gab viele, die dieses Experiment für Zeit- und Geldverschwendung hielten, denn Büchsen waren viel schwerer zu laden als die Musketen mit glattem Lauf, und so konnte ein Schütze mit der Büchse nur einen Schuss abfeuern, statt drei oder sogar vier Schüsse mit einer Muskete. Die Skeptiker behaupteten, die Schützen würden abgeschlachtet werden, während sie ihre teuren Büchsen nachluden, aber diese Waffen konnten auf die viermal

größere Distanz als die Musketen töten. Es war Präzision gegen Quantität.

Beide Armeen warteten. Zwei Regimenter Rotröcke waren in Linie, die Waffen schussbereit, und bei den Dänen waren keine Anzeichen auf Rückzug zu erkennen.

Captain Dunnett ging an seiner Linie nach rechts. »Sie wissen, was zu tun ist, Lofty.«

»Wir machen sie fertig, Sir«, sagte Filmer.

»Haltet die Köpfe unten!«, rief Dunnett seinen Männern zu. »Und zielt genau!« Er wollte noch weitere Anweisungen geben, die er als Ermunterung verstand, doch in diesem Moment ertönte eine schrille Pfeife. »Vorwärts!«, brüllte Dunnett.

Die Grünröcke waren direkt vor der britischen Front ausgebreitet, sodass beide Bataillone den Vorteil durch ihre Büchsen nutzen konnten. Sie gingen vor, und Filmers Männer traten einen niedrigen Zaun nieder, der eine Wiese von einem Feld trennte, auf dem geerntetes Getreide aufgestapelt war. Die Leichten Kompanien des 43. und 92. Regiments rückten mit den Schützen vor. Die Plänkler blieben von der Straße fern, denn dorthin würden die Geschütze feuern.

Sharpe stieg den sanften Hang hinauf und sah die dänischen Plänkler vorrücken. Dies waren reguläre Soldaten, keine Miliz, und ihr weißen Kreuzgurte hoben sich von den hellblauen Röcken ab. Die Dänen breiteten sich an der Seite des Hügels aus und erwarteten, dass die britischen Plänkler in Reichweite kamen.

»Verdammte Stiefel«, sagte Sergeant Filmer zu Sharpe. Die Sohle seines rechten Stiefels hatte sich gelockert und verrutschte. »Es war ein neues Paar.«

Ein schriller Pfeifton ließ die Plänkler halten. Sie waren hundert Schritte vorgerückt, und jetzt knieten sie sich zwischen dem aufgestapelten Weizen nieder. Sie waren weit außer der Reichweite der Musketen, aber gut in der

tödlichen Distanz für Büchsen. Sharpe beobachtete, wie ein dänischer Offizier seinen Hut festhielt, als er den Hang hinabrannte.

»Sie haben nicht genug Plänkler«, sagte er.

»Wir machen sie fertig, Sir.« Filmer riss die Sohle von seinem Stiefel ab und schob sie in die Tasche. Er blickte den Hang hinauf und spannte seine Büchse.

Die britischen Geschütze feuerten.

Es hatte den Anschein gehabt, dass beide Armeen den Atem angehalten hatten. Jetzt wirbelte der Rauch und schwoll über der Straße an, als die Kanonenkugeln den Hügel hinauf kreischten. Die Kanoniere reinigten bereits die Rohre mit dem Schwamm, als Sharpe etwas Schwarzes im Bogen am Himmel, dicht über der dänischen Flagge, fliegen sah, dann hörte er den Pfeifton wieder.

»Gut, Jungs«, rief Filmer, »jetzt zeigt es den Bastarden!«

Die Grünröcke überraschten die Dänen. Die feindlichen Plänkler hatten darauf gewartet, dass die Briten in Schussweite vorrücken würden, doch plötzlich flog ihnen ein Kugelhagel entgegen.

»Zielt auf die Offiziere!«, brüllte Filmer. »Nicht zu hastig, zielt sorgfältig!«

Die Schützen wussten genau, was Sie tun mussten. Sie kämpften paarweise. Ein Mann zielte und feuerte, dann gab der andere Feuerschutz, während der andere nachlud. Die dänischen Plänkler hatten sich von ihrer Überraschung erholt und kamen den Hügelhang herab, um in Musketenreichweite zu gelangen, doch sie waren zu wenige, und je näher sie herankamen, desto schneller wurden sie getroffen. Die Büchsen, im Gegensatz zu den Musketen mit glattem Lauf, hatten Visiere, und viele der Schützen trugen Abzeichen, die sie als erfahrene Scharfschützen auswiesen. Sie zielten, feuerten und töteten, und die Dänen wurden auf eine Distanz getroffen, die bisher keiner für tödlich gehalten hatte.

Filmer schaute fasziniert zu und murmelte: »Gut, Jungs, ihr seid prima.« Die Plänkler im roten Rock feuerten jetzt wieder, aber es waren die Büchsen, die den Schaden anrichteten.

»Es klappt, Lofty!«, rief Sharpe.

»Und wie, Sir!«, antwortete Filmer heiter.

Der feindliche Offizier, der seinen Hut festgehalten hatte, lag jetzt am Boden. Ein Mann lief zu ihm und wurde von zwei Kugeln getroffen. Die Schützen riefen einander die Ziele zu. »Siehst du den dicken Scheißer, der sich dahinschleppt?«

Sharpe war von dem Lärm sonderbar überrascht. Er war in viel größeren Schlachten gewesen, doch keine war so laut gewesen wie diese. Das ohrenbetäubende Donnern der Feldgeschütze wurde vom Peitschen der Büchsen und Krachen der Musketen überlagert. Und das waren nur die Plänkler. Keines der Bataillone hatte bis jetzt mehr als eine Salve gefeuert, doch Sharpe musste schreien, um sich bei Filmer verständlich zu machen. Er wusste, dass er mit den Dänen sympathisierte. Die meisten von ihnen, die überwältigende Mehrheit, hatte nie in einer Schlacht gekämpft, und der Lärm war ein Angriff auf ihre Sinne. Es war ein Hämmern und Hallen, scheinbar unendlich, Krachen und Rauch, und dazwischen klangen die Schreie der Sterbenden und Verwundeten wie ein Diskant. Die Kanonenkugeln rissen große Klumpen Erde aus der Hügelkuppe, zerschmetterten eine dänische Kanone und ließen den Kopf eines Mannes in einem Blutschwall explodieren.

Die Schützen stürmten von Erntehaufen zu Erntehaufen vorwärts. Kleine Feuer hatten sich in den Stoppeln entzündet. Die Plänkler mit den roten Röcken fügten ihr Feuer hinzu, doch es war gar nicht nötig. Die Büchsen gewannen, und die dänischen leichten Truppen wurden in ihre Linie zurückgetrieben.

»Vorwärts!«, brüllte Filmer.

»Zwei Mann nach rechts!«, schrie Sharpe.

»Schon gesehen! Maddox! Hart! Erwischt diese Bastarde!«

Die Lafetten der britischen Feldgeschütze rissen beim Rückstoß Furchen in die Straße. Der Rauch verdichtete sich, bis die Kanoniere blind feuerten, doch immer noch trafen sie. Die Grünröcke konnten jetzt auf die dänische Linie schießen. Sie hielten nach Offizieren Ausschau, wie sie es gelernt hatten, zielten und töteten und suchten ein neues Ziel.

Die dänischen Reihen waren auf die fernen Feuersalven nicht vorbereitet. Dann, im Höllenlärm, nahm Sharpe das schrille Spiel der Dudelsäcke wahr und sah, dass das 92. Regiment auf dem langen Hang vorrückte. Die britischen Geschütze hämmerten noch auf die Mitte der feindlichen Linie. Die dänischen Geschütze blieben stumm, doch jetzt zeigte sich eine große Rauchwolke auf der Hügelkuppe. Ein Munitionswagen war explodiert.

»Weiter! Weiter!«, rief Dunnett. »Näher ran!« Das 43. Regiment rückte jetzt vor. Die Waliser und die Hochländer marschierten den Hang hinauf und würden in Schussweite halten, um eine Salve zu feuern und dann die Bajonette aufzupflanzen.

»Tötet sie!«, brüllte Dunnett. »Ich will ihre Offiziere tot sehen!«

Ein reiterloses Pferd, vermutlich eines der Offiziere, galoppierte an der Front der dänischen Blauröcke entlang. Männer wurden von den feindlichen Reihen durch Gewehrfeuer zurückgeworfen, und die Sergeants schoben Männer in die entstandenen Lücken, um die Reihen zu schließen. Die Schützen mit den Büchsen machten ihre Sache gut. Gott, dachte Sharpe, aber es ist Mord. Seine Büchse war geladen, aber er hatte nicht damit geschossen.

»Die Franzosen können kommen, Sir«, sagte Filmer. »Kommt schon, ihr verdammten Franzmänner!«

Wellesley befahl seine Kavallerie vorwärts auf die linke Flanke am Strand. Es waren die deutschen Husaren, und sie strömten aus den Dünen und verursachten eine Staubfahne, in der die gezogenen Säbel blitzten, und ihr Anblick musste die Dänen überzeugt haben, dass die Position verloren war, denn lange bevor die vorrückenden Bataillone in Schussweite kamen, begannen sie sich von der Hügelkuppe zurückzuziehen. Das Feuern erstarb, als die Ziele verschwunden waren. Es gab viele Gefallene auf dem Schlachtfeld, aber nur ein Grünrock war darunter.

»Holen Sie seine Stiefel«, befahl Filmer einem Mann. »Es war der schreckliche Hopkins«, sagte er zu Sharpe, »den hat ein Kopfschuss erwischt.«

»Vorwärts! Vorwärts!« Wellesleys erhobene Stimme klang scharf.

Die Kanoniere protzten wieder auf. Die deutschen Husaren waren zur Mitte der Linie zurückgekehrt, allein ihre Anwesenheit hatte gereicht, um den Feind zu verjagen. Die Schotten mit den Kilts waren bereits auf der Hügelkuppe, und die Schützen rechts der Straße rannten zur Horizontlinie und sahen Köge vor sich. Niedrige Dächer, Schornsteine, Kirchtürme und eine Mühle. Es hätte eine Kleinstadt in der Heimat sein können, wenn die Dächer nicht so rot gewesen wären, aber was Sharpe sah, waren die Schützengräben, die das Feld an Köges Rand wie Narben durchzogen. Die Dänen waren nicht einfach fortgerannt, sie hatten sich in die Gräben zurückgezogen. Die britische Infanterie eilte weiter, doch dänische Kavallerie jagte plötzlich heran und bedrohte die rechte Flanke von Wellesleys Linie.

Es gab Lärm von Horn- und Pfeifsignalen. Das 43. Regiment stoppte. Es formierte sich nicht zum Karree, obwohl die Männer den Befehl erwartet hatten. Die Schützen, anfällig für einen Kavallerieangriff, eilten zurück in den Schutz der walisischen Musketen, doch in diesem Augenblick tauchten

die deutschen Husaren wieder auf, diesmal an der binnenländischen Flanke, und die dänischen Reiter, in der Minderheit, stoppten ihr Vorrücken. Sharpe, die Büchse gespannt und bereit, dem Kavallerieangriff entgegenzutreten, erkannte, dass Sir Arthur Wellesley das dänische Manöver erwartet und seine Reiter bereitgehalten hatte.

Das Spiel der Dudelsäcke setzte wieder ein, und Sharpe sah, dass das 92. Regiment geradewegs zu den Schützengräben geschickt wurde. Es wartete nicht mal auf die Artillerie, sondern marschierte zu den Schlägen der Trommeln und der schrillen Musik ihrer Dudelsäcke einfach los.

»Heidnische Bastarde«, sagte Filmer in bewunderndem Tonfall.

Sharpe erinnerte sich an Assaye, als die Schotten aus dem Hochland stoisch ins Herz des Feindes marschiert waren. Er nahm an, dass die Dänen bei ihrem schnellen Rückzug von der Hügelkuppe beunruhigt waren. Und jetzt erfolgte ein unverschämter Angriff auf sie, der vor Selbstvertrauen strotzte. Sie konnten die britische Artillerie abprotzen sehen und wussten, dass sich das zweite Rotrock-Bataillon darauf vorbereitete, dem ersten zu folgen. Nach aller Wahrscheinlichkeit war es gar nicht nötig, denn da war etwas völlig Unbesiegbares an den Hochländern. Sie wirkten riesig mit ihren schwarzen Federmützen, als sie im Winkel auf die Schützengräben zu marschierten. Die Verteidiger waren ihnen zahlenmäßig weit überlegen, doch die Schützengräben waren zu hastig ausgehoben worden, und die Schotten griffen in einem so spitzen Winkel an, dass ihr massiertes Musketenfeuer einen kleinen Teil des Grabens mit Feuer eindecken konnte. Die Männer weiter entfernt in den Gräben waren zu weit fort, um helfen zu können.

»Es bleibt ihnen nur die Flucht«, sagte Sharpe.

»Meinen Sie?« Filmer war sich dessen nicht so sicher.

»Eine Salve und das Bajonett«, sagte Sharpe, »dann verpissen sich die Scheißer.«

Die Dänen eröffneten das Feuer. Sie hatten ihre Artillerie verloren, aber ihr Musketenfeuer war heftig. »Aufschließen! Aufschließen!«, hörte Sharpe die vertraute Litanei der Schlacht. »Aufschließen!« Die Schotten schienen das Feuer zu ignorieren, sondern marschierten weiter auf die Gräben zu. Ein paar Leichen lagen hinter dem Bataillon. Gelbe Fahnen flatterten von den Dudelsäcken.

»Halt!« Das 92. Regiment stoppte schlagartig.

»Gewehr - anlegen!« Es hatte den Anschein, als drehten sich alle Männer ein wenig nach rechts, als sie die Musketen an ihre Schultern nahmen.

»Feuer!« Eine Salve. Faulig stinkender Rauch.

»Bajonette - aufpflanzen!«

Es herrschte eine sonderbare Stille, in der Sharpe das Klicken von Bajonetten hören konnte, die an rauchenden Mündungen befestigt wurden.

»Vorwärts!« Die Linie setzte sich in ihrem eigenen Rauch in Bewegung. »Angriff!«

Die Schotten stießen Hurraschreie aus, und Sharpe sah Verteidiger aus Gräben klettern und nach Süden fliehen. Die Luft war plötzlich mit Horn- und Pfeifsignalen erfüllt.

»Lasst sie nicht entkommen!«, rief Wellesley dem befehlshabenden Offizier des 43. Regiments zu.

Weitere Truppen tauchten im Westen auf, und ein walisischer Offizier rief eine Warnung, doch die Neuankömmlinge waren die Deutschen unter General Linsingen. Kavalleristen lösten sich von Linsingens Kolonne, um die Verfolgung aufzunehmen.

»Verdammt noch mal«, sagte Filmer, »das ging schnell.«

»Schützen!«, ertönte eine Stimme. »Kompanie Kolonne! Auf die Straße!«

Die Grünröcke hatten gehofft - wie jeder andere Mann in Wellesleys Armee -, dass sie in die Stadt konnten, wo es Essen, Schnaps und Frauen gab, aber nur zwei Kompanien gingen mit den Schotten nach Köge, und der Rest wurde nach Süden hinter die Kavallerie befohlen. Sie marschierten eine Stunde lang, passierten Leichen, die von den marodierenden Reitern auf Feldern liegen gelassen worden waren, und lauschten dem gelegentlichen Krachen weit entfernter Karabiner. Einige der dänischen Gefallenen trugen Holzschuhe. Dutzende von Gefangenen wurden nordwärts eskortiert.

Am Mittag näherte sich die marschierende Kolonne einem Dorf und stellte fest, dass sie schließlich die Reiter eingeholt hatte. Die deutschen Reiter waren abgesessen, weil eine Nachhut des Feindes hartnäckig eine Kirche und einen Friedhof verteidigte. Die Reiter feuerten mit Karabinern und Pistolen auf nicht zu große Distanz und verschwendeten ihre Kugeln gegen Steinwände, die vom Rauch aus dänischen Musketen eingehüllt waren.

»Das wird ein Job für uns sein«, sagte Sergeant Filmer, »wir müssen nur abwarten.«

Und das taten sie. Der ranghöchste Offizier des Bataillons wollte schätzen, wie viele der Feinde in dem kleinen Dorf waren, und das dauerte seine Zeit. Die Schützen lagen auf einem Feld, rauchten Pfeife oder dösten. Sharpe schlenderte auf und ab. Dann und wann fiel ein Musketenschuss aus der Kirche oder einem der Häuser in der Nähe, doch die Kavallerie zog sich aus der Schussweite zurück, und die Kugeln zischten nutzlos in den Boden.

Eine Gruppe ziviler Reiter beobachtete anscheinend die gesamte Konfrontation aus sicherer Entfernung. Sie wirkten wie die lokale Oberschicht, die gekommen war, um einer Schlacht beizuwohnen, doch viel sahen sie an diesem frühen Nachmittag nicht, denn Sir Arthur Wellesley und sein

Stab trafen ein, und es gab ein Gewirr von Stimmen, Pfeifen und Flüchen der Sergeants.

»Ich habe gesagt, dass es unser Job sein wird«, sagte Filmer. Er spähte zur Kirche. »Warum können sich diese Scheißer nicht einfach verpissen? Die blöden Bastarde haben verloren, warum begreifen sie das nicht?«

Die Grünröcke schwärmten zu einer Schützenlinie aus und rückten dann bis auf hundert Schritte an die provisorische Festung heran.

»Feuer!«, schrie Dunnett seiner Kompanie zu, und die Gewehrkugeln knallten gegen Steine.

Sharpe beobachtete die Kirche, die nächsten Häuser und die Friedhofsmauer und konnte keinen antwortenden Musketenrauch entdecken.

Dunnett musste zu dem gleichen Schluss gelangt sein. »Zweite Kompanie! Vorwärts! Vorwärts!«, brüllte er und führte seine Männer zur niedrigen Kirchhofsmauer, verharrte einen Augenblick und kletterte dann hinüber. Die Schützen folgten, und es war ihnen bewusst, dass sie von den zivilen Reitern und von General Wellesley beobachtet wurden. Männer duckten sich hinter den Grabsteinen, aber die Dänen waren anscheinend verschwunden. »Denen war es zu langweilig, auf uns zu warten«, sagte Filmer.

»In die Straße!«, rief Dunnett. Die anderen Kompanien marschierten um die Stadt herum, während die Kavallerie, wieder im Sattel, folgte.

Sharpe ging um die Seite der Kirche herum und sah sich in einem netten kleinen Dorf wieder. Am anderen Ende der Straße rannte ein Dutzend Männer davon.

»Ermuntert sie!«, rief Dunnett, und einige seiner Schützen rannten zur Straßenmitte, knieten sich nieder und feuerten den Flüchtlingen einen Abschiedsgruß nach.

Sergeant Filmer nahm seine Pfeife aus der Tasche. »Hab Blasen an den Hacken«, sagte er zu Sharpe. »Es sind Hopkins' Stiefel, sehen Sie? Sie passen nicht.« Er stopfte

seine Tonpfeife mit Tabak. »Haben ihren Kopf behalten, die Jungs, nicht wahr? Das war gut, sie ...« Er beendete den Satz nicht, sondern stürzte auf die staubige Straße, und Blut spritzte aus seiner weißen Tonpfeife.

Der Schuss hatte ihn von hinten getroffen. Sharpe fuhr herum und sah Rauch an einer Öffnung im Kirchturm. In ihrem Schatten war eine Glocke zu erkennen.

»Stehen Sie nicht nur rum und glotzen!«, schnarrte Dunnett hinter ihm. Der Captain hatte, wie der Rest der Kompanie, Deckung zwischen den Häusern gesucht.

Dann zeigte sich der Umriss eines Mannes vor der Glocke. Er hob eine Muskete, als Sharpe die Büchse hochriss. Filmer war hinterrücks erschossen worden, und Sharpe hatte keine Gewissensbisse, als er abdrückte. Die Kugel knallte gegen die Glocke, aber sie hatte zuerst den Körper des Mannes durchschlagen. Die Muskete entfiel ihm, polterte über das Dach des Kirchenvorbaus, und dann fiel der Getroffene und rutschte über die roten Ziegel in den Friedhof hinunter.

»Haben Sie was gesagt, Captain?«, fragte Sharpe, als er eine neue Patrone aus der Patronentasche fischte.

Dunnett ging wortlos davon. Sharpe lud seine Büchse und ging zum Ende der Straße, wo ein Pferdetrog stand. Er beugte sich hinab und trank. Dann spritzte er sich Wasser ins Gesicht, schlang die Büchse am Riemen über die Schulter und spähte nach Süden. Der Boden fiel sanft ab. Zu seiner Linken gab die See, wo sich die weißen Segel der Kriegsschiffe massierten, Myriaden von Reflektionen wider.

Sharpe fragte sich, ob eines davon die *Pucelle* mit seinen alten Freunden an Bord war. Voraus trieb die Kavallerie die Flüchtlinge vor sich her, während sich zu seiner Rechten, ungefähr eine halbe Meile entfernt in einem kleinen Tal, das von hohen Bäumen beschattet war, ein Haus befand, das er äußerst schön fand. Es war groß, aber nicht protzig, niedrig und weitläufig, weiß angestrichen, mit großen Fenstern, die auf einen Zufahrtsweg, einen See und Garten blickten.

Dunkle Büsche waren sorgsam gestutzt. Es sah behaglich und freundlich aus, und aus irgendeinem Grund dachte Sharpe an Grace und spürte, wie seine Augen feucht wurden.

Ein alter Mann kam von der nächsten Hütte. Er blickte nervös zu den Grünjacken. Dann schien er sich zu sagen, dass von ihnen keine Gefahr drohte, und er ging zu Sharpe. Er sah zum Gesicht des Schützen auf, nickte grüßend und schaute zum Haus.

»Vygard«, sagte er stolz.

Es dauerte einen Moment, bis Sharpe etwas mit dem Namen anfangen konnte. »Ist dies Herfölge?«, fragte er und nickte zu dem Dorf hin.

»Ja, Herfölge«, sagte der alte Mann glücklich. Er gestikulierte zum Dorf und wies dann auf das Haus. »Vygard.«

Das Haus von Lavissers Großvater. Vygard.

Und Lavisser hatte Kopenhagen bemerkenswert schnell erreicht, viel zu schnell für einen Mann, der eine schwere Truhe voller Gold transportierte. Sicherlich, dachte Sharpe, wollte Lavisser das Gold nicht in eine Stadt bringen, die vom Feind eingenommen wird.

»Tak«, sagte er inbrünstig, *»mange tak.«*

Vielen Dank. Denn er ging nach Vygard.

KAPITEL 8

Vygards Tore waren verschlossen, aber nicht abgeschlossen. Zuerst dachte Sharpe, das Haus sei verlassen, weil es so still war, dann sagte er sich, dass niemand ein leeres Haus mit offenen Fensterläden zurücklassen würde. Rote Rosen wuchsen zwischen den Fenstern vor der Hauswand. Der vordere Rasen war frisch gemäht, und es duftete nach Gras.

Sharpe ging um die Seite des Hauses herum, an großen Stallungen und dem Kutscherhaus vorbei, durch einen Garten, in dem Bienen summten, unter einem Torweg vorbei, der aus einer Buchsbaumhecke geschnitten war. Dann gelangte er auf eine Wiese, die zu einem See hin abfiel.

Auf der Mitte der Wiese, unter einem großen Sonnenschirm, lag eine dunkelhaarige Frau auf einer Strandliege. Sie trug ein weißes Kleid. Ein Strohhut, mit einem weißen Band geschmückt, lag mit einer Zeitung und Handglocke neben einem Handarbeitskorb auf einem Korbtisch.

Sharpe blieb stehen, rechnete damit, dass sie erschrak und nach den Dienern rief, doch dann erkannte er, dass sie schlief. Ein ungewöhnlicher Anblick: Eine Frau verschlief friedlich einen sonnigen Nachmittag, während keine Meile entfernt Kavalleristen entsetzte Flüchtlinge aus Gräben und Hecken trieben.

Die Rückseite des Hauses war dicht mit Glyzinien bewachsen, zwischen denen eine weiß angestrichene Tür einladend offen stand. Ein Korb mit Birnen und Äpfeln stand neben der Türschwelle. Sharpe trat in die kühle und geflieste Diele. Bilder von Kirchen und Schlössern hingen an den Wänden. In einem Ständer standen ein Dutzend Spazierstöcke und zwei Schirme. Ein Hund döste in einem Alkoven. Er erwachte, als Sharpe vorbeiging, doch anstatt zu

bellen, schlug er nur ein paarmal mit dem Schwanz auf den Boden.

Sharpe öffnete auf gut Glück eine Tür und fand sich in einem langen, elegant möblierten Salon mit einem weißen Marmorkamin wieder. Schaudernd erinnerte er sich an seine Qualen in Skovgaards Kamin. Sharpe trat an eines der Fenster und blickte hinaus. Er sah die schlafende Frau auf der Wiese und fragte sich, wer sie war. Lavissers Cousine? Sie war zu jung, um seine Großmutter zu sein. Sonderbare Stöcke lehnten an ihrer Liege, und erst auf den zweiten Blick stellte Sharpe fest, dass es sich um ein Paar Krücken handelte. Die Zeitung, beschwert von dem Handarbeitskorb, bewegte sich im leichten Wind.

Wo hatte Lavisser sein Goldversteck? Nicht in diesem Raum mit seinen Polstermöbeln, dicken Teppichen und goldgerahmten Porträts. Sharpe ging in die Halle und sah eine gewundene Treppe zu seiner Rechten und jenseits davon eine offene Tür. Er spähte hindurch und sah in ein kleines Wohnzimmer, das in ein Schlafzimmer ungewandelt worden war. Vermutlich konnte die Frau auf Krücken nicht die Treppe hinaufsteigen, und so war ein Bett unter das Fenster gestellt worden. Auf dem weiß gestrichenen Fensterbrett waren Bücher aufgestapelt, während Zeitungen auf dem Bett und einem Lederkoffer lagen, der voller Unterwäsche war. Auf dem Deckel des Koffers befanden sich die vergoldeten Initialen MLV.

Er fragte sich, ob das »L« für Lavisser stand, doch dann verwarf er den Gedanken, denn der Name Visser kam ihm in den Sinn. Lavisser, Visser, Madame Visser. Und in Skovgaards Haus hatte seine letzte Pistolenkugel jemanden getroffen, einen Schmerzensschrei hervorgerufen, und der Getroffene hatte Blut auf dem Boden hinterlassen. Die Frau auf der Wiese hatte Krücken.

Er schaute sich den Inhalt des Koffers an und fand nichts mit einem Namen darauf. Er blätterte in den Büchern. Alle

waren französisch, aber es stand nicht der Name des Besitzers darin. Er ging in den großen Salon zurück und schaute durch das Fenster zu der schlafenden Frau. Sie war Lavissers Komplizin, sie war Französin, sie war der Feind. Sharpe nahm an, dass er den ganzen Tag damit verbringen konnte, das Haus nach dem Gold zu durchsuchen, aber warum sollte er sich die Mühe machen, wenn ihm Madame Visser vermutlich sagen konnte, wo es sich befand?

Er kehrte in die Diele zurück und verließ das Haus, überquerte die Wiese und stellte sich hinter den Liegestuhl, wo er seine Büchse von der Schulter nahm. »Madame Visser?«, fragte er.

»Oui?« Sie klang erschreckt. Dann schwieg sie, als hielte sie den Atem an, denn sie hörte, dass Sharpe die Büchse spannte. Langsam wandte sie den Kopf.

»Wir haben uns letzte Woche gesehen«, sagte Sharpe. »Ich bin der Mann, der auf Sie geschossen hat.«

»Dann hoffe ich, dass Sie all die Qualen der Hölle erleiden«, sagte sie ruhig. Sie sprach gut Englisch. Eine beunruhigend gut aussehende Frau, dachte Sharpe, mit einem fein geschnittenen Gesicht, schwarzem Haar und den Augen einer Jägerin. Statt Furcht zu zeigen, blickten diese Augen jetzt amüsiert. Ihr weißes Kleid war am Ausschnitt und am Saum mit Spitze besetzt und wirkte so feminin, dass Sharpe sich in Erinnerung rufen musste, was Ole Skovgaard über diese Frau gesagt hatte: Sie ist gnadenlos. »Was also wollen Sie?«, fragte sie.

»Wo ist Lavissers Gold?«

Sie lachte. Kein vorgetäuschtes Lachen, sondern echtes Gelächter. »Sie sind Lieutenant Sharpe, nicht wahr? Major Lavisser hat mir Ihren Namen genannt. Sharpe. Nicht sehr passend, oder?« Sie musterte ihn von oben bis unten. »Sie haben also auf dem Hügel gekämpft?«

»Das konnte man kaum als Kampf bezeichnen.«

»Das dachte ich mir. Richtige Soldaten gegen Bauernjungs, was kann man da erwarten? Aber mein Ehemann wird sehr enttäuscht sein. Er und sein Freund ritten hin, um den Kampf zu beobachten. Haben Sie sie gesehen? Vielleicht haben Sie zwei Gentlemen zu Pferde erschossen, während Sie die Bauernjungs aussortiert haben?« Sie lag immer noch mit dem Kopf zur Seite gedreht im Liegestuhl. »Warum stehen Sie nicht vor mir, wo ich Ihr Gesicht richtig sehen kann?«

Sharpe trat um den Liegestuhl herum, die Büchse immer noch auf sie gerichtet.

Madame Visser wirkte immer noch belustigt, anstatt ängstlich wegen der Bedrohung durch die Waffe. »Sind Sie wirklich gekommen, um das Gold zu finden? Major Lavisser hat es vermutlich mitgenommen, und wenn das der einzige Grund Ihres Besuchs ist, könnten Sie genauso gut wieder gehen.«

»Ich glaube, es ist hier«, sagte Sharpe.

»Dann sind Sie ein Narr«, erwiderte sie und griff nach der Handglocke auf dem Korbtisch. Sie hob sie an, klingelte jedoch nicht damit. »Was wollen Sie also tun, Dummkopf? Mich erschießen?«

»Ich habe schon einmal auf Sie geschossen, warum nicht noch einmal?«

»Ich glaube nicht, dass Sie das tun werden«, sagte sie und klingelte heftig mit der Handglocke. »Sie sehen, dass ich noch lebe.«

Sharpe fand ihr gutes Aussehen beunruhigend. Er ließ den Büchsenlauf sinken. »Wo habe ich Sie getroffen?«

»Ins Bein«, sagte sie. »Es wird eine Narbe am Oberschenkel bleiben, und ich glaube, ich hasse Sie.«

»Es hätte Sie auch in den Kopf treffen können«, sagte Sharpe.

»Aber die Wunde heilt gut«, fuhr sie fort. »Danke für die Nachfrage.« Sie wandte den Kopf, als ein Dienstmädchen

mit schläfrigen Augen aus dem Haus kam. Sie sprach auf Dänisch mit dem Mädchen, und es machte einen Knicks und lief ins Haus zurück. »Ich lasse Hilfe kommen«, sagte Madame Visser. »Wenn Sie also einen Funken Verstand haben, sollten Sie jetzt gehen.«

Sie hat recht, dachte Sharpe. Er hätte gehen sollen, aber das Gold war eine Verlockung, und es würde eine süße Rache an Lavisser sein, es zu finden. »Ich suche nach dem Gold des Bastards, und Sie können mir so viele Diener auf den Hals hetzen, wie Sie wollen.« Er benutzte die Büchsenmündung, um den Handarbeitskorb zu öffnen, der die Zeitung beschwerte.

»Meinen Sie, ich bewahre darin tausend Guineas auf?«, fragte Madame Visser belustigt.

Sharpe hatte nach einer Pistole gesucht, doch die einzigen Dinge in dem Korb waren gefaltete Papiere und eine lange Hutnadel. Er wich zurück. »Tausend Guineas?«, fragte er. »Und was ist mit den anderen zweiundvierzigtausend?«

Zum ersten Mal, seit er sie aufgeweckt hatte, blickte Madame Visser unbehaglich drein. »Zweiundvierzigtausend?«

»Er hat dreiundvierzigtausend Guineas gestohlen, sagte Sharpe. »Was hat er Ihnen erzählt? Dass es tausend waren?« Sie sagte nichts, und er wusste, dass er sie überrascht hatte. »Welchen Raum hat er hier benutzt?«, fragte er.

»Das Zimmer oben, nehme ich an.« Sie blickte Sharpe finster an. »Dreiundvierzigtausend?« Es klang ungläubig.

»Außer den fünfzehn Guineas, die ich ihm gestohlen habe.«

»Ich kann mir vorstellen, dass er es nach Kopenhagen mitgenommen hat«, sagte Madame Visser.

»Oder es hier versteckt hat«, sagte Sharpe.

Sie nickte. »Es gibt hier Kellerräume und ein Dachgeschoss.« Sie zuckte mit den Schultern. »Was wollen Sie mit dem Geld machen?«

»Es zu den Briten zurückbringen.«

Madame Visser lächelte. »Ich glaube, Lieutenant, Sie werden es behalten. Und mein Schweigen wird Sie fünftausend kosten.«

Er wich zurück.

»Billig, nicht wahr?« Sie lächelte und warf ihm eine Kusshand hin. Er wich immer noch zurück, unsicher, ob sie eine Pistole unter dem Kleid versteckt am Körper trug, doch sie bewegte sich nicht, schaute ihm nur nach, als er ins Haus zurückkehrte.

Er ging nach oben und überlegte, ob er die Schlafzimmer durchsuchen sollte, entschied sich jedoch dagegen. Lavisser würde kein kleines Vermögen zurücklassen, wo jeder Diener es stehlen konnte, und so suchte er nach der Treppe zum Dachboden und fand sie hinter einer schmalen Tür. Der Dachboden war staubig, aber hell mit kleinen, senkrechten Dachfenstern. Und er sah viele Truhen, Koffer und Kisten. Seine Hoffnung stieg.

Da war kein Gold. Da waren Truhen, die mit alten Papieren gefüllt waren, Kisten mit altem Spielzeug und mottenzerfressenen Kleidungsstücken, ein Kinderschlitten, ein Schaukelpferd und ein Modellschiff, getakelt mit Spinnweben. Aber keine Guineas. Er konnte nicht alle Kisten durchsuchen, aber er hob sie an und schätzte an ihrem Gewicht, ob sie Gold enthielten. Da war keines. Verdammt, dachte er, durchsuche den Keller. Madame Visser hatte Hilfe gerufen, und auch wenn ihn bisher niemand gestört hatte, so wusste er, dass er nicht viel Zeit hatte.

Er stieg die schmale Dachbodentreppe hinab, überquerte den Treppenabsatz und ging die große gewundene Treppe in die Halle hinab, und da stand - Captain Warren Dunnett. Ein halbes Dutzend Schützen war bei ihm, und ihre schmutzigen Uniformen wirkten in dem eleganten Haus fehl am Platze.

Dunnett lächelte, als Sharpe die Treppe herunterkam. »Sie sind verhaftet, Lieutenant.«

»Spinnen Sie nicht rum«, sagte Sharpe. Er sah die Überraschung auf Dunnetts Gesicht und drängte sich an den sechs Schützen vorbei, die verlegen dreinblickten.

»Sharpe!«, rief Dunnett.

Du kannst mich mal, dachte Sharpe. Er verließ das Haus in den Garten, wo sich jetzt zwei Zivilisten im schwarzen Rock, Reithose und Reitstiefeln mit Madame Visser unterhielten. Das Dienstmädchen musste ins Dorf gelaufen sein und sich an die Briten gewandt haben.

Captain Murray, ein anständiger Mann, der eine Kompanie Schützen befehligte, schüttelte traurig den Kopf. »Was haben Sie sich nur dabei gedacht, Sharpe?«

»Ich habe nichts gedacht«, protestierte Sharpe. Dunnett und seine Männer waren ihm auf die Wiese gefolgt. »Wissen Sie, wer diese Frau ist?«, fragte Sharpe Murray.

»Sie ist meine Frau, Lieutenant«, antwortete einer der beiden Zivilisten, »und ich bin akkreditierter französischer Diplomat.«

»Vorige Woche«, sagte Sharpe, »habe ich beobachtet, wie diese - Madame einem Mann Zähne zog, weil er ein britischer Agent war.«

»Seien Sie nicht albern«, blaffte Dunnett. Er trat auf Sharpe zu und streckte die Hand aus. »Geben Sie mir Ihre Pistole und Ihren Säbel.«

»Captain«, sagte Madame Visser tadelnd. »Vielleicht steht Lieutenant Sharpe nach der Schlacht noch unter Schock. Ich habe gehört, dass es manchmal die Männer verrückt macht. Sie sollten ihn in ein Hospital einliefern.«

»Wir werden ihn festnehmen, Ma'am«, sagte Dunnett begeistert. »Geben Sie mir Ihr Gewehr, Sharpe.«

»Das müssen Sie sich schon selbst holen, verdammt«, sagte Sharpe. Sein Zorn war kaum noch zu bezähmen.

»Richard«, sagte Captain Murray beruhigend. Er ergriff Sharpes Ellbogen, und sein Gesicht spiegelte Überraschung wider, als Sharpe seine Hand fortschlug. »Dies ist nicht der

richtige Ort, Richard«, sagte er leise, »wir können das Problem lösen, wenn wir im Dorf sind.«

»Es gibt kein Problem zu lösen, verdammt! Ich habe hier nichts getan!«

»Sie haben eine unerlaubte Handlung begangen, Richard, und unbefugtes Betreten ist ein ernstes Vergehen.«

»Lieutenant Sharpe!« Dunnett wurde ungeduldig. »Sie geben mir jetzt Ihre Waffen, oder ich befehle meinen Männern, sie Ihnen abzunehmen.«

»Ruhig, Warren, ruhig«, sagte Murray.

Madame Visser beobachtete Sharpe mit gespieltem Mitleid und der Andeutung eines Lächelns. Sie hatte gewonnen und genoss seine Demütigung. Dann ertönte eine andere ärgerliche Stimme im Durchgang der Buchsbaumhecke.

»Was, zum Teufel, ist hier los?«

Die Gruppe auf der Wiese wandte sich um und sah, dass Sir Arthur Wellesley, begleitet von drei Adjutanten, zum Haus gekommen war. Der General war sichtlich wütend, als er über die Wiese schritt. »Mein Gott, ich dulde kein Plündern, besonders nicht von Offizieren. Wie kann man von den Männern Gehorsam verlangen, wenn Offiziere korrupt sind?«

»Ich habe nicht geplündert!«, protestierte Sharpe.

»Ah, Sie sind das«, sagte Wellesley in distanziertem Ton. Madame Visser, beeindruckt vom guten Aussehen des Generals, lächelte ihn an, während sich ihr Mann steif verneigte und vorstellte. Wellesley sprach in fließendem Französisch mit ihnen. Dunnett und Murray standen abseits, und Sharpe starrte auf den Korbtisch und verwünschte sein impulsives Verhalten.

Wellesley heftete den Blick seiner kalten Augen auf Sharpe. »Monsieur Visser sagt mir, dass Sie seine Frau belästigt haben.«

»Ich habe ihr eine Kugel ins Bein geschossen, Sir, wenn es das ist, was sie meint«, sagte Sharpe.

»Sie haben - was?«, blaffte Wellesley.

»Letzte Woche, Sir, in Kopenhagen. Sie zog zu diesem Zeitpunkt einem Mann die Zähne, und er war einer unserer Agenten.«

Wellesley starrte ihn an.

Madame Visser lachte.

»Er hat den Verstand verloren, Sir«, sagte Captain Dunnett.

»Ich befürchte, die Sonne oder der Stress der Schlacht haben seinem Kopf geschadet, Sir Arthur«, sagte Madame Visser sanft. »Ich habe mir das Bein verletzt, als ich vom Pferd abgeworfen wurde. Andernfalls wäre ich mit meinem Mann hergeritten, damit wir Zeugen Ihres großen Sieges werden. Stattdessen bin ich hiergeblieben, und Lieutenant Sharpe hat mich mit einem Gewehr bedroht und gesagt, er würde das Haus nach Gold durchsuchen.« Sie zuckte mit den Schultern. »Es ist traurig, finde ich, aber vielleicht bekommen Ihre Offiziere nicht genügend Sold?«

»Stimmt das, Sharpe?« Wellesleys Stimme klang so kalt, wie Sharpe sie noch nie gehört hatte.

»Natürlich ist das nicht wahr«, sagte Sharpe. Er schaute dabei Sir Arthur nicht an, sondern sah auf den Handarbeitskorb. Eine Hutnadel, dachte er, sie hat eine Hutnadel in dem Korb. Mein Gott, es war eine verrückte Idee, kaum eine Chance, aber vielleicht die einzige, die er hatte. Sir Arthur stand einer attraktiven Frau gegenüber, sprach Französisch mit ihr und glaubte zweifellos alles, was sie sagte. Und jeden Moment konnte er Dunnetts Befehl, Sharpe zu verhaften, bestätigen. Als der General abgelenkt war, neigte sich Sharpe vor und zog die Zeitung unter dem Korb hervor. Es war ein Exemplar der *Berlingske Tidende.* Daran war nichts Besonderes. Dennoch machte Madame Visser einen unwirksamen Sprung auf ihn zu, um ihm die Zeitung zu entreißen.

Wellesley runzelte die Stirn. »Was, zum Teufel ...«, begann er. Dann sah er, dass Sharpe die Zeitung entfaltete und gegen die Sonne hielt. Winzige Punkte von Licht waren auf

der Seite zu sehen. Monsieur Visser und der andere Zivilist traten zurück, wie um zu sagen, dass sie nichts mit dem zu tun hatten, was immer als Nächstes geschehen würde. Und Sharpe starrte nur auf die Lichtpunkte und atmete erleichtert auf. Er war gerettet.

»Sir?« Sharpe blickte fragend zu Wellesley.

Der General kam zu ihm, nahm von Sharpe die Zeitung entgegen und hielt sie hoch. Er starrte lange auf die Nadelstiche. Dunnett, der nicht verstand, was los war, zappelte nervös. Madame Visser saß still und schweigend da. Der General untersuchte immer noch die Pünktchen in der Zeitung.

»Man sagte mir, dass jeder Nadelstich unter einem Buchstaben ...«, begann Sharpe.

»Ich weiß, wie das System funktioniert, danke, Sharpe«, sagte Wellesley kalt. Er las jede Zeile des Zeitungsartikels, um die verborgene Botschaft anstelle der Nadelstiche zu entschlüsseln, und ließ dann schließlich die Zeitung sinken. »Sie waren in einer geheimen Mission für Sir David Baird unterwegs, habe ich recht?«

»Jawohl, Sir.«

»Und Lord Pumphrey war in die Sache verwickelt, ja?«

»Jawohl, Sir.«

»Er suchte mich in London auf, um meine Meinung über Sie einzuholen, Sharpe.«

»Das hat er getan?« Sharpe konnte seine Überraschung nicht verbergen.

»Die Botschaft ist auf Französisch, Sharpe«, sagte der General. Er faltete die Zeitung. »Und soweit ich das sehen kann, weist sie ihre Agenten in der Stadt an, den Anweisungen des Kronprinzen zum Verbrennen der Flotte zu folgen. Ich kann mir vorstellen, dass General Cathcart interessiert sein wird.« Wellesley gab Sharpe die gefaltete Zeitung zurück. »Bringen Sie sie zu ihm. Anscheinend ist

Ihre Mission noch nicht beendet. Können Sie noch auf einem Pferd sitzen?«

»Jawohl, Sir.«

»Ein guter Reiter waren Sie ja nie. Hoffen wir, dass Sie dazugelernt haben.« Er wandte sich an einen seiner Adjutanten. »Sie werden für mich in die Wege leiten, dass Lieutenant Sharpe jetzt nach Norden reiten kann. Jetzt gleich! Madame? Sie sind eine Diplomatenfrau, so muss ich Sie unbehelligt lassen.«

»Wie schade«, sagte Madame Visser, sichtlich hingerissen von Sir Arthur.

Captain Dunnett kochte vor Wut, Murray lächelte, und Madame Visser blickte nur kopfschüttelnd zu Sharpe.

Er warf ihr nur eine Kusshand zu.

Dann ritt er nach Norden.

Das Abendessen fand in einem der großen Häuser in einem Vorort von Kopenhagen statt, ein Haus, das demjenigen sehr ähnlich war, in dem Skovgaard zwei seiner Zähne verloren hatte. Ein Dutzend Männer saß um den Tisch, an dem General Sir William Cathcart präsidierte - der zehnte Baron Cathcart und Kommandeur der Armee Seiner Britannischen Majestät in Dänemark. Er war ein schwergewichtiger und düsterer Mann mit ständig besorgtem Blick. Rechts von ihm saß Francis Jackson vom Außenministerium, der nach Holstein geschickt worden war, um mit dem Kronprinzen zu verhandeln, lange bevor Cathcarts Truppen Britannien verlassen hatten. Die Dänen hatten Jacksons Forderungen abgewiesen, und er war nach Kopenhagen gekommen, um darauf zu bestehen, dass Cathcart die Stadt bombardierte.

»Ich mag die Vorstellung nicht«, grollte Cathcart.

»Sie brauchen sie auch nicht zu mögen«, sagte Jackson. Er betrachtete das Lammfleisch und die Rüben auf seinem Teller, wie um genau zu überprüfen, was ihm serviert worden war. »Wir müssen es einfach tun.«

»Und schnell«, unterstützte Lord Pumphrey Jackson. Der kleine, vogelartige Pumphrey saß zu Cathcarts Linker und komplettierte so die Zange, in die das Außenministerium den General genommen hatte. Seine Lordschaft hatte einen weißen Rock mit goldenen Tressen ausgewählt, der ihm ein vages militärisches Aussehen verlieh, doch es wurde durch das Schönheitspflästerchen verdorben, das er wieder auf seine Wange geheftet hatte. »Das Wetter wird bald unser Feind sein«, sagte er. »Stimmt das, Chase?«

Captain Joel Chase von der Royal Navy, der am fernen Ende des Tisches saß, nickte. »Die baltischen Staaten werden im späten Herbst sehr unangenehm, Mylord«, antwortete Chase in seinem starken Devonshire-Dialekt. »Nebel, Sturm, all die üblichen Ärgernisse.« Chase war an Land eingeladen worden, mit Cathcart zu dinieren, eine höfliche Geste, die jeden Abend einem Marineoffizier gewährt wurde, und er hatte seinen Ersten Lieutenant, Peel, mitgebracht, der zu viel getrunken hatte und jetzt auf seinem Stuhl eingeschlafen war. Chase, der darauf geachtet hatte, neben Sharpe zu sitzen, neigte sich jetzt zu dem Schützen. »Was meinen Sie, Richard?«

»Wir sollten es nicht tun«, sagte Sharpe. Er saß so weit von Cathcart entfernt, dass seine Bemerkung nicht gehört wurde.

»Wir werden es aber«, sagte Chase leise. Der große, blonde Marine-Captain war der Kapitän der *Pucelle,* dem Schiff, auf dem Sharpe bei Trafalgar gedient hatte, und er hatte Sharpe mit sichtlicher Freude begrüßt. »Mein lieber Richard! Wie schön, Sie zu sehen. Und es tut mir so leid, was geschehen ist.« Die beiden Männer hatten sich seit Graces Tod nicht mehr gesehen, und es war an Bord von Chases Schiff gewesen, auf dem Grace und Sharpe sich so leidenschaftlich geliebt hatten. »Ich habe Ihnen geschrieben«, hatte Chase Sharpe gesagt, »doch der Brief ist zurückgekommen mit dem Vermerk ›Adresse unbekannt‹.«

»Ich habe das Haus verloren«, sagte Sharpe.

»Das ist hart, Richard, sehr hart.«

»Wie liegen die Dinge auf der *Pucelle,* Sir?«

»Wir kämpfen uns durch, Richard. Lassen Sie mich nachdenken, an wen Sie sich erinnern werden. Hopper ist immer noch mein Bootsmann, Clouter geht es gut, nachdem er einige Finger verloren hat, und der junge Collier hat seine Prüfung zum Lieutenant im nächsten Monat. Er sollte sie schaffen, wenn er bei der Trigonometrie nichts durcheinanderbringt.«

»Was ist das?«

»Langweiliger Stoff, den Sie am Tag nach der Prüfung vergessen haben«, sagte Chase. Er hatte darauf bestanden, neben dem Schützen zu sitzen, obwohl er wegen seines höheren Rangs viel näher bei Lord Cathcart hätte Platz nehmen sollen. »Der Mann ist ein Langweiler«, hatte er Sharpe zugeraunt, »übervorsichtig und zum Gähnen.« Chase lauschte jetzt der Unterhaltung am fernen Ende des Tischs, bevor er sich wieder zu Sharpe neigte. »Die Wahrheit ist, Sharpe, dass sie nicht die Stadt angreifen wollen, weil sie zu starke Mauern hat. So werden wir die Mörser einsetzen. Wir haben keine große Wahl. Entweder das, oder ihr Jungs müsst durch eine Bresche gehen.«

»Drinnen sind Frauen und Kinder«, protestierte Sharpe zu laut.

Lord Pumphrey, der dafür gesorgt hatte, dass Sharpe zu dem Essen eingeladen worden war, hörte die Bemerkung. »Da sind Frauen, Kinder und Schiffe, Sharpe, Schiffe, und darum geht es.«

»Aye, aber werden wirklich irgendwelche Schiffe dort sein?«, fragte Chase.

»Da sollten verdammt Schiffe sein«, grollte Sir David Baird.

Cathcart ignorierte Baird und starrte stattdessen zu Chase, dessen Frage Alarm in der Tischrunde ausgelöst hatte. Jackson, der Diplomat, schob ein knorpeliges Fleischstück an

den Rand des Tellers. »Den Dänen wird es widerstreben, ihre Flotte zu verbrennen. Sie werden bis zur letzten Minute damit warten, oder nicht?«

»Letzte Minute oder nicht«, sagte Chase, »sie werden sie trotzdem verbrennen, und Schiffe brennen schnell. Erinnern Sie sich an die *Achille,* Richard?«

»Die *Achille?«,* fragte Pumphrey.

»Ein französischer 74er, Mylord, verbrannt bei Trafalgar. Gerade hatte sie noch gekämpft, und in der nächsten Minute war sie ein weiß glühendes Wrack. Weiß glühend.« Er betonte jede Silbe. »Wir riskieren eine Stadt voller toter Frauen und Kinder für einen Haufen feuchter Asche.«

Cathcart, Jackson und Pumphrey starrten ihn an. Lieutenant Peels leises Schnarchen verstummte abrupt, als er aufschreckte und sich am Tisch umsah. »Die Botschaft, die in der Zeitung verborgen war«, sagte Lord Pumphrey, »ist vermutlich an Lavisser gerichtet?«

»Davon können wir ausgehen«, sagte Jackson.

»Und sie gibt ihm die Erlaubnis von seinen französischen Herren, die dänischen Befehle auszuführen, um uns die Flotte zu rauben.«

»Stimmt«, sagte Jackson.

»Die gute Nachricht ist«, sagte Cathcart, »dass dank Mister ...«, er überlegte, konnte sich jedoch nicht an Sharpes Namen erinnern, »... dass dank der Aufmerksamkeit des Lieutenants die Botschaft abgefangen wurde.«

Lord Pumphrey lächelte. »Wir können ganz sicher sein, Mylord, dass mehr als ein Exemplar verschickt wurde. Es ist unter solchen Umständen üblich, dass solch eine Vorsichtsmaßnahme ergriffen wird. Wir können ebenso sicher sein, dass Monsieur und Madame Visser, weil sie durch diplomatische Immunität geschützt sind, weitere solcher Botschaften schicken können.«

»Genau«, sagte Jackson.

»Ah.« Cathcart zuckte mit den Schultern und lehnte sich auf seinem Stuhl zurück.

»Und wir werden äußerst lächerlich aussehen«, fuhr Lord Pumphrey sanft fort, »wenn wir die Stadt einnehmen und feststellen, dass sie das ist, was Captain Chase als ein Haufen feuchter Asche bezeichnet hat.«

»Verdammt, Mann«, sagte Cathcart, »wir wollen die Schiffe haben!«

»Er denkt ans Prisengeld«, flüsterte Chase Sharpe zu. »Mehr Wein?«

»Aber wie verhindern wir, dass die Schiffe verbrannt werden?«, fragte Pumphrey die Tischrunde.

»Beten wir, dass es regnet«, schlug Lieutenant Peel vor, dann wurde er rot und murmelte: »Verzeihung.«

General Baird runzelte die Stirn. »Sie werden ihre Brandstiftung vorbereitet haben«, bemerkte er.

»Können Sie das erklären, Sir David?«, fragte Jackson.

»Sie haben die Schiffe mit Brandbeschleunigern vollgestopft«, sagte Baird. »Segeltuchsäcke, gefüllt mit Salpeter, Pulver, Schwefel, Harz und Öl, und wenn sie die Lunten anzünden, werden die Boote in drei Minuten in Flammen aufgehen. Ein Höllenfeuer!« Er lächelte und steckte sich mit einer Kerze eine dunkle Zigarre an.

»Guter Gott«, murmelte Jackson.

»Es reicht vermutlich nicht aus, Captain Lavisser aus der Stadt zu entfernen?«, sagte Lord Pumphrey.

»Entfernen?«, fragte Cathcart verwundert.

Lord Pumphrey, so klein und zerbrechlich wirkend, machte die Geste des Halsabschneidens, dann zuckte er mit den Schultern. »Die Botschaft lässt darauf schließen, dass unser Renegat der Offizier ist, der den Auftrag hat, die Flotte zu verbrennen, aber wahrscheinlich wird jemand anderer den Befehl geben, wenn er nicht anwesend ist.«

Alle starrten den kleinen Pumphrey an. Baird, dem die Idee gefiel, Lavisser umzubringen, lächelte, aber die meisten der anderen Offiziere blickten schockiert. Jackson schüttelte nur traurig den Kopf. »Man wünscht inbrünstig, dass solch eine einfache Lösung unser Problem lösen würde, aber leider werden die Dänen andere Männer haben, die bereit sind, einen Brand auszulösen.« Er seufzte und blickte zur Decke. »Es wird eine schreckliche Niederlage sein, wenn wir so weit gekommen sind und die Prisen verlieren.«

»Aber, verdammt, die Franzosen werden die Schiffe nicht bekommen«, wandte Cathcart ein. »Das ist der springende Punkt, nicht wahr?«

»Eine äußerst feige Niederlage«, sagte Jackson und ignorierte die Worte des Generals, »denn all die Männer und Pferde sind von so weit hergekommen, um ein Freudenfeuer zu entfachen. Wir werden die Lachnummer von Europa.« Er richtete die letzten Worte an Cathcart, offensichtlich mit der versteckten Andeutung, dass Seine Lordschaft die Zielscheibe des Spottes sein würde.

General Baird signalisierte einem Kellner, dass er die Karaffe mit Portwein bringen sollte. »Werden die Schiffe voll bemannt sein?«, fragte er.

Niemand antwortete. Die meisten blickten fragend zu Chase, als erwarteten sie von ihm eine Antwort. Der Marine-Captain zuckte mit den Schultern, wie um zu sagen, dass er es nicht wusste.

Sharpe ergriff zögernd das Wort. »Die Matrosen sind der Garnison hinzugefügt worden, Sir.«

»Wie viele Männer sind an Bord geblieben?«, wollte Baird wissen.

»Zwei oder drei«, sagte Chase. »Die Schiffe sind nicht in Gefahr, wo sie ankern, warum sollten also Mannschaften an Bord sein? Außerdem bin ich sicher, dass sie *en flûte* sind.«

»Was sind sie?«

»En flûte, Sir David. Ihre Geschütze sind an Land gebracht und der Artillerie der Garnison hinzugefügt worden, sodass ihre Schießscharten leer wie die Fingerlöcher einer Flöte sind.«

»Und warum sagen Sie das nicht, verdammt?«

»Und Schiffe *en flûte* brauchen keine Mannschaften, höchstens ein paar Mann, um ein Auge auf die Haltetaue zu halten und die Bilgen leer zu pumpen.«

»Ein paar Mann, wie?«, fragte Baird. »Dann ist die Frage, wie wir ein paar Mann in den inneren Hafen bekommen.« Cathcart sah ihn nur mit großen Augen an. Jackson nippte am Portwein. »Nun?«, fragte Baird aggressiv.

»Ich war vorige Woche dort«, sagte Sharpe. »Bin einfach reinspaziert. Dort sind keine Wachen.«

»Sie können keine Männer in die Stadt schicken! Sie würden keine Stunde überleben!«, protestierte Cathcart.

»Sharpe hat überlebt«, sagte Pumphrey. Er starrte auf den Kronleuchter, offenbar fasziniert von einem länger werdenden Strang Wachs, von dem Wachs in die Dessertschüssel zu tropfen drohte. »Sie haben ein paar Tage gut überlebt, nicht wahr, Sharpe?«

»Tatsächlich?« Cathcart starrte Sharpe an.

»Ich habe vorgegeben, ein Amerikaner zu sein, Sir.«

»Was haben Sie getan?«, fragte Cathcart. »Überall Takaksaft hingespuckt?« Er hatte seinen Namen im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg gemacht und betrachtete sich als Experte bezüglich der ehemaligen Kolonien.

»Aber selbst wenn Ihre Jungs in der Stadt überleben können«, sagte Captain Chase, »wie bekommen wir sie hinein?«

Francis Jackson, elegant in schwarzem Anzug und weißem Seidenhemd, schnippte die Asche von seiner Zigarre. »Wie bringen die Dänen ihre Boten in die Stadt?«

»In kleinen Booten, nahe am Ufer, in dunklen Nächten«, sagte Chase.

»Da ist ein kleiner Hafendamm«, sagte Sharpe, »ein kleiner hölzerner Pier bei der Zitadelle, wo Leute angeln gehen. Er ist sehr nahe bei der Festung. Vielleicht zu nahe.«

»Und gleich unter den Geschützen der Sixtus-Batterie«, bemerkte einer von Cathcarts Adjutanten.

»Aber in einer dunklen Nacht?« Chase war plötzlich begeistert. »Mit umwickelten Rudern und einem geschwärzten Boot? Ja, warum nicht? Aber warum am Pier landen? Warum nicht den ganzen Weg in den Hafen rudern?«

»Da ist eine Sperre vor dem äußeren Hafen«, sagte Sharpe, »und vor dem inneren, doch der Pier ist außerhalb der Sperre.«

»Ah, dann also der Pier.« Chase lächelte und blickte den Tisch entlang zu Cathcart. »Aber wir bräuchten die Genehmigung des Admirals, eine Barkasse zu schicken, Mylord, und darf ich vorschlagen, dass diese Mission am besten von Matrosen erledigt werden kann? Es sei denn, natürlich, Sie haben Soldaten, die ihren Weg des Nachts um ein abgedunkeltes Schiff finden können.«

»Zitieren Sie einen Vers aus der Bibel«, sagte Lord Pumphrey ruhig, »das rechtfertigt eine solche Unternehmung, und ich bin sicher, dass Lord Gambier die Genehmigung geben wird.«

Ein paar Männer lächelten, die anderen fragten sich, ob der Admiral tatsächlich ein solches Spiel erlauben würde. »Er wird seine Genehmigung geben, wenn er weiß, dass sein Prisengeld davon abhängt«, grollte Baird.

Es folgte peinliches Schweigen. Über Prisengeld, obwohl sehr geschätzt, wurde selten offen geredet. Jeder ranghohe Offizier bei Armee und Marine konnte ein kleines Vermögen verdienen, wenn die Dänen sich weigerten zu kapitulieren,

denn dann würden die Schiffe Kriegsbeute und so viel wie bares Geld wert sein.

»Ich nehme an, Lieutenant Sharpe sollte mit Ihren Matrosen gehen«, schlug Lord Pumphrey vor. »Er kennt sich in der Stadt ein wenig aus.«

»Ich bin mir sicher, dass er willkommen sein wird«, sagte Chase. Dann blickte er seinen Freund an. »Würden Sie mitkommen?«

Sharpe dachte an Astrid. »Jawohl, Sir«, sagte er.

»Aber wenn es getan werden muss«, sagte Lord Pumphrey, »dann kann es genauso gut schnell getan werden. Ihre Jungs werden bereit sein, das Bombardement in ein, zwei Tagen zu eröffnen, nicht wahr?«

»Wenn wir bombardieren«, grollte Cathcart.

»Wir müssen«, beharrte Jackson.

Das Streitgespräch setzte die Frage fort, ob die Stadt bombardiert werden sollte oder nicht. Sharpe nippte am Portwein, lauschte, wie Kopenhagens Glocken die Stunde schlugen, und dachte an Astrid.

Der Lastkarren ächzte den Hang hinauf und hing an der Kuppe fest.

»Um Himmels willen schieben, ihr heidnischen Bastarde!«, schnauzte ein Sergeant, bis zur Hüfte mit Schlamm bedeckt, ein Dutzend Männer an. »Schieben!«

Die acht Pferde vor dem Lastkarren wurden mit der Peitsche angetrieben, die Männer stemmten sich gegen die Räder, und der Karren drohte über den Haufen Ton hinabzurutschen.

»Stemmt euren verdammten Rücken dagegen«, bellte der Sergeant. »Schieben!«

»Viel zu aufregend, zuzuschauen«, sagte Lord Pumphrey und wandte sich ab.

Es war der Morgen nach Cathcarts Dinner, und seine Lordschaft fühlte sich nicht in bester Verfassung. Er und

Sharpe standen auf einer Düne, und Seine Lordschaft hatte eine Staffelei aufgestellt, auf der ein kleines Stück Papier befestigt war. Er hatte ebenfalls einen Malkasten mit Aquarellfarben, einen Becher mit Wasser und Pinsel dabei, mit denen er ein Bild von Kopenhagens Silhouette malte.

»Ich danke dem Herrn, dass ich nie die Absicht hatte, zur Armee zu gehen«, fuhr Seine Lordschaft fort und fügte seinem Gemälde einen Pinselstrich hinzu. »Da ist es so laut.«

Der »Teufel«, wie das Gefährt genannt wurde, überwand die Hügelkuppe und rollte hinab zur Batterie. Es war ein grotesk schwerer Karren für den Transport von Mörsern. Die Lafette des Mörsers ruhte auf dem Karren, während das Rohr unter der hinteren Achse ruhte. Die Batterie hatte bereits sechs 24-Pfünder-Geschütze mit langem Rohr, die von einem Schiff an Land geholt worden waren, und jetzt wurde sie mit ebenso vielen Mörsern ausgerüstet.

Es waren teuflisch aussehende Waffen. Eigentlich nur Metalltöpfe, gedrungen und kurz. Die Lafette war ein Holzklotz, in den der Pott eingebettet war, sodass er hoch in die Luft ragte, vorne mit einem Keil zum Ändern der Richthöhe, obwohl die meisten Kanoniere es vorzogen, ihr Geschütz mit der Pulvermenge in der Ladung auszurichten. Sharpe, der die Männer beim Manövrieren des »Teufels« unter die dreibeinige Winde beobachtete, die das schwere Rohr vom Boden anheben und auf die Lafette legen würde, versuchte sich vorzustellen, wie das Geschütz abgefeuert wurde. Es würde keinen Rückstoß geben, denn die Lafette hatte keine Räder, und das Geschütz wurde nicht horizontal abgefeuert. Und so würde die Masse aus Holz und Eisen statt zurückzuspringen einfach versuchen, sich selbst ins Erdreich zu graben. Die in dieser Batterie zusammengezogenen Mörser waren alle Zehn-Zoll-Waffen, nicht die größten, aber Sharpe stellte sich vor, wie die

rauchenden Kugeln hoch im Bogen in den bewölkten Himmel stiegen und in Kopenhagen einschlugen.

Lord Pumphrey musste seine Gedanken erraten haben. »Diese Geschütze werden auf die Zitadelle abgefeuert werden, Sharpe. Beruhigt das Ihr Gewissen?«

Sharpe fragte sich, ob er Pumphrey von den Waisenkindern in der Stadt erzählen sollte, entschied sich aber dagegen. »General Cathcart will anscheinend auch nicht bombardieren, Mylord.«

»General Cathcart wird tun, was ihm seine politischen Herren befehlen«, sagte Pumphrey, »und in Abwesenheit jedes Ministers der Krone wird er auf Mister Jackson hören müssen, ob ihm das gefällt oder nicht.«

»Nicht auf Sie, Mylord?«, fragte Sharpe.

»Ich bin ein Lakai, Sharpe«, behauptete Pumphrey, tauchte den Pinsel in die Farbe und blickte stirnrunzelnd auf sein Bild. »Ich bin nur eine Nebenfigur ohne jede Bedeutung. Ich kann Cathcart höchstens ermuntern, die Stadt zu bombardieren. Beginn morgen Nacht, hoffe ich.«

»Morgen?« Sharpe war überrascht, dass es schon so bald sein würde.

»Warum nicht? Die Geschütze sollten bereit sein, und je früher es erledigt wird, desto schneller können wir das Schreckliche vergessen und nach London zurückkehren.« Pumphrey blickte Sharpe fragend an. »Aber warum sind Sie so überempfindlich? Ihr Ruf lässt nicht vermuten, dass Sie zimperlich sind.«

»Es macht mir nichts aus, Männer im Kampf zu töten«, sagte Sharpe, »aber ich konnte noch nie leiden, Frauen und Kinder abzuschlachten. Das ist zu einfach.«

»Leichte Siege sind die besten«, sagte Pumphrey, »und für gewöhnlich die billigsten. Und Sie sollten sich merken, dass Sparsamkeit das größte Wunschziel von Regierungen ist. Ich denke dabei natürlich an ihre Ausgaben, nicht an ihre Einkünfte. Wenn ein Mann in der Regierung nicht reich

werden kann, verdient er nicht die Privilegien des Amtes.« Er schwang den Pinsel oben auf dem Blatt Papier, schmierte Wolken aus der grauen Aquarellfarbe. »Das Dumme ist«, sagte er, »dass ich nie weiß, wann ich aufhören soll.«

»Aufhören?«

»Mit dem Malen, Sharpe, mit dem Malen. Zu viel, und das Gemälde wird schwer. Aquarellfarbe sollte leicht sein, suggestiv, nichts anderes.« Er trat zurück und betrachtete stirnrunzelnd das Bild. »Ich finde, es ist fast so weit.«

Sharpe schaute das Gemälde an. »Ich halte es für sehr gut, Mylord.« Und das stimmte. Pumphrey hatte das fast zauberhafte Aussehen der Stadt mit seinen grünen Türmen und Kuppeln und roten Dächern wunderbar eingefangen. »Ich finde es ausgezeichnet.«

»Das ist sehr freundlich von Ihnen, Sharpe.« Humphrey wirkte echt erfreut, dann erschauderte er, als der Sergeant die Männer anschnauzte, kräftiger an dem Seil zu ziehen, welches das Rohr des Mörsers anhob. Jetzt befanden sich fünfzehn Batterien am westlichen Rand der Stadt, die nächste am südlichen Kanal, während vor der Küste die britischen Bombenschiffe im Bogen gegenüber der Zitadelle und der Sixtus-Batterie ankerten, die zusammen die Hafeneinfahrt bewachten. Die dänischen Kanonenboote wurden nicht eingesetzt. In den ersten paar Tagen hatten sie bei den Schiffen der Royal Navy ernsthaften Schaden angerichtet, denn sie hatten schwerere Artillerie, doch die Errichtung britischer Küstenbatterien hatte sie vertrieben, und die Stadt befand sich jetzt wirksam in einer metallenen Umklammerung.

Ständig donnerten die großen Geschütze, aber sie waren alle dänisch, denn die Kanonen auf den Stadtmauern schossen stetig auf die nächsten britischen Batterien, doch die Geschosse schlugen in die großen Bollwerke von Faschinen - die Reisiggeflechte, die mit Erde gefüllt waren und die Geschütze und Mörser schützten. Sharpe konnte

von seinem Aussichtspunkt auf der Düne sehen, dass an der Stadtmauer Rauch aufstieg. Die Kupferfarbe der Türme und das Rot der Dächer war über der Rauchwolke zu sehen. Näher zu ihm, zwischen den großen Häusern und Gärten, war die Erde zernarbt von den frisch ausgehobenen britischen Batterien. Dort brannten ein Dutzend Häuser, von den dänischen Granaten in Brand gesetzt, die über den Kanal zischten. Der Wind trieb den Rauch westwärts und ärgerte die vertäute Flotte, die die Fahrrinnen zum nördlichen Teil Kopenhagens füllten. Die *Pucelle* war eines der nächsten großen Schiffe, und Sharpe wartete auf die Barkasse, die heute Nacht kommen würde. Wenn die Wolken dichter wurden und den Mond verdeckten, konnten sie versuchen, in die Stadt einzudringen.

Er blickte wieder zu den Türmen und dachte an Astrid. Es war sonderbar, dass er sich nicht deutlich an ihr Gesicht erinnern konnte, aber ebenso wenig konnte er ein genaues Bild von Grace vor seinem geistigen Auge sehen. Er hatte von beiden kein Porträt.

»Die Dänen könnten jetzt kapitulieren«, sagte Pumphrey. »Es wäre das Vernünftigste für sie.« Er trug noch hellgrüne Tupfer auf die Türme der Stadt auf.

»Ich habe als Soldat eines gelernt«, sagte Sharpe, »dass die vernünftigen Dinge niemals getan werden.«

»Mein lieber Sharpe ...«, Pumphrey gab vor, beeindruckt zu sein, »... wir werden aus Ihnen noch einen Stabsoffizier machen!«

»Gott behüte, Mylord.«

»Sie mögen den Stab nicht, Sharpe?«, sagte Pumphrey.

»Was ich mag, Sir, ist eine Kompanie Schützen, die in einen richtigen Kampf gegen die Franzmänner zieht.«

»Ihr Wunsch wird zweifellos erfüllt werden.«

Sharpe schüttelte den Kopf.

»Nein, Mylord. Man mag mich nicht. Man wird mich als Quartiermeister behalten.«

»Aber Sie haben Freunde an hohen Stellen, Sharpe«, sagte Pumphrey.

»An hohen und geheimen.«

Pumphrey betrachtete kritisch sein Gemälde und wirkte unzufrieden damit. »Sir David wird Sie nicht vergessen, das kann ich Ihnen versichern, und ich nehme an, Sir Arthur wird Sie im Auge behalten.«

»Er würde mich gern verschwinden sehen, Mylord«, sagte Sharpe und konnte seine Bitterkeit nicht verbergen.

Lord Pumphrey schüttelte den Kopf. »Ich nehme an, dass Sie seine übliche kühle Art gegen jedermann als eine besondere Abneigung gegen Sie missverstehen. Ich habe ihn um seine Meinung über Sie gebeten, und die war hoch, Sharpe, sehr hoch. Aber er ist ein schwieriger Mann, das gebe ich zu. Sehr distanziert, finden Sie nicht auch? Und da wir von distanziert sprechen, Lady Grace Hale war eine ziemliche entfernte Cousine. Ich bezweifle, dass es ihm auf die eine oder andere Weise etwas ausmacht.«

»Haben wir darüber gesprochen, Mylord?«

»Nein, das haben wir nicht. Und ich entschuldige mich.«

Sharpe beobachtete, wie ein Mörser auf eine Lafette gesenkt wurde. »Was ist mit Ihnen, Mylord?«, fragte er. »Was tut ein Zivilist als Adjutant für einen General?«

»Berät ihn mit gesundem Menschenverstand, Sharpe.«

»Das ist nicht üblich, oder, Mylord?«

»Gesunder Menschenverstand ist tatsächlich unüblich.«

»Ich meine, es ist nicht üblich, dass ein Zivilist einen Posten im Stab erhält.«

Lord Pumphrey erschauerte in seiner schweren Jacke, obwohl der Tag nicht besonders kalt war. »Man könnte sagen, Sharpe, dass ich ihm von Sir David aufgeschwatzt worden bin. Wussten Sie, dass er in Schwierigkeiten steckte?«

»Ich habe davon gehört, Sir.«

Bairds Karriere hatte nach Indien gelitten. Auf der Heimfahrt war er von einem französischen Kaperschiff gefangen genommen worden, und nach seiner Freilassung war er als Gouverneur zum Kap der Guten Hoffnung geschickt worden, wo er einem Untergebenen törichterweise erlaubt hatte, an einer Kaperfahrt nach Buenos Aires - einen ganzen Ozean entfernt - teilzunehmen, und dieser katastrophale Beutezug hatte zu Bairds Entlassung geführt. Er war bei einer Anklage freigesprochen worden, doch seine Ehre und sein guter Ruf waren beschädigt gewesen. »Der General«, sagte Lord Pumphrey, »hat alle Tugenden, außer Vernunft und Klugheit.«

»Und diese geben Sie ihm?«

»Der Duke of York war unklug genug, um Sir Davids Hilfe bei Lavissers abscheulichen Plan anzufordern. Wir rieten davon ab, wie Sie wissen, aber wir stellten sicher, dass jemand die Dinge im Auge behalten konnte. Ich bin dieses alles sehende Auge. Und, wie ich schon sagte, ich biete Rat an. Wir wollen keine unverantwortlichen Abenteuer mehr.«

Sharpe lächelte. »Was der Grund ist, weshalb Sie mich wieder nach Kopenhagen hineinschicken, Mylord?«

Pumphrey erwiderte das Lächeln. »Wenn Lavisser lebt, Lieutenant, wird er zwangsläufig Geschichten über den Duke of York verbreiten, und die britische Regierung in ihrer unendlichen Weisheit möchte nicht, dass die französischen Zeitungen mit geilen Geschichten von Mary Ann Clarke gefüllt sind.«

»Mary Ann Clarke?«

»Ein sehr schönes Geschöpf, Sharpe, aber leider nicht die Frau des Duke. Die Herzogin ist eine preußische Prinzessin und hat, dessen bin ich sicher, viele Verdienste, aber es scheint ihr an Miss Clarks eher schlüpfrigen Fähigkeiten zu mangeln.«

Sharpe sah zwischen zweien der Bombensegler eine Barkasse nahen. »Sie wollen also Lavissers Tod, Mylord?«

»Ich würde nie einen diesbezüglichen Befehl erteilen«, sagte Pumphrey glatt. »Ich bemerke nur, dass Sie einen Ruf haben, findig zu sein, und deshalb verlasse ich mich darauf, dass Sie tun, was nötig ist. Und darf ich Sie erinnern, dass ein paar Tausend Guineas vermisst werden? Ich hörte, dass Sie in Vygard danach gesucht haben?«

»Ich wollte sie Ihnen zurückgeben, Mylord.«

»Mir ist nie in den Sinn gekommen, dass Sie das nicht tun werden, Sharpe«, sagte Pumphrey lächelnd. Er sah, wie eine Kanonenkugel von der Zitadelle kurz vor einem britischen Kanonenboot ins Meer schlug. »Da ist zufällig noch ein anderer Dienst, den Sie uns in Kopenhagen erweisen könnten. Diese Botschaft, die Sie so clever abgefangen haben - es geht dabei um mehr als das Verbrennen der Flotte, Sharpe. Da war ein Satz am Ende, dass Paris immer noch die Namensliste verlangt. Ich nehme an, das betrifft Skovgaard, meinen Sie nicht auch?«

»Ich bin mir sicher, dass dies gemeint ist.«

»Hat er Vorsichtsmaßnahmen getroffen?«

»Er glaubt es. Er denkt, Gott kümmert sich um ihn. Und mich hält er für einen Teufel.«

»Ich kann religiösen Fanatismus nicht ausstehen«, sagte Pumphrey, »aber wenden Sie sich an ihn, wenn Sie so freundlich wären. Nur, um sicher zu sein, das er noch lebt.« Pumphrey runzelte die Stirn. »Was am wichtigsten ist, Sharpe, ist nicht das Gold. Es ist weder Lavissers elendes Leben noch die Möglichkeit, dass die Pariser Zeitungen pikanten Klatsch über Miss Clark verbreiten. Wichtig ist, dass die Franzosen nicht die Identitäten von Skovgaards Korrespondenten entdecken. Es ist ein Jammer, dass sie sogar seine Identität erfahren haben, denn ich befürchte, er kann unmöglich geschützt werden, wenn wir von hier fort sind, aber wenn dieses Geschäft vorüber ist, werde ich versuchen, ihn zu überreden, nach Britannien zu ziehen.«

»Ich bezweifle, dass er das tun wird.«

»Ich glaube, dass die meisten Menschen es vorziehen, zu leben, statt zu sterben«, sagte Lord Pumphrey, dann trat er einen Schritt zurück, um sein Gemälde zu betrachten. Er schüttelte enttäuscht den Kopf, legte den Pinsel ab, leerte den Wasserbecher und schloss die Malkiste. »Es wäre traurig, Skovgaards Dienste zu verlieren, aber zweifellos kann ein anderer gefunden werden, der Botschaften empfängt. Meinen Sie, das ist Ihre Barkasse? Dann könnte ich Ihnen Spaß bei Ihrer Jagd in Kopenhagen wünschen?« Pumphrey gab Sharpe die Hand.

»Gibt es eine Belohnung nach erfolgreicher Jagd, Mylord?«, fragte Sharpe.

»Das Gold reicht nicht? Dann wird Ihre Belohnung die Freude sein, dass Sie Ihr Opfer geschnappt haben.«

»Ich bin es leid, Quartiermeister zu sein, Mylord.«

»Ah! Sie denken an Ihre Karriere!« Pumphrey lächelte. »Mal sehen, was ich Ihnen anbieten kann, Sharpe, obwohl es Ihnen möglicherweise nicht gefallen wird.«

»Nicht gefallen?«, fragte Sharpe verwundert.

»Nachdem Sie Harwich verlassen haben, Sharpe«, sagte Lord Pumphrey mit offensichtlichem Vergnügen, »und bevor wir an Bord eines äußerst unbehaglichen Schiffs gingen, kam ein sonderbarer Bericht aus London. Ein schockierender Mord, ausgerechnet in Wapping. Eigentlich nichts Besonderes daran, wenn nicht ein Dutzend Zeugen dieses Verbrechens geschworen hätten, dass der Täter ein Armeeoffizier war. Wie finden Sie das, Sharpe?« Er wartete auf eine Antwort, doch Sharpe schwieg. Pumphrey zuckte mit den Schultern. »Kümmern Sie sich um meinen unbedeutenden Botengang, Sharpe, und ich werde sicherstellen, dass Sie ein Armeeoffizier bleiben, wenn auch ein verachteter Quartiermeister. Was den Quartiermeister anbetrifft, nun, ich bin mir sicher, dass zu gegebener Zeit Ihre Verdienste Sie über diesen Posten weit erheben werden und ich Ihre Karriere mit Stolz verfolgen kann, in dem

Wissen, dass ich Sie in einer Krisenzeit erhalten habe. Und ich verspreche Ihnen, dass ich mein Bestes tun werde, um Ihre Interessen zu fördern.« Er blickte zum Himmel. »Es bewölkt sich sehr gut. Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen nicht zum Abschied winke. Ich könnte mir eine Erkältung holen, wenn ich hierbliebe.«

»Mylord ...«, begann Sharpe.

Pumphrey hob eine Hand und brachte ihn zum Verstummen. Dann klappte er seine Staffelei zusammen und nahm die Malkiste. »Der Mann in Wapping war enthauptet, heißt es, es wurde ihm der Kopf abgeschlagen. Richten Sie John Lavisser meine Grüße aus, ja?« Dann ging er davon.

Bastard, dachte Sharpe. Er mochte ihn trotzdem. Dann wandte er sich ab und ging zu dem Boot. Midshipman Collier hatte das Kommando. Er war seit Trafalgar gewachsen und jetzt ein junger Mann, dessen Lächeln Freude zeigte, Sharpe wiederzusehen. »Wir wussten, dass auf uns dreckige Arbeit wartet, als wir hörten, dass Sie kommen. Sie erinnern sich an Hopper?«

»Hopper ist unvergesslich«, sagte Sharpe und grinste den Bootsmann der Crew an, der seine Stirnlocke wegstrich. »Und Clouter!« Sharpe entdecke den riesigen Schwarzen, dessen rechte Hand jetzt nur noch zwei Finger hatte, eine Erinnerung an Trafalgar. »Wie geht es Ihnen, Clouter?«

»Prima, Sir.«

»Sollen wir?«, fragte Collier.

Sharpe beobachtete, wie Lord Pumphrey sich einen Weg über die Dünen suchte.

Jetzt musste er also wieder in die Stadt gehen und einen Mord begehen.

Und das Gold finden. Und nach Astrid suchen. Diese letzte Aufgabe schien die wichtigste zu sein.

Immer noch verwirrt, stieg er in das Boot.

KAPITEL 9

Die Barkasse brachte Sharpe statt zur *Pucelle* nur zur *Vesuvius,* einem Bombenschiff, das viel näher an der Hafenmündung ankerte. Captain Chase wartete an Bord, augenscheinlich zur Besorgnis des Kapitäns, einem Lieutenant, der gewaltigen Respekt vor einem echten Post Captain an Bord seines Schiffes hatte. Sharpe und Collier als Offizieren wurde mit dem Pfeifen die Erlaubnis erteilt, an Bord des Bombenschiffes zu gehen.

»Ich dachte, wir verbringen den Tag hier, Sharpe«, erklärte Chase. »Ich schicke meine Crew in die Stadt mit Ihnen, und es ist viel näher von hier aus zu segeln als von der *Pucelle* aus. Ich habe Abendessen mitgebracht.«

»Und Waffen, Sir?«

»Hopper hat Ihr Arsenal.«

Sharpe hatte noch das Gewehr, dass er in Köge geliehen hatte, aber er hatte Chase um weitere Waffen gebeten, und Hopper hatte sie von der *Pucelle* mitgebracht. Da waren ein schweres Entermesser, zwei Pistolen und eine der massiven siebenläufigen Waffen, die Sharpe bei Trafalgar benutzt hatte. Es war eine Marine-Waffe von atemberaubender Grausamkeit und beschränkter Nützlichkeit. Die sieben Läufe, jeder mit einem halben Zoll Durchmesser, konnten zusammen abgefeuert werden, doch die Waffe, die entwickelt worden war, um von der Takelage hinab auf ein feindliches Deck zu feuern, konnte nur in einer halben Ewigkeit geladen werden. Trotzdem war sie, einmal und richtig eingesetzt, verheerend.

Sharpe hängte die schwere Waffe neben dem Gewehr an seine Schulter und schnallte das Entermesser an die Hüfte. »Gut, wieder eine richtige Klinge zu haben. Sie kommen also mit in die Stadt, Hopper?«

»Der Captain wollte die Besten, Sir«, sagte Hopper, dann zögerte er. »Die Jungs und ich, Sir ...«

»Ihr seid die Besten«, sagte Sharpe.

»Nein, Sir.« Hopper schüttelte den Kopf, um anzuzeigen, dass Sharpe ihn missverstanden hatte. Er war ein großer Mann mit einem geteerten Pferdeschwanz und vielen Tätowierungen. »Ich und die Jungs, Sir«, sagte er und wich Sharpes Blick aus. »Wir wollten sagen, wie leid es uns tut, Sir. Sie war eine richtige Lady.«

»Das war sie.« Sharpe lächelte, gerührt bei diesen Worten. »Ich danke euch, Hopper.«

»Sie wollten Ihnen ein Geschenk für Ihr Kind schicken«, erzählte ihm Chase bald darauf, als die beiden Männer in der kleinen Achterkabine allein waren. »Sie machten ein Kinderbettchen aus einer der Planken der *Pucelle,* die bei Trafalgar zu Bruch gingen. Sie haben es in der Kombüse verbrannt, als sie vom Tod Ihrer Frau erfuhren. Es waren traurige Tage für uns alle, Richard.« Er musterte Sharpe. »Sind Sie für heute Nacht bereit?«

»Jawohl, Sir.«

»Der junge Collier hat das Kommando über den Landungstrupp«, sagte Chase. »Ich wollte selbst mitgehen, aber der Admiral hat es nicht genehmigt. Der Witzbold sagte, ich sei zu wertvoll!«

»Er hat recht, Sir.«

»Er ist ein widerlicher Langweiler, Richard, der das Kommando über eine kleine Kirchengemeinde haben sollte, statt über eine Flotte. Aber Collier versteht sein Geschäft.«

Sharpe zweifelte, dass ein so junger und unerfahrener Offizier das Kommando über den Landungstrupp haben sollte, doch Chase war da ganz zuversichtlich, dass Collier das meistern würde. Die Männer sollten - wenn sie an Land waren - im inneren Hafen an Bord eines Schiffes gehen. Egal auf welches, meinte Chase, und wenn sie erst sicher an Bord waren, würden sie sich auf den unteren Decks verstecken.

»Die Schiffe sind bestimmt vorübergehend außer Dienst gestellt«, erklärte Chase, »was bedeutet, dass niemand außer ein paar Jungs zum Anzünden der Lunten an Bord sind, und Sie können einen Zehn-Jahres-Sold gegen einen Viertelpenny wetten, dass sie es sich in den Offiziersquartieren gemütlich machen. Colliers Jungs können unten warten, und das einzige Risiko besteht darin, dass die Dänen irgendeine Arbeit an Bord erledigen. Ein Zimmermann unten im Schiff, und wir müssen mit dem Halsabschneiden anfangen.«

»Wann schneiden wir die Lunten durch?«, fragte Sharpe.

»Collier wird den richtigen Zeitpunkt abschätzen«, sagte Chase, und die sorglose Antwort beunruhigte Sharpe, obwohl es ihn nichts anging. Er würde in der Stadt Lavisser jagen, während das Durchschneiden der Lunten auf den Schiffen der dänischen Flotte unter die Verantwortung von Collier fiel. Abermals fragte sich Sharpe, ob der junge Midshipman tatsächlich der richtige Mann für die Aufgabe war, doch Chase ließ keine Zweifel zu. »Er wird seine Sache ausgezeichnet machen, Sharpe, einfach hervorragend. Wie wäre es jetzt mit etwas zu essen? Ich habe Filets, Zunge und Hog's Pudding.«

»Hog's Pudding?«

»Eine scharf gewürzte Schweinswurst. Eine Spezialität aus Devonshire, Sharpe, wirklich klasse! Ich liebe Hog's Pudding.«

Sharpe schlief an diesem Nachmittag, wurde vom leichten Seegang in Träume gewiegt. Als er aufwachte, dämmerte regnerisch der Abend, und das Schiff war von Leben erfüllt, von Rufen, dem Knarren einer Ankerwinde und den Schritten von Männern. Das Schiff wurde anscheinend ausgerichtet. Die beiden Mörser im Bauch der *Vesuvius* wurden vorbereitet. Um damit zu zielen, musste das ganze Schiff auf das Ziel gerichtet werden, und das wurde erreicht, indem die Kabel von vier Ankern gespannt oder gelockert wurden, die

das Schiff wie in einem gespannten Netz hielten. Ein Midshipman gab Kommandos.

»Das müssen sie zweimal pro Tag tun«, sagte Chase. »Die Strömung bewirkt das.«

»Worauf zielen sie?«

»Auf diese große Festung.« Chase wies zur Zitadelle, die jenseits des kleinen Angler-Piers aufragte, auf dem Sharpe in dieser Nacht zu landen hoffte. »Sie werden die Bomben direkt in ihren Schlund feuern. Sollen wird die Zunge zum Abendessen zubereiten? Dann können Sie um Mitternacht aufbrechen.«

Die Barkasse wurde vorbereitet. Die Dollenstifte wurden eingefettet, damit sie nicht quietschten, und die Drehdollen, in denen die Riemen ruhten, wurden in Tücher gehüllt, während der Rumpf und die Ruder mit Stockholmer Teer schwarz angestrichen wurden. Die Crew der Barkasse sah wie Piraten aus, behängt mit Waffen und alle schwarz gekleidet. Ein dänischer Seemann von der Backbordwache der *Pucelle* war zum Ehrenmitglied der Barkassenmannschaft für die Mission ernannt worden.

»Können Sie dem Mann vertrauen?«, fragte Sharpe Chase.

»Für den lege ich die Hand ins Feuer, Richard. Er ist länger auf der *Pucelle* als ich. Und Collier braucht jemanden, der die Sprache spricht.«

Der Abend brach herein. Die Wolken machten ihn völlig dunkel, so finster, dass Sharpe sich fragte, wie die Barkasse den Weg in die Hafenmündung finden würde, aber Chase beruhigte ihn. Er wies zu einer fernen Laterne, die hellblau glühte.

»Die hängt an der Rahnock der *Pucelle,* und wir hängen eine andere Laterne an den Fockmast der *Vesuvius,* und solange der junge Collier die beiden bläulichen Lichter in einer Linie hält, fährt er schnurgerade.« Er schwieg kurz. »Würde es Ihnen etwas ausmachen, Richard, wenn ich bei Ihrer Abfahrt nicht anwesend bin? Ich fühle mich irgendwie

krank, muss mir den Magen verdorben haben. Ich brauche Schlaf. Fühlen Sie sich gut?«

»Sehr gut.«

»Ich wünsche Ihnen Spaß, Richard«, sagte Chase, klopfte ihm auf die Schulter und ging nach achtern.

Es war ein sonderbar abrupter Abschied, und es war ebenso merkwürdig, dass Chase schlafen würde, wenn die Barkassen-Crew aufbrach. Sharpe nahm an, dass Chases Krankheit mehr mit Nervosität als mit verdorbenem Magen zu tun hatte.

Sharpe war selbst nervös. Er war im Begriff, in eine feindliche Festung einzudringen, und das mit einer Barkasse, auf der es kein Versteck gab, sollten sie entdeckt werden. Er sah, wie Chase nach achtern zu den Quartieren verschwand, dann ging er zu Hopper und seinen Männern, die auf dem Deck Messer und Entermesser schärften.

Es schien eine Ewigkeit zu vergehen, bis Collier das Einsteigen befahl, und es dauerte lange, bis sich all die Männer mit ihren Waffen und Taschen mit Proviant und Wasserschläuchen ihren Platz in der nach Teer stinkenden Barkasse eingenommen hatten.

Die Männer waren sonderbar aufgeregt, fast ausgelassen, und als einige kicherten, schnaubte Collier sie an, still zu sein. Dann überprüfte er, dass keiner seine Waffe geladen hatte, denn er befürchtete, dass sich zufällig eine Pistole oder Muskete entladen könnte.

Regen hatte eingesetzt. Er war nicht stark, mehr ein ständiges Nieseln, das in Sharpes aufgestellten Kragen sickerte.

Die Barkasse war überladen. Normalerweise war sie für eine Last von einem Dutzend Personen vorgesehen, jetzt waren es fünfzehn. Sie waren über die von der Stadt abgewandten Seite der *Vesuvius* an Bord gegangen, und auf Colliers Befehl hin ruderten die Männer jetzt, um von dem Bombenschiff loszukommen. Die Riemen bewegten sich

leise mit den Drehdollen, und als sie ein paar Meter von der *Vesuvius* entfernt waren, befahl Collier, das Rudern einzustellen.

»Die Strömung wird uns reinbringen«, flüsterte er Sharpe zu. Das Flüstern war nicht nötig, denn sie waren immer noch über eine halbe Meile von der Küste entfernt, fühlten sich jedoch schon verwundbar.

Die Barkasse trieb. Dann und wann wurde kurz gerudert, um den Kurs auf einer Linie mit den beiden hellblauen Laternen zu korrigieren. Das Blau war sehr blass, und Sharpe staunte darüber, dass die Männer diese beiden Lichter von all den anderen der Flotte unterscheiden konnten. Die meiste Zeit verhielt sich die Mannschaft leise und lauschte auf Knarren und Platschen, das die Anwesenheit eines dänischen Wachboots verraten könnte. Mindestens ein feindliches Boot musste bei der Hafensperre patrouillieren, um solch ein Eindringen wie jetzt von der dunkel angestrichenen Barkasse der *Pucelle* zu verhindern.

Ein paar Lichter brannten in der Stadt und spiegelten sich länglich und zittrig in der schwarzen Wasseroberfläche. Kalter Wind blies von Osten und warf kleine Wellen gegen die Barkasse.

Sharpe fröstelte es. Er konnte den Hafen jetzt riechen, der von all dem Abfall an den langen Kais stank. Auf der Mauer der Zitadelle leuchtete eine kleine Flamme auf und erstarb. Sharpe nahm an, dass sich ein Wachtposten eine Pfeife angezündet hatte. Er wandte sich um und blickte zu den Laternen der britischen Flotte. Das Licht wirkte jetzt sehr weit entfernt, verschwommen im Regen. Plötzlich war vom Bug der Barkasse ein Zischen zu hören, und jeder erstarrte. Sharpe nahm ein Platschen und das leise Quietschen einer Riemendolle wahr.

Ein feindliches Wachboot war nahe, und Sharpe wartete und wagte kaum zu atmen, doch das nächste Platschen war schon schwächer. Er glaubte kurz, weißes Wasser, von einem

Riemen aufgewühlt, zu sehen, war sich jedoch nicht sicher. Collier und seine Männer duckten sich tief, als könnten sie sich vor dem patrouillierenden Feind in der Dunkelheit auf der Wasseroberfläche der See verstecken.

Ein rötliches Glühen war jetzt oberhalb der Mauern der Zitadelle zu sehen, der Widerschein von Laternenlicht im Hof. Die Barkasse trieb jetzt schneller, getragen von der starken Strömung. Sharpe konnte den Pier nicht sehen. Er versuchte, nicht an die dänischen Geschütze in den Schießscharten oberhalb von ihm zu denken. Ein einziger Schuss mit Kartätschenmunition konnte die Barkasse in blutige Trümmer verwandeln. Die ersten der Stadtglocken schlugen ein Uhr.

Dann prallte die Barkasse auf ein Hindernis. Sharpe klammerte sich am Dollbord fest, das klebrig vom Teer war. Sein erster Gedanke war, dass sie gegen einen Baum getrieben worden waren, dann erkannte er, dass die Männer am Bug aus der Barkasse stiegen. Sie hatten den Pier erreicht, haargenau geführt von den bläulichen Laternen. Er hörte, wie die Schweren Proviant- und Munitionstaschen aufwärts gehievt wurden.

»Wir lassen das Boot einfach hier«, flüsterte Collier. »Soll es wegtreiben.«

Sharpe ertastete sich den Weg vorwärts, dann kletterte er unbeholfen die hölzerne Leiter hinauf, die nach Fisch roch. »Wohin jetzt, Richard?«, fragte eine leise Stimme.

Sharpe wandte sich erstaunt um. »Sie?«

»Pst.« Captain Chase grinste in der Dunkelheit. »Admiral Gambier denkt, ich sei krank, aber ich konnte doch unmöglich meine Jungs sich selbst überlassen.« Seine Jungs grinsten alle. Sie hatten gewusst, dass der Captain mitkam, das war der Grund gewesen, weshalb sie alle so übermütig gewesen waren, nachdem sie die *Vesuvius* verlassen hatten. »Also, wohin, Richard?«, fragte Chase.

»Sie sollten nicht hier sein, Sir«, sagte Sharpe.

»Sie auch nicht, um Gottes willen. Außerdem ist es ein bisschen spät, mir das zu sagen, meinen Sie nicht auch?« Chase trug seine Uniform, legte jetzt jedoch einen Bootsmantel über seine Schultern. »Richard, übernehmen Sie die Führung.«

Sharpe führte sie über den Pier, stets der riesigen Geschütze bewusst, die keine hundert Schritte entfernt waren, und dann nach links über den Pfad, auf dem er mit Astrid spaziert war. Ihre Schritte wirkten laut. Dann, keine zwanzig Schritte vom Pier entfernt, wurden sie vom Park aus, wo eine Batterie von Feldgeschützen hinter Faschinen aufgestellt war, angerufen.

Chases dänischer Seemann antwortete. Es folgte ein kurzes Lachen aus der Dunkelheit, dann weiter dänische Worte. Die anderen Seeleute waren stehen geblieben, die Hände auf den Waffen, doch der Ton des Wortwechsels war beruhigend, und Chase führte sie weiter.

»Was haben Sie ihm gesagt?«, fragte Chase, als die Batterie hinter ihnen lag.

»Die Wahrheit«, sagte Chases Mann. »Dass wir britische Matrosen sind, die gekommen sind, um die Flotte zu erbeuten.«

»Das haben Sie gesagt?« Chase klang alarmiert.

»Meine Mutter sagte, ich komme in die Hölle, wenn ich lüge, Sir. Dann habe ich ihm erzählt, unser Boot hätte ein Leck und wir spazierten zurück. Er denkt, wir sind die Wachboot-Crew.«

Chase lachte. Die Lampen in der Stadt gaben gerade genug Licht ab, um einen fahlen Schein auf die Straße neben dem Hafenkai zu werfen, der mit Fässern und aufgestapeltem Proviant für eine Belagerung gefüllt war. »Kommt Ihnen das ebenfalls verdammt seltsam vor, Richard?«, fragte Chase.

»Jawohl, Sir.«

»Mein Gott, wir sind in einer feindlichen Festung!« Chase spähte in Gassen, sichtlich enttäuscht, dass es dort so wenig zu sehen gab. Die Stadt schien zu schlafen. Nicht nur die Zivilisten, sondern auch die Garnison. Das wirkt alles so unschuldig hier, dachte Sharpe. Kopenhagen mochte belagert sein, doch die Stadt wollte ihr normales Leben weiterführen. Niemand wollte Krieg, und Sharpe spürte, dass die Leute glaubten, das Unheil würde vorübergehen, wenn sie es ignorierten. Dänemark wollte nur in Frieden gelassen werden, während Europa verrückt wurde, aber die Dänen hatten Schiffe, und so wurden sie in den Krieg hineingezogen, ob ihnen das gefiel oder nicht.

Sie passierten Schloss Amalienborg. Es mussten dort Posten stehen, doch niemand rief die Männergruppe an, deren Schritte von den Schlosswänden widerhallten. Irgendwo miaute eine Katze, und Ratten huschten durch die Dunkelheit. Am Kai, der nach dem Aufbruch des Kronprinzen nach Holstein fast leer gewesen war, lagen viele vertäute Schiffe, die meisten davon Handelsschiffe, die Zuflucht vor der britischen Flotte gesucht hatten. Der Wind peitschte den anhaltenden Regen durch ihre Takelagen.

»Ich denke, ich sollte aufwachen und begreifen, dass dies ein Traum ist«, sagte Chase.

»Wir sind noch nicht im inneren Hafen«, warnte Sharpe.

Gewiss würden die Dänen ihre Flotte bewachen. Es war ein Gewirr von Masten und Segeln in der Dunkelheit, schwach erhellt von einem Kanonenofen, der vor einem Wachhaus glühte, das nahe bei zwei halb fertigen Schiffen auf den Hellingen stand. Sharpe nahm jedenfalls an, dass es sich um ein Wachhaus handelte, denn es war eine kleine überdachte Kabine für einen Posten, doch die Kabine war leer.

Chase führte sie über den Kai, der den inneren und äußeren Hafen trennte. Es war plötzlich alles lächerlich einfach. Die Dänen hatte ihre Flotte in das Hafenbecken »gepackt«, Bord an Bord, und die Buge ihrer Linienschiffe

berührten den Kai, sodass ihre Bugspriete über den Kai ragte. Chase wies auf das erste der Schiffe, und seine Männer kletterten geschickt in das Tauwerk des Bugspriets aufs Vordeck. Dann verschwand einer nach dem anderen an Bord. Sharpe wartete, bis das letzte Gepäckstück durchgereicht worden war und folgte dann etwas schwerfälliger.

Das Schiff war so dunkel wie eine Gruft. Niemand rief sie an. Sie tasteten sich Niedergänge hinab bis zum leeren untersten Deck, und dort warteten sie wie Diebe in der Nacht.

General Peymann schaute auf den Brief, den zwei britische Offiziere unter einer Parlamentärsflagge in die Stadt gebracht hatten. Die Offiziere warteten außerhalb vor den Stadttoren auf eine Antwort.

Der Brief war auf Englisch geschrieben, und der General beherrschte diese Sprache nicht gut genug, um die komplizierten diplomatischen Höflichkeiten zu verstehen, und so gab er den Brief Lavisser. »Vielleicht übersetzen Sie mir, Major?«

Lavisser las die Übersetzung laut. Er beeilte sich bei den blumigen Komplimenten und wurde langsamer, als er zu dem kam, was wenig mehr als eine Aufforderung zur Kapitulation der Stadt war. »›Wir, die Unterzeichner, wenn in diesem Moment unsere Truppen vor Ihren Toren stehen und unsere Batterien bereit sind, das Feuer zu eröffnen, erneuern hiermit die gleichen vorteilhaften und versöhnlichen Bedingungen, die Ihnen durch die Minister seiner Majestät unterbreitet worden sind.‹ Das ist nichts Neues, Sir«, bemerkte Lavisser. »›Wenn Sie die dänische Flotte übergeben, wird sie für Seine Dänische Majestät in Obhut genommen und restauriert. Seine Dänische Majestät wird sie mit aller Ausrüstung in einem guten Zustand zurückerhalten, sobald die allgemeinen Bedingungen des Friedensvertrages die Notwendigkeit beseitigt haben, die

der Grund für diese Forderung ist.‹ Es ist sowohl von Admiral Gambier als auch von General Cathcart unterschrieben, Sir«, sagte Lavisser und legte den Brief auf den Tisch.

Peymann saß an dem Tisch und blickte finster darauf. »Sie sagen nichts über die Bombardierung der Stadt?«

»Nicht direkt, Sir.«

»Aber werden sie bombardieren?«, wollte Peymann wissen.

»Das werden sie nicht wagen!«, antwortete ein anderer Adjutant. »Sie werden sich den Zorn von ganz Europa zuziehen.«

»Aber wenn sie es tun«, warf ein dritter Adjutant ein, »müssen wir es ertragen. Die Feuerwehren sind bereit.«

»Welche Feuerwehren?«, fragte Lavisser sarkastisch. »Es gibt nur sieben Löschspritzen in der ganzen Stadt.«

»Sieben? Nur sieben?« Peymann klang alarmiert.

»Zwei sind in der Reparatur, Sir.«

»Sieben reichen nicht!«

»Verbrennen Sie die Flotte«, schlug Lavisser vor. »Wenn die Engländer sehen, dass ihre Prisen in Rauch und Flammen aufgegangen ist, werden sie von hier verschwinden.«

»Wir sind hier, um die Flotte zu beschützen«, sagte Peymann. »Wir werden sie verbrennen, wenn wir das müssen, aber erst im allerletzten Moment.« Er seufzte, dann wies er einen Schreiber an, eine Antwort auf die britische Forderung zu schreiben. »Meine Lords«, diktierte er. Dann dachte er einen Moment nach. »Wir sind unverändert überzeugt davon, dass unsere Flotte, unser eigener, unstrittiger Besitz, so sicher in den Händen Seiner Dänischen Majestät ist, wie sie es in denen des Königs von England jemals sein kann.« Das fand er sehr gut formuliert. Sollte er die Möglichkeit einer Bombardierung erwähnen? Er sagte sich, dass er zum Ausgleich versuchen sollte, an das britische Gewissen zu appellieren. »Unser Herr hat nie irgendwelche Feindseligkeiten gegen Ihr Volk beabsichtigt«, fuhr er fort, »und wenn Sie so grausam sind, zu versuchen,

eine Stadt zu zerstören, die Ihnen nicht den geringsten Anlass dafür gegeben hat, so muss sie sich ihrem Schicksal fügen.« Er schaute dem Schreiber zu. »Sie werden nicht bombardieren«, murmelte er im Selbstgespräch. »Das werden sie nicht tun.«

»Das können sie nicht«, stimmte ein Adjutant zu.

»Es wird eine Belagerung geben, dessen bin ich mir sicher«, sagte Peymann und hoffte, dass er recht hatte.

Eine Belagerung würde das Letzte sein, was Chase und seine Männer wünschten, denn dann mussten sie sich verbergen, bis die Stadt kapitulierte, und selbst der stets optimistische Chase glaubte nicht an das Glück, dass sie eine Belagerung von Wochen oder Monaten durchhalten konnten. Chase hatte es nur gewagt, in die Stadt zu gehen, weil er geglaubt hatte, dass die dänische Kapitulation schnell kommen würde, wenn die Mörser mit ihrem Werk begannen.

»Wohlgemerkt«, sagte er zu Sharpe am Morgen, »wir müssten hier vermutlich monatelang leben. Die Laderäume sind voller Salzfleisch. Es gibt sogar einige Fässer Wasser. Ein bisschen schal, ja, aber nichts Schlimmeres, als wir für gewöhnlich trinken.«

Die Dämmerung hatte enthüllt, dass sie an Bord des größten Schiffes der dänischen Flotte waren, der *Christian VII.,* einem Linienschiff mit 96 Geschützen.

»Sie ist fast neu«, berichtete Chase Sharpe, »und wunderbar gebaut. Einfach wunderbar.« Das Schiff war von seiner Mannschaft, Geschützen und Munition geleert worden, doch große Bündel Brandbeschleuniger waren auf den Decks platziert, und die Lunten führten zum Vorderdeck hinauf. Es waren keine Dänen an Bord, doch am Nachmittag, als die meisten von Chases Männern schliefen, war das Stampfen von Schritten zu hören. Die Männer versteckten sich im vorderen Magazin und nahmen ihre Waffen in die

Hände, während ein alarmierter Chase einen Finger auf die Lippen legte.

Die Schritte näherten sich vom Deck unmittelbar über ihnen. Es schienen die Schritte von zwei Personen zu sein, die vielleicht die Lunten oder sonst was überprüfen wollten, doch dann lachte einer von den beiden Eindringlingen und sang eine Zeile eines Liebeslieds. Es war eine Frauenstimme, und einen Moment später wurde aus weiteren Geräuschen klar, warum das Paar an Bord gekommen war.

»Wenn sie so hart kämpfen, wie sie vögeln ...«, flüsterte Collier, aber Chase gebot ihm Schweigen.

Das Paar verließ schließlich befriedigt das Schiff, und Chases Männer aßen Brot und Hog's Pudding.

»Florence hat mir diese Spezialität geschickt«, sagte Chase, »und sie schreibt, dass sie von unseren eigenen Schweinen gemacht ist. Köstlich, wie?« Er schnitt eine weitere Scheibe von dem blassen, fetten Würstchen ab und sah Sharpe an. »Was haben Sie also vor, Richard?«

»Ich muss einen Mann jagen«, sagte Sharpe. Und eine Frau wiedersehen, fügte er in Gedanken hinzu. Er war versucht gewesen, am Tag zum Ulfedts Plads zu gehen, doch die Vorsicht hatte ihn gemahnt, bis zur Dunkelheit zu warten.

Chase dachte einen Moment darüber nach. »Warum warten Sie nicht, bis die Stadt kapituliert?«

»Weil er dann in seinem Versteck sein wird, Sir. Ich werde heute Abend sicher genug sein.« Besonders, dachte Sharpe, wenn die Bombardierung beginnt.

Chase lächelte. »Sicher?«

»Wenn der Beschuss beginnt, Sir, könnten Sie pudelnackt durch das Stadtzentrum marschieren und niemand würde davon Notiz nehmen.«

»Wenn sie bombardieren«, sagte Chase. »Vielleicht kommen die Dänen zur Vernunft. Vielleicht ergeben sie sich.«

»Ich hoffe es«, sagte Sharpe inbrünstig. In Wirklichkeit befürchtete er, dass die Dänen stur sein würden. Ihr Stolz stand auf dem Spiel, und vielleicht glaubten sie auch nicht wirklich, dass die Briten ihre Mörser und Haubitzen einsetzen würden.

An diesem Nachmittag kam die Sonne hervor. Sie trocknete die vom Regen nasse Stadt, glänzte auf den grünen Kupferdächern und warf verschleierte Schatten vom Rauch über den dänischen Geschützen. Diese Geschütze hatten den ganzen Tag gehämmert und waren ins Erdreich und die Faschinen bei den britischen Batterien eingeschlagen. Die großen Marine-Geschütze, von den jetzt leeren Schiffen im Hafenbecken gebracht, waren *en barbette* aufgestellt, das heißt, dass es nicht genügend Schießscharten gab, um sie zu schützen, so feuerten sie direkt von der Brustwehr der Stadtmauer, und britische Artillerieoffiziere beobachteten diese Geschütze durch ihre Fernrohre. Geschütze *en barbette* waren leicht zu zerstören.

Die britischen Mörser saßen in ihren Bettungen. Die Lunten ihrer Geschosse waren bereits geschnitten. Es fehlte nur noch die Entscheidung, sie zu benutzen.

Die Sonne sank über Seeland und entflammte den Himmel. Die letzten Sonnenstrahlen fielen auf eine dänische Flagge mit dem weißen Kreuz, die am höchsten Kran der Stadt hing. Die Flagge schien zu glühen, dann hüllte der Schatten der Erde sie ein, und ein Tag legte sich schlafen. Die dänischen Geschütze verstummten, und ihr Rauch löste sich langsam auf, als er westwärts trieb. In der Kirche Unseres Erretters, deren Außentreppe sich um ihren Turm wand, bat ein Prediger Gott, die Stadt zu verschonen und General Peymann mit Weisheit zu erfüllen.

General Peymann, der nichts von den Gebeten wusste, saß beim Abendessen und ließ sich die Sardinen schmecken. Drei Babys, an diesem Tag in der Klinik geboren, die zwischen Bredgade und Amaliengade lag, schliefen selig.

Eine ihrer Mütter hatte das Fieber, und die Ärzte hüllten sie in Flanell und flößten ihr eine Mischung aus Brandy und Schießpulver ein. Weiterer Brandy und Fässer Aquavit wurden in den Tavernen der Stadt getrunken.

Die Kneipen waren voller Marinesoldaten, die keinen Dienst auf den Mauern hatten. Die sieben Feuerwehrwagen, große Metalltanks auf vierrädrigen Karren mit gewaltigen Pumpen obendrauf, stand wartend an Straßenecken.

Eine andere Gebetsversammlung, diesmal in Holmanns Kirche, bat flehentlich, dass die Feuerwehr nicht benötigt werden würde, während im Arsenal in Tojhusgade die letzten aufpolierten Musketen den neuen Freiwilligen der Miliz ausgehändigt wurden. Wenn die Briten eine Bresche schossen und die Stadt angriffen, dann würden diese Brauereiarbeiter und Angestellten, Zimmerleute und Maurer ihre Heime verteidigen müssen.

In Toldboden, in einem kleinen Laden neben dem Zollhaus-Kai, arbeitete ein Tätowierer am Rücken eines Matrosen, tätowierte ein kompliziertes Bild vom britischen Löwen, der von dänischen Seeleuten ertränkt wurde.

»Es gibt Regeln des Krieges«, sagte General Peymann zu seinen Gästen beim Abendessen, »und die Briten sind eine christliche Nation.«

»Das sind sie, das sind sie«, stimmte der Universitätskaplan zu, »aber sie sind auch ein sehr streitlustiges Volk.«

»Aber sie werden nicht Frauen und Kinder wie Kombattanten behandeln«, sagte Peymann. »Keine christlichen Frauen und Kinder. Und dies ist das neunzehnte Jahrhundert. Nicht das Mittelalter!«

»Dies sind feine Sardinen«, sagte der Kaplan, »die haben Sie wohl von Dragsteds bekommen?«

In fünfzehn britischen Batterien und an Bord von sechzehn Bombenschiffen und in zehn Barkassen, die besonders ausgestattet worden waren, um kleine Mörser zu

transportieren, schauten die Offiziere auf ihre Uhren. Raketen wurden neben den Batterien an Land aufgestellt. Es war noch nicht ganz dunkel, doch dunkel genug, um die Batterien für die Zuschauer auf der Stadtmauer, die nur die schweren Faschinen sahen, welche die Geschütze verbargen, unsichtbar machten.

Die Wolkendecke riss auf, und die ersten Sterne waren über der Stadt zu sehen.

Ein Luntenstock glühte rot in einer Batterie an der Front.

»Sie drohen, sich abscheulich zu verhalten«, behauptete General Peymann, »und hoffen, dass wir die Drohung ernst nehmen. Aber gesunder Menschenverstand und Humanität werden und müssen die Oberhand behalten.«

»Ja, christliches Denken und Handeln muss gewinnen«, sagte der Kaplan. »Ein direkter Angriff auf Zivilisten wäre ein Angriff gegen Gott selbst. Ist das Donner? Und ich dachte, es klart auf.«

Niemand antwortete. Es hatte wie Donner geklungen, doch Peymann wusste es besser. Ein Geschütz hatte gefeuert, weit entfernt, und das Krachen war das eines großkalibrigen Mörsers gewesen. »Gott helfe uns«, sagte der General leise in die Stille am Tisch.

Die erste Bombe stieg im Bogen aufwärts, und die brennende Lunte zog eine dünne rote Linie von Funken und eine Spur von Rauch hinter sich her. Es war wie ein Signal. Vom gesamten westlichen Rand und von den vertäuten Booten donnerte es, als die anderen Mörser feuerten. Haubitzen schickten ihre Geschosse hinterher.

Die Kanoniere luden nach. Die ersten Bomben wirkten wie Sternschnuppen. Dann, als sie zu fallen begannen, überschnitten sich ihre Spuren am dunklen Himmel.

Gott hatte keine Gnade walten lassen, die Briten besaßen keine und Kopenhagen musste leiden.

Die erste Bombe durchschlug ein Dach mit einer Kaskade von zersplitterten Ziegeln, brach durch eine vergipste Decke

und blieb einen Augenblick mit brennender Lunte liegen. Dann rollte sie rauchend die Treppe hinunter bis zum nächsten Absatz. Niemand hielt sich in dem Haus auf.

Einen Moment hatte es den Anschein, als würde das Geschoss nicht explodieren. Die Lunte brannte ein Loch in den hölzernen Stöpsel, und der Rauch verflüchtigte sich. Gipsstückchen fielen von der zerschmetterten Decke. Die Bombe, eine schwarze Kugel von 13 Zoll, lag einfach da und die Lunte brannte noch, fraß sich durch den letzten Zoll Salpeter, Schwefel und Pulver, bis der Funke an die Ladung gelangte, und die Bombe das oberste Stockwerk auseinanderriss. Genau in dem Augenblick, in dem die anderen Bomben der ersten Salve in die Straßen in der Nähe einschlugen.

Ein siebenjähriges Mädchen, das wegen Kicherns beim Abendgebet der Familie ohne Essen ins Bett geschickt worden war, war der erste Bewohner der Stadt, der sterben musste, zerschmettert von einem Mörsergeschoss, das durch das Schlafzimmerfenster schlug.

Die ersten Brände begannen.

Zweiundachtzig Mörser feuerten. Ihre Reichweite war durch die Pulvermenge in der Ladung eingerichtet, und die Kanoniere hatten die Abschüsse der verschiedenen Batterien so abgestimmt, dass die Bomben alle in die gleichen Gebiete der Stadt fielen. Im Norden fielen die Geschosse ins Innere der Zitadelle, während im Süden die Bomben in die Straßen einschlugen, die der Stadtmauer am nächsten lagen.

Die Feuerwehrleute fuhren ihre schweren Karren zu den ersten Feuern und wurden von den Leuten behindert, die versuchten, den Bomben zu entkommen.

Eine 13-Zoll-Granate krachte in eine Menschentraube und verletzte wie durch ein Wunder niemanden. Eine Lunte glühte rot, und ein Mann versuchte, sie mit seinem Stiefel

auszutreten, doch die Bombe explodierte und der Fuß des Mannes flog im Bogen mit einer Blutfontäne über die Straße.

Familien versuchten, ihre Wertsachen aus dem bedrohten Gebiet zu retten und verstopften die Gassen. Einige Leute suchten Zuflucht in den Kirchen, glaubten in heiligen Mauern sicher vor dem Feind zu sein, aber die Kirchen brannten so leicht wie die Häuser. Eine Bombe explodierte in einem Orgelschacht und zerschmetterte die Pfeifen wie Strohhalme, eine andere tötete zehn Leute im Mittelschiff.

Einige Bomben explodierten nicht und blieben schwarz und Unheil verkündend liegen, wo sie gefallen waren. Ein Künstler sammelte hastig Papier, Feder und Kohlestifte zusammen, als eine kleinere Granate durchs Dach in sein Zimmer schlug und rauchend neben seinem ungemachten Bett liegen blieb. Er nahm schnell den Nachttopf, den er noch nicht nach der Nacht zuvor geleert hatte, und schüttete ihn über dem Geschoss aus. Es zischte, als die Lunte erlosch, dann stank es scheußlich.

Unzählige Feuer brachen aus. Flammen schlugen über die Dächer, als weitere Bomben in das Inferno schlugen. Die britischen Geschütze begannen jetzt Brandgranaten zu feuern, und dagegen konnte auch die Feuerwehr nicht viel ausrichten.

Es war noch ein Rest von Abendlicht am blassblauen Himmel, in dem die brennenden Lunten der Bomben Fäden von Rauchspuren hinterließen. Die Fäden wanden sich und verwehten, nur um von anderen abgelöst zu werden, als weitere Bomben und Brandgranaten fielen. Dann wurden die Rauchfäden rot gefärbt, wenn Flammen aus dem wallenden dickeren Rauch der Stadt mit ihren aufgerissenen Straßen, zerbrochenen Dachsparren und brennenden Heimen aufstiegen. Granatsplitter pfiffen durch Straßen.

Die ersten Löschtrupps bedienten die großen Wasserpumpen, doch die Wasserstrahlen waren vergebens. Und immer noch kamen die Bomben, und der westliche

Stadtrand war von einem Ring aus Lärm und Lichtblitzen der Batterien umgeben. Die Bombenschiffe erzitterten, wenn ihre Mörser feuerten, und jeder Blitz erhellte die Takelagen mit tiefrotem Lichtschein, eingehüllt in Rauch.

Sharpe ging in die Stadt. Er trug das Gewehr auf einer Schulter und die siebenläufige Waffe auf der anderen, aber niemand nahm besondere Notiz von ihm. Männer rannten auf die Feuer zu, Familien flüchteten vor ihnen, und die ganze Stadt hallte vom Donnern der Bomben wider.

Sharpe ging zu Skovgaards Lagerhaus, weil er nicht wusste, was er sonst tun konnte. Es machte wenig Sinn, Bredgade aufzusuchen, denn er war sicher, dass Lavisser bei seinem General oder sonst wo auf den Stadtmauern war.

So konnte Lavisser noch einen zusätzlichen Tag leben, und Sharpe würde zu Astrid gehen. Das war es, was er wollte, woran er den ganzen Tag gedacht hatte, als er im dunklen, stinkenden Unterdeck des dänischen Kriegsschiffs gewartet hatte.

Sharpe konnte nicht sicher sein, dass Astrid ihn willkommen heißen würde, während britische Bomben die Stadt verwüsteten, doch sein Gefühl sagte ihm, dass sie sich freuen würde. Ihr Vater würde fast mit Sicherheit Missfallen zeigen, und Aksel Bang würde vor Wut kochen, aber zur Hölle mit beiden.

Es war jetzt völlig dunkel, doch die Stadt war rot erhellt. Sharpe konnte das Prasseln von Flammen hören, das vom Krachen von Bomben unterbrochen wurde, die durch Dächer schlugen und explodierten. Er sah eine Rakete über eine Straße schlittern, Funken versprühen und ein Pferd erschrecken, das einen Karren mit Fässern Seewasser vom Hafen zog. Ein Turm war als Umriss in rotem Lichtschein und umgeben von Rauch zu erkennen.

Sharpe war für einen Augenblick ohne Orientierung im Gewirr der Gassen, dann roch er die Gin-Brennerei und folgte seiner Nase zum Ulfedts Plads, der fern von dem

Viertel lag, in dem die Bomben einschlugen. Er klopfte hart an Skovgaards Tür, wie er es am ersten Abend bei seiner Ankunft in Kopenhagen getan hatte.

Er hörte, wie ein Fenster hochgeschoben wurde, und trat zurück.

»Mister Skovgaard!«, rief er.

»Wer ist da?«, antwortete eine Frauenstimme.

»Astrid!«

Es folgte eine Pause. »Lieutenant Sharpe?« Es klang zweifelnd, aber nicht missbilligend. »Sind Sie das? Warten Sie!«

Sharpes Gefühl war richtig gewesen, denn sie lächelte, als sie die Tür öffnete, doch dann verfinsterte sich ihre Miene. »Du solltest nicht hier sein!«

»Ich bin es aber.«

Sie starrte ihn an, dann wandte sie sich um. »Ich hole einen Mantel«, sagte sie und ging zu einem Schrank in der Halle. »Mein Vater ist nicht hier. Er ging mit Aksel zum Gebet in die Kirche, doch ich wollte ins Waisenhaus gehen und habe Vater versprochen, dass ich nicht allein aus dem Haus gehen würde. Und jetzt bist du hier.« Sie lächelte ihn ein zweites Mal an. »Warum bist du hier?«

»Um dich zu sehen.«

»Ich glaube, ihr Engländer seid so verrückt wie grausam. Ich muss einen Schlüssel mitnehmen.« Sie fand den Haustürschlüssel. »Warum bombardiert ihr uns?«

»Weil alle verrückt sind.«

»Es ist falsch«, sagte sie heftig, »ich kann nicht glauben, was geschieht. Es ist schrecklich! Ich muss für Vater eine Nachricht hinterlassen.« Sie verschwand für einen Moment im Büro des Lagerhauses, und als sie wieder auftauchte, trug sie Mantel und Hut. Sie schloss die Haustür ab, und dann hakte sie sich bei ihm ein, als wären sie alte Freunde. »Komm«, sagte sie und führte ihn auf die rötliche Glut und

das Prasseln des Feuers zu. »Ich sollte ärgerlich auf dich sein.«

»Ich bin auch ärgerlich auf meine Landsleute«, sagte Sharpe.

»Wissen sie nicht, dass hier Frauen und Kinder sind?«

»Doch, das wissen sie.«

»Und warum bombardieren sie dann?«

»Weil sie nicht wollen, dass eure Flotte den Franzosen in die Hände fällt, die damit eine Invasion in England versuchen würden.«

»Wir würden die Flotte verbrennen, bevor die Franzosen sie bekämen«, sagte Astrid, dann klammerte sie sich an seinen Arm, als drei Bomben in schneller Folge explodierten. »Wenn das Feuer nahe beim Hospital ist«, erklärte Astrid, »müssen wir die Kinder rausholen. Wirst du helfen?«

»Selbstverständlich.«

Das Krachen der Bomben wurde lauter, als sie sich der Zitadelle näherten. Die Geschosse schlugen in die dänische Festung und verwandelten ihr Zentrum in einen Hexenkessel.

Die kleinen Straßen in der Nähe waren unberührt vom Bombardement und voller Leute, die auf den rötlichen Rauch starrten, der über die Mauern der Zitadelle kroch.

Das Kinderhospital war unbeschädigt. Astrid führte Sharpe hinein, doch es wurde keine Hilfe benötigt, denn ein Dutzend andere Frauen waren gekommen, um die Kinder zu trösten. Jetzt befanden sie sich in der Krankenstation und hörten einer Geschichte zu, die ihnen vorgelesen wurde.

Sharpe blieb im Hof, halb verborgen im Schatten unter dem Balkon, und er war immer noch da, als ein halbes Dutzend dänischer Offiziere durch das Tor vom Waisenhaus kam. Sie wurden von einem älteren, beleibten Mann mit einem schwarzen Mantel und vergoldetem Zweispitz angeführt. Es hatte den Anschein, als überprüfe er, ob das Hospital beschädigt worden war. Einige der Adjutanten

blickten neugierig zu Sharpe, denn er hatte noch die beiden Waffen auf den Schultern, und sein Mantel gehörte nicht zu einer dänischen Uniform, aber sie entspannten sich, als Astrid in den Hof zurückkehrte und sich zu ihm gesellte.

»Das ist General Peymann«, wisperte sie.

Der General sprach mit dem Vorsteher des Hospitals, während seine Adjutanten unter dem Flaggenmast warteten. Lavisser war nicht bei den Männern.

»Frage sie, wo Lavisser ist«, raunte Sharpe Astrid zu.

»Das kann ich nicht tun!«

»Warum nicht? Sag, du möchtest Lavisser gratulieren, weil er die Seiten gewechselt hat.«

Astrid zögerte, dann tat sie, worum Sharpe gebeten hatte.

Einer der Adjutanten sprach sie an und wollte vermutlich wissen, wer Sharpe war, denn er blickte zu ihm, während er sprach. Astrid sagte etwas zu ihm und machte dann einen Knicks vor General Peymann, der seinen Hut abnahm und sich verneigte. Eine längere Unterhaltung folgte.

Sharpe hatte gerade genügend dänische Sprachkenntnisse, um sich zusammenzureimen, dass sie über die Stadt und gemeinsame Bekannte redeten, aber das Gespräch endete schließlich, der General verneigte sich von Neuem und führte dann seine Männer auf die Straße zurück.

»Ich habe ihm gesagt, du wärst vom amerikanischen Schiff im Hafen«, sagte Astrid.

»Gibt es denn ein amerikanisches Schiff im Hafen?«

»Die *Phoebe* aus Baltimore.«

»Und worüber habt ihr sonst gesprochen?«

»Die Cousine seiner Frau ist mit dem Onkel unseres Pastors verheiratet«, sagte sie, dann sah sie an seinem Grinsen, dass ihn das nicht sonderlich interessierte. »Ich habe ihn über Lavisser befragt«, berichtete sie. »Er hat heute Nacht offiziell keinen Dienst, aber der General nimmt an, dass er helfen wird, die Feuer zu löschen.«

Sie hängte sich bei Sharpe ein und führte ihn auf die Straße.

Ihnen stockte der Atem, als eine Brandbombe auf die Zitadelle zu flog. Der Inhalt des Geschosses hatte bereits Feuer gefangen, und es drehte sich im Flug, dass es wie ein erzürnter fliegender Drache wirkte. Astrid zuckte zusammen, als ein Magazin in der Festung explodierte. Ein Funkenregen stieg in den dunklen Himmel. Und der Gestank nach Pulver und Rauch war so stark wie auf jedem Schlachtfeld.

Die dänischen Geschütze auf den Mauern feuerten zurück und verstärkten den Lärm und den Rauch in diesem höllischen Inferno.

Astrid führte Sharpe zum Friedhof, wo ihr kleiner Sohn begraben war. »Mein Vater sagte, wenn die Engländer die Stadt bombardieren, wird er nie wieder für England arbeiten.«

»Was immer er auch tut oder nicht«, sagte Sharpe, »er ist immer noch in Gefahr. Die Franzosen wollen seine Namensliste.«

»Aksel kümmert sich um ihn«, sagte Astrid.

»Dann ist er in weitaus größerer Gefahr, als ihm klar ist«, sagte Sharpe.

Astrid lächelte. »Du magst Aksel nicht?«

»Nein. Und du?«

»Nein«, bekannte sie. »Aber heute Morgen hat mein Vater vorgeschlagen, dass ich ihn heirate.«

»Warum?«

Sie zuckte mit den Schultern und schwieg ein paar Sekunden, während in schneller Folge Geschosse in der Zitadelle explodierten. Jede Explosion erhellte den Rauch mit grellem Lichtschein. Sharpe hörte, wie Splitter der Geschosse gegen die Mauer krachten.

»Es geht um das Lagerhaus«, sagte Astrid schließlich. »Wenn mein Vater stirbt, werde ich es erben, und er bezweifelt, dass eine Frau das Geschäft führen kann.«

»Natürlich kannst du das«, sagte Sharpe.

»Und er möchte, dass das Geschäft in sicheren Händen liegt, bevor er stirbt«, fuhr sie fort, als hätte Sharpe nichts gesagt. »Deshalb will er, dass ich Aksel heirate.«

»Heirate jemand anderen«, sagte Sharpe.

»Es ist noch nicht lange her, dass Nils gestorben ist«, sagte Astrid, »und ich habe nie einen anderen gewollt als Nils.« Sie war noch immer eingehakt bei ihm, obwohl sie nicht mehr gingen, sondern unter einem Baum stehen geblieben waren, als könnten ihnen seine Zweige Schutz vor den Bomben geben. »Es wäre wunderschön«, fuhr Astrid fort, »wenn es nicht so traurig wäre.« Sie sprach vom Anblick des nördlichen Himmels, der vom Blitzen des Mörserfeuers über den Bombenschiffen erhellt war. Jeder Abschuss erfüllte die Nacht wie ein Blitz, der mit rötlichem Schein den Himmel erfüllte. »Es ist wie bei einem Wintergewitter«, sagte sie.

»Du wirst also Aksel heiraten?«

»Ich will, dass Vater glücklich ist«, sagte sie. »Er ist seit Langem nicht mehr glücklich gewesen.«

»Ein Mann, dem sein Geschäft mehr bedeutet als seine Tochter, verdient es nicht, glücklich zu sein«, sagte Sharpe.

»Er hat hart gearbeitet«, sagte Astrid, als erkläre das alles.

»Und es wird alles umsonst gewesen sein, wenn er hierbleibt«, warnte Sharpe. »Die Franzosen werden ihn jagen.«

»Was kann er denn sonst tun?«, fragte Astrid.

»Nach Britannien umziehen«, sagte Sharpe. »Seine alten Freunde im Außenministerium wollen das.«

»Tatsächlich?«

»Das haben sie mir gesagt.«

Astrid schüttelte den Kopf. »Nach der Bombardierung? Nein, er wird nicht nach England gehen. Er ist ein loyaler Däne.«

»Und du?«

»Ich?«

»Du musst Verwandte in Britannien haben, nicht wahr?«

Astrid nickte. »Die Schwester meiner Mutter lebt in Hampshire. Vor langer Zeit habe ich sie besucht. Ich fand es sehr schön dort.«

»Dann geh nach Hampshire«, sagte Sharpe. Ein Granatensplitter schlug durch die Zweige über ihnen. Vögel zeterten, weil sie von dem Lärm erschreckt worden waren.

»Und was würde ich in Hampshire tun?«, fragte Astrid.

»Das«, sagte Sharpe und küsste sie. Für einen Moment war sie reserviert, dann erkannte er, das es nur ihre Überraschung war, denn sie legte die Arme um ihn und erwiderte den Kuss mit erstaunlicher Heftigkeit. Sie küssten sich wieder, und dann nahm er sie in die Arme, und sie legte den Kopf auf seine Schulter und sagte lange nichts, klammerte sich nur an ihn. Sechs weitere Bomben fielen. Der Schein der Flammen zeigte sich jetzt über den Mauern der Zitadelle, dann explodierte ein Geschoss in einem zweiten Magazin, und Astrid erschauerte in Sharpes Armen, als die ganze Stadt zu erzittern schien.

»Ich kann nicht nach England gehen«, sagte Astrid. »Nicht, solange Vater lebt.« Sie zog den Kopf etwas zurück, sodass sie ihm in die Augen blicken konnte. »Kannst du hierherkommen?«

»Es ist eine schöne Stadt«, sagte Sharpe und dachte: Was davon übrig bleibt.

»Du wärst willkommen«, sagte sie. Ihr Gesicht war ernst, und in ihren Augen spiegelte sich der Feuerschein. »Du wärst wirklich willkommen.«

»Nicht bei Aksel«, sagte Sharpe mit einem Lächeln.

»Nein, nicht bei Aksel.« Sie erwiderte das Lächeln. »Ich sollte heimgehen«, sagte sie, blieb jedoch in seinen Armen. »Würdest du wirklich hierbleiben?«

»Das werde ich«, sagte Sharpe.

Sie runzelte die Stirn. »Ich kenne dich noch nicht richtig, oder?«

Er küsste sie von Neuem, diesmal sanft und zärtlich. »Du kennst mich.«

»Wir müssen dem Herzen vertrauen, ja?«

»Vertrau dem Herzen«, sagte Sharpe. Sie lächelte, dann lachte sie und zog ihn vom Baum fort.

»Ich kenne dich wirklich noch nicht richtig«, sagte sie. Sie hielt seine Hand, während sie gingen. »Aber du bist wie Nils. Er fluchte schrecklich!«

»Ein Däne, der fluchte?«

Sie lachte. »Er brachte mich auch zum Lachen.« Sie schwang Sharpes Hand, konnte plötzlich die Freude nicht unterdrücken, die sie erfüllte, obwohl die Stadt rings um sie brannte. »Und du?«, fragte sie. »Warst du nie verheiratet?«

»Nein.«

»Nicht mal nahe daran?«

»Nahe genug«, sagte er, und er erzählte ihr von Grace. Während dieser Geschichte näherten sie sich dem Ulfedts Plads, und als sie endete, blieb Astrid stehen und umarmte ihn. »Ich glaube«, sagte sie, »wir beide brauchen etwas Glück.«

»Dein Vater wird nicht glücklich sein«, sagte Sharpe. »Er mag mich nicht. Ich bin ihm nicht religiös genug.«

»Dann musst du ihm erzählen, dass du auf der Suche nach Gott bist«, sagte Astrid. Sie ging ein paar Schritte weiter und zuckte zusammen, als weitere Bomben die Nacht erschütterten. »Es ist nicht nur Religion«, fuhr sie fort. »Vater denkt, jeder Mann will mich ihm wegnehmen, aber wenn ich ihm sage, dass du hierbleibst, wird er vielleicht nicht ärgerlich sein.«

»Ich werde hierbleiben«, sagte Sharpe, und er war erstaunt, dass eine Entscheidung, die sein Leben ändern würde, so leicht zu treffen war. Doch warum nicht?, dachte er. Was erwartete ihn in England? Er konnte nach Shorncliffe

zurückkehren, aber dann würde er wieder Quartiermeister sein, verabscheut von Offizieren wie Dunnett, weil er am falschen Ort geboren worden war. Und er mochte Kopenhagen. Die Leute waren langweilig fromm, doch das schien ein geringer Preis für das Glück zu sein, das er wünschte. Und hatte er nicht erwogen, für Ebenezer Fairley in Britannien zu arbeiten? Warum also nicht für Ole Skovgaard in Dänemark? Und mit etwas Glück konnte er einen Haufen goldener englischer Guineas in sein neues Leben mitnehmen.

Schwacher Lichtschein war in den Fenstern des Hauses am Ulfedts Plads zu sehen. »Vater muss daheim sein«, sagte Astrid. Das Haus und Lagerhaus waren sicher, denn sie waren weit genug von den großen Feuern entfernt, die im Westen der Stadt und in der Zitadelle loderten. Astrid schloss die Haustür auf, schenkte Sharpe ein Lächeln, wie um zu sagen, dass sie mit einigen Feindseligkeiten von ihrem Vater rechnen mussten, und zog ihn über die Schwelle. »Papa!«, rief sie. »Papa!«

Eine Stimme antwortete auf Dänisch, dann erschien auf dem oberen Treppenabsatz ein Licht und warf Schatten von der Balustrade, doch es war nicht Ole Skovgaard, der die Laterne trug. Es war Aksel Bang. Der Däne trug seine schäbige Uniform und trug eine Muskete an der Schulter und einen Säbel an der Seite. Anscheinend wollte er Astrid tadeln, als er die Treppe herunterkam, dann sah er Sharpe, und seine Augen weiteten sich ungläubig. »Lieutenant!«

Sharpe nickte, sagte jedoch nichts.

»Sie sollten nicht hier sein«, sagte Bang ernst.

»Das sagt jeder heute Abend.«

»Mister Skovgaard will Sie nicht hier haben. Er wird ärgerlich sein.«

»Das kann Mister Skovgaard mir selbst sagen«, erwiderte Sharpe.

»Er wird heute Nacht nicht zurückkommen«, sagte Bang. »Er hilft beim Feuerlöschen.«

»Und Sie bewachen ihn nicht?«, fragte Sharpe.

»Er ist sicher«, sagte Bang. »Andere Männer sind bei ihm.«

Astrid versuchte die Spannung zwischen den beiden Männern zu mildern. »Wir werden Tee machen«, sagte sie. »Du magst Tee, Richard?«

»Ich liebe Tee«, sagte Sharpe.

Bang hatte den Ausdruck auf Astrids Gesicht gesehen, als sie mit Sharpe gesprochen hatte, und er versteifte sich. »Sie dürfen nicht in den Hof gehen«, sagte er.

»Warum nicht?«

»Als ich zurückkam, waren Männer hier, die nicht explodierte Bomben gesammelt haben. Englische Bomben.« Er spuckte die letzten beiden Worte zu Sharpe hin. »Sie wollten einen sicheren Platz dafür, und so habe ich sie den Hof benutzen lassen. Am Morgen müssen wir die Lunten herausziehen.«

»Warum sollte ich in den Hof gehen?«, fragte Astrid. Sie zwängte sich an Bang vorbei, der immer noch Sharpe finster anstarrte, Sharpe folgte ihr, und als er sich an dem Dänen vorbeischob, roch er dessen Gin-Fahne. Aksel Bang trank Alkohol? Was eine Bombardierung doch bewirken konnte!

Sie gingen in den Salon, wo Astrid ein Glöckchen läutete, um ein Dienstmädchen zu rufen. Sharpe ging zu einem der Fenster, zog den Vorhang zurück und schaute auf die brennende Stadt. Die Kuppel der Kathedrale reflektierte den Flammenschein brennender Häuser. Am Himmel war das Blitzen von den Geschützen zu sehen, die roten Fäden fallender Lunten und die feurigen Spuren von Raketen. Eine Kirchenglocke läutete, unpassend in dem Chaos, die halbe Stunde, und dann körte Sharpe das Klicken eines Musketenschlosses.

Er wandte sich um. Bang, mit bleichem Gesicht, zielte mit der Muskete auf Sharpes Brust. Es war eine alte Waffe, mit

glattem Lauf und ungenau, aber auf drei Schritte konnte selbst ein Betrunkener sein Ziel nicht verfehlen. »Aksel!«, schrie Astrid.

»Er ist Engländer«, sagte Bang, »und er sollte nicht hier sein. Die Behörden sollten ihn verhaften.«

»Und Sie sind ›die Behörden‹, Aksel?«, fragte Sharpe.

»Ich bin in der Miliz, ja. Ich bin ein Leutnant.« Bang, der sah, dass Sharpe ruhig blieb, wurde selbstsicherer. »Sie werden jetzt die beiden Waffen von Ihren Schultern nehmen, Mister Sharpe, und mir übergeben.«

»Sie sind besoffen, Aksel«, sagte Sharpe.

»Das bin ich nicht. Ich trinke keinen Alkohol! Miss Astrid, er lügt!«

»Sie haben Gin intus«, sagte Sharpe. »Ihre Fahne stinkt danach.«

»Hören Sie nicht auf ihn, Miss Astrid«, sagte Bang. Dann ruckte er mit der Muskete. »Geben Sie mir jetzt Ihre Waffen, Lieutenant!«

Sharpe grinste. »Da bleibt mir wohl nichts anderes übrig, wie?« Er nahm die siebenläufige Waffe absichtlich langsam von seiner Schulter und hielt den Finger vom Abzug fern, um zu zeigen, dass er nichts Böses im Sinn hatte. Bomben krachten in der Stadt, und bei ihren Explosionen erbebten die Fenster. Sharpe konnte die Pulverrauchwolken, den Gestank nach faulen Eiern, förmlich riechen. »Hier«, sagte er, doch anstatt die Waffe zu überreichen, warf er sie mit aller Kraft. Bang zuckte zusammen, und bevor er sich von seiner Überraschung erholt hatte, war Sharpe mit zwei schnellen Sätzen bei ihm, schlug den Musketenlauf beiseite und trat ihm zwischen die Beine.

Astrid schrie auf. Sharpe ignorierte sie. Er zog die Muskete aus Bangs Händen und versetzte ihm noch einen Tritt, diesmal ins Gesicht, sodass er zurückflog und zu Boden krachte. Sharpe packte ihn am Kragen und stieß ihn in einen Sessel.

»Wenn du Soldat spielen willst, dann lerne erst das Kämpfen«, riet er Bang.

»Ich tue meine Pflicht«, knirschte Bang hervor.

»Nein, Aksel, du bist abgefüllt mit Gin.« Sharpe nahm Bang den Säbel ab und durchsuchte ihn nach anderen Waffen. Er fand keine. »Verdammt, Mann! Ich bin nicht hier, um gegen dich oder Dänemark zu kämpfen.«

»Warum sind Sie dann hier?«

»Um zu bleiben«, sagte Sharpe.

»Das stimmt«, sagte Astrid ernst, »er wird bleiben.« Sie stand noch bei der Tür, wo sie ein Dienstmädchen angewiesen hatte, Tee zu machen.

Bang schaute von Astrid zu Sharpe, und dann begann er zu weinen.

»Er ist blau«, sagte Sharpe.

»Er trinkt nicht«, behauptete Astrid.

»Er hat sich heute Abend volllaufen lassen«, sagte Sharpe. »Wundert mich, dass er noch nicht gekotzt hat.«

Halb trug und halb führte er Bang ins Lagerhaus und legte ihn auf leeren Säcken zum Schlafen ab. Wieder im Salon, nahm er Bangs Muskete und entleerte sie von der Kugel und dem Pulver.

»Der arme Aksel«, sagte Astrid, »er muss Angst gehabt haben.«

»Es ist hart, wenn man nicht daran gewöhnt ist«, sagte Sharpe und sprach von dem Bombardement, nicht vom Gin. Er ging zum Fenster. Die Bomben fielen jetzt mehr sporadisch, und er nahm an, dass den Batterien die Munition ausging. Er sah den Lichtstreifen einer Lunte in einer Rauchwolke, hörte die Explosion und beobachtete, wie die Flammen gierig aufloderten. »Es wird bald aufhören«, sagte er, »und ich werde ausgehen.«

»Du willst ausgehen?«

Sharpe wandte sich zu ihr um und lächelte. »Ich bin kein Deserteur. Ich schreibe einen Brief an die britische Armee und teile ihr mit, dass sie ihr Offizierspatent zurückhaben können. Ich mache es legal, verstehst du? Aber zuerst muss ich noch etwas erledigen. Und es ist eine englische Sache, keine dänische.«

»Major Lavisser?«

»Wenn er tot ist, dann wird dein Vater sicherer sein.«

»Du willst ihn töten?« Astrid wirkte überrascht.

»Es ist mein Job«, sagte Sharpe, »jetzt jedenfalls noch.«

»Jetzt noch? Heißt das, du wirst bald mit den Töten aufhören?«

»Hier gibt es nicht viel Gelegenheit zum Töten. Ich werde mir also eine andere Arbeit suchen müssen, nicht wahr?«

Aber zuerst würde er Lavisser suchen und töten. Der Renegat hatte heute Nacht dienstfrei, aber Sharpe bezweifelte, dass er zu Hause war. Er würde die Bomben und Feuer beobachten, doch schließlich würde er zu Bett gehen müssen. Sharpe nahm an, dass dies der richtige Zeitpunkt war, um ihn zu suchen. So würde Sharpe für Britannien den Einbrecher spielen. Er würde im Haus in Bredgade warten, Lavisser töten, wenn er zurückkehrte, und das Gold als Geschenk für sein neues Leben in Dänemark nehmen.

Die Kirchturmuhren schlugen Mitternacht, als er die Treppe hinunterging. Er trug die beiden Pistolen und die siebenläufige Waffe, doch er hatte das Gewehr und das Entermesser oben gelassen. Bang schlief mit offenem Mund. Sharpe verharrte, fragte sich, ob der Mann aufwachen und sich entscheiden würde, in die Stadt zu gehen und einige Soldaten zu suchen, die ihm halfen, den Engländer, der ihm so lästig war, zu verhaften, doch dann sagte er sich, dass Bang vermutlich vom Gin noch betäubt war. Er verließ ihn, schloss die Haustür mit dem Schlüssel auf, den Astrid ihm gegeben hatte, schloss die Tür sorgfältig wieder ab und ging nach Norden durch die Straßen, die nach einer Schlacht

rochen. Die Bombardierung hatte aufgehört, aber die Feuer brannten noch.

Er ging schnell, folgte den Richtungen, die Astrid ihm angegeben hatte, verirrte sich jedoch bald in den dunklen Gassen. Dann sah er ein paar Leute, die drei Verwundete nordwärts trugen, und erinnerte sich, dass sie gesagt hatte, Bredgade liege nahe beim König-Fredericks-Hospital. »Du kannst es nicht verfehlen«, hatte sie gesagt. »Es hat ein schwarzes Dach und ein Bild vom barmherzigen Samariter über der Tür.

Er folgte den Leuten mit den Verwundeten und sah die schwarzen Dachziegel des Hospitals im Flammenschein schimmern.

Zuerst ging er zur Frontseite von Lavissers Haus. Er bezweifelte, dass er auf diesem Weg ins Haus gelangen konnte, denn die Fensterläden waren vorgelegt. Die dänische Flagge, mit der Lavissers Heimkehr gefeiert worden war, hing noch an der Laterne. Er zählte die Häuser und kehrte dann in einer Gasse zurück, die hinter den Häusern der Reichen verlief. Er zählte wieder, bis er zu einem Tor gelangte, das ihn in den Hinterhof führen musste.

Das große Tor war verschlossen. Er blickte hinauf und sah Eisenspitzen oben auf dem Tor und ein Glitzern auf der Mauerkrone. Da waren Glasscherben eingebettet. Sharpe ging zum Haus nebenan und fand das Tor unverschlossen. Auf der Mauer waren keine Glasscherben, und über einen Geräteschuppen gelangte er zur Mauerkrone. Er kletterte hinauf und starrte in Lavissers Hinterhof.

Er war leer. Es gab einen Stall und ein Kutscherhaus. Eine kurze Treppe führte ins Haus, das stockdunkel war.

Sharpe ließ sich über die Mauer hinab und entriegelte Lavissers Hintertür zum Hof, um einen Fluchtweg zu haben, dann duckte er sich beim Stall und untersuchte das Haus von Neuem. Unter der steinernen Treppe war ein dunkles Loch, und er nahm an, dass es zum Kellergeschoss führte.

Dort würde er anfangen, aber zuerst starrte er wieder zum Haus hinauf.

Die obersten Fenster hatten keine Läden, und drei davon standen einen Spalt offen, aber kein Licht war dort außer dem Widerschein der Feuer auf dem Glas zu sehen. Alles war totenstill.

Plötzlich warnte ihn sein Gefühl. Da stimmte etwas nicht. Drei offene Fenster? Alle gleich weit offen. Und bis jetzt war alles so einfach gewesen, und es war viel zu still. Er spähte zu den offenen Fenstern hoch. Sie waren einen Spalt geöffnet, der gerade groß genug war, um Musketenmündungen hindurchschieben zu können.

Waren dort Männer? Oder bildete er sich das nur ein?

Er glaubte zu spüren, dass er beobachtet wurde. Er konnte es nicht erklären, aber er war sicher, dass er in Gefahr war. Das Haus wirkte nicht mehr so finster und anfällig, sondern wie eine Bedrohung. Eine innere Stimme sagte Sharpe, dass ihm seine Fantasie einen Streich spielte, doch er hatte es gelernt, seinen Gefühlen zu vertrauen. Er wurde beobachtet, belauert.

Es gibt eine Möglichkeit, das zu überprüfen, dachte er. Und so nahm er die große Waffe von der Schulter, spannte sie und stellte sich so hin, dass er nur das Fenster rechts von sich sehen konnte. Wenn er beobachtet wurde, dann würde der Mann dort oben warten, bis er den Hof überquerte und sich ungeschützt auf der freien Fläche befand. Dann würde er das Feuer auf ihn eröffnen, aber auch dem Tod ins Auge sehen.

Sharpe riss plötzlich die große, siebenläufige Waffe hoch, zielte auf das Fenster und sah den Funken des Feuersteins tief in dem Zimmer und dann den Mündungsblitz am Fenster. Er zuckte bereits zurück in Deckung, als die Musketenkugel dicht neben seinem Kopf gegen die Wand schlug. Fast gleichzeitig krachten zwei weitere Waffen, und Rauch quoll aus den oberen Fenstern. Ein Dachziegel vom

Stall wurde zerschmettert, dann rief jemand etwas, und Schritte ertönten von der Steintreppe beim Haus. Sharpe feuerte die Pistole ab. Im nächsten Moment sah er weitere Männer aus dem Kutscherhaus stürmen. Er ließ die Pistole fallen, hob die siebenläufige Waffe und drückte ab.

Der Schuss klang in dem Hof wie das Donnern einer Kanone. Die Mündungsflammen blitzten durch die Dunkelheit. Ein Mann schrie vor Schmerzen. Sharpe hetzte bereits zum Hintertor. Er riss es auf und rannte in die Gasse. Zwei Musketenkugeln aus den hohen Fenstern folgten ihm, und einen Augenblick später krachte eine Pistole in der Gasse, doch das Dunkel hatte ihn bereits verschluckt.

Er rannte zum Hospital, wo eine Menschenmenge wartete. Einige der Männer, alarmiert von den Schüssen, riefen Fragen, denn sie sahen die große Waffe in Sharps Hand, doch er wich in eine andere Gasse aus, rannte bis zu ihrem Ende, bog ab und ging dann langsamer weiter, um zu Atem zu kommen. Gottverdammt, aber sie hatten auf ihn gewartet! Warum? Warum würde jemand sein Haus bewachen lassen, wenn er angeblich unter Freunden war?

Er verharrte in einem tiefen Hauseingang. Wenn ihn jemand verfolgt hatte, dann musste er in eine falsche Gasse abgebogen sein, denn niemand schaute in diese Gasse.

Sharpe lud die siebenläufige Waffe und fragte sich dabei, warum Lavisser sein Haus wie eine Festung bemannt hatte. Um das Gold zu schützen? Wenn Männer Nacht für Nacht auf Posten standen, langweilten sie sich bald. Sie dösten ein oder dachten an Frauen, statt nach Feinden Ausschau zu halten. Die Männer im Haus in Bredgade waren hellwach, wartend und bereit gewesen. Es war dort also etwas Neues im Gange, etwas, das Lavisser sehr vorsichtig gemacht hatte. Und da war noch etwas Neues in dieser seltsamen Nacht gewesen, das auf den ersten Moment lustig wirkte, jetzt jedoch Sharpe böse und unheilvoll vorkam. Er rammte

die letzte Kugel in den Lauf, steckte den Ladestock in die Röhre und brach nach Süden auf.

Zu seiner Rechten loderten noch die Feuer, und müde Männer bedienten die Pumpen und versuchten zu löschen. Brauereiwagen brachten Fässer mit Wasser vom Hafen. Die Pumpen hatten kaum etwas bewirkt, doch als die Kirchenglocken ein Uhr schlugen, begann es zu regnen, und die Brandbekämpfer hofften, dass der Himmel die Flammen löschen würde.

Sharpe schloss Skovgaards Haustür auf. Er bezweifelte sehr, dass Skovgaard zu Hause war, und er hoffte, dass Astrid schlief. Er ging in die Küche und suchte im Dunkeln nach einer Laterne und Zunderbüchse. Er fand beides, ging dann mit der Laterne zum Lagerhaus, wo er feststellte, dass Bang immer noch auf seinem improvisierten Bett aus leeren Säcken schnarchte. Sharpe stellte die Laterne ab und legte die siebenläufige Waffe daneben. Dann hob er Bang von den Säcken und schüttelte ihn wie ein Terrier, der eine Ratte tötete, und warf ihn gegen eine Kiste mit Gewürzen. Bang schrie erstickt auf und blinzelte zu Sharpe auf.

»Wo ist er, Aksel?«, fragte Sharpe.

»Ich weiß nicht, was Sie meinen. Was ist denn los?« Bang war noch schlaftrunken.

Sharpe trat auf ihn zu, hob ihn wieder hoch und schlug ihm hart ins Gesicht. »Wo ist er?«

»Ich glaube, Sie sind wahnsinnig!«, keuchte Bang.

»Vielleicht«, sagte Sharpe. Er stieß Bang gegen die Kiste und hielt ihn mit einer Hand fest, während er die Taschen der blauen Uniform des Dänen durchsuchte. Er fand, was er befürchtet hatte. Guineas. Die goldene Kavallerie von Sankt Georg, neu, glänzend und frisch aus der Münze. Sharpe legte die Münzen eine nach der anderen auf die Kiste, während Bang nur noch wimmerte. »Du Bastard«, sagte Sharpe. »Du hast dich für zwanzig Guineas verkauft, nicht

wahr? Warum hast du es nicht für dreißig Silberlinge getan?«

»Sie sind verrückt«, sagte Bang und streckte die Hand nach den Goldmünzen aus.

Sharpe schlug ihm die Rechte ans Kinn. »Erzähl schon, Aksel!«

»Da gibt es nichts zu erzählen.« Ein Blutfaden rann an Bangs länglichem Kinn hinab.

»Nichts? Du gehst mit Skovgaard zum Gebet und kommst ohne ihn zurück. Du bist besoffen und hast die Taschen voller Gold. Hältst du mich für blöde?«

»Ich handele selbst etwas«, sagte Bang und wischte sich Blut von den Lippen. »Mister Skovgaard hat das genehmigt. Ich habe einige Dinge verkauft.«

»Welche Dinge?«

»Etwas Kaffee«, behauptete Bang. »Kaffee und Jute.«

»Du hältst mich nicht nur für blöde, sondern sogar für saublöde, Aksel!« Sharpe zog sein Taschenmesser hervor.

»Ich habe nichts getan!«

Sharpe lächelte und ließ die Klinge herausschnappen. »Kaffee und Jute? Nein, du hast eine Seele verkauft, und jetzt wirst du mir davon erzählen.«

»Ich habe Ihnen die Wahrheit gesagt!«

Sharp schob ihn gegen die Kiste. Dann hielt er die Messerklinge unter Bangs rechtes Auge. »Wir nehmen dieses zuerst, Aksel. Es tut anfangs nicht mal sehr weh. Wenn wir das linke Auge haben, nehmen wir das rechte dran, und danach werde ich die Augenhöhlen mit Salz füllen. Dann wirst du schreien.«

»Nein!«, schrie Bang entsetzt. »Bitte nicht!«

Sharpe drückte die kalte Klinge gegen Bangs Haut, und er schrie, als werde er kastriert. »Nein!«

»Dann erzähl mir die Wahrheit, Aksel«, sagte Sharpe. »Ich tausche die Wahrheit gegen deine Augen.«

Was Bang stammelte, war nicht offen und ehrlich erzählt, und er versuchte sich damit zu rechtfertigen. Er beschuldigte Skovgaard, ein Verräter Dänemarks zu sein. Er hatte für die Briten spioniert, und die Briten waren die Feinde Dänemarks. Und Ole Skovgaard war ein gemeiner, knauseriger Mann. »Ich arbeite jetzt seit zwei Jahren für ihn, und er hat kein einziges Mal meinen Lohn erhöht. Man muss doch Perspektiven haben ...«

»Sprich weiter«, sagte Sharpe. Er warf das Messer in die Luft, und Bang beobachtete mit hervorquellenden Augen die Flugbahn und schluckte, als Sharpe es wieder am Griff auffing. »Ich höre.«

»Es ist nicht rechtens, was Mister Skovgaard macht«, sagte Bang. »Er ist ein Landesverräter.« Er wimmerte auf, nicht, weil Sharpe irgendetwas getan hatte, sondern weil Astrid, in einem grünen Kleid, herunter ins Lagerhaus gekommen war. Bangs Schreie mussten sie geweckt haben, und sie trug Sharpes Gewehr, weil sie fast mit einem Dieb gerechnet hatte, aber jetzt legte sie die Waffe ab und sah Sharpe neugierig an.

»Aksel erzählt uns eine Geschichte«, sagte Sharpe, »wie er deinen Vater für zwanzig Goldstücke verkauft hat.«

»Nein!«, protestierte Bang.

»Verarsche mich nicht!«, schrie Sharpe und erschreckte Astrid ebenso wie Bang. »Sag endlich die verdammte Wahrheit!«

Die verdammte Wahrheit: Ein Mann war an Bang herangetreten und hatte ihm eingeredet, dass es seine patriotische Pflicht sei, Skovgaard zu verraten. »Für Dänemark«, beteuerte Bang. Er behauptete, sich mit seiner Entscheidung herumgequält zu haben, doch die Qual wurde durch eine Versprechung auf Gold gemildert. Als Skovgaard Bang vorgeschlagen hatte, eine Andacht zu besuchen, hatte der seinem neuen Freund gesagt, wo und wann die Betenden dort sein würden. Eine Kutsche hatte außerhalb

der Kirche gewartet, und Skovgaard war auf der Straße damit entführt worden.

Astrid war bleich geworden. Sie starrte Bang an, als könne sie nicht glauben, was sie gehört hatte.

Sharpe hielt das Messer wieder dicht an Bangs Auge. »Du hast ihn also verkauft, Aksel, und dann mit Gin gefeiert?«

»Sie sagten, dann würde ich mich besser fühlen«, gab Bang traurig zu. »Ich wusste gar nicht, was Gin ist.«

»Wofür, zum Teufel, hast du den Schnaps gehalten? Für die Milch der frommen Denkungsart?« Sharpe war versucht, mit dem Messer zuzustoßen, doch er beherrschte sich und trat zurück. »Du hast also Astrids Vater an Lavisser übergeben.«

»Ich kenne Major Lavisser gar nicht«, sagte Bang, als mache das seine Tat weniger abscheulich.

»Das ändert nichts daran, dass du es getan hast«, sagte Sharpe. »Ich war vor einer Stunde bei Lavissers Haus, und es war bewacht wie ein militärischer Außenposten. Du hast ihn den Franzosen ausgeliefert, Aksel.«

»Ich habe ihn den Dänen gegeben!«

»Du hast ihn den Franzosen gegeben, du verdammter Narr. Und Gott weiß, was sie ihm antun werden. Zwei Zähne haben sie ihm schon gezogen.«

»Sie haben mir versprochen, ihn nicht zu verletzen.«

»Du pathetischer Bastard.« Sharpe blickte Astrid an. »Willst du, dass ich ihn töte?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein, nein!«

»Er hätte es verdammt verdient«, sagte Sharpe. Doch stattdessen brachte er Bang hinaus in den Hof, wo es einen Stall gab, der eine solide Tür mit Vorhängeschloss hatte. Sharpe sperrte Bang hinein. Dann untersuchte er den Handkarren, der neben dem Hoftor stand. Acht Blindgänger lagen in dem Karren. Sie waren vermutlich sicher, doch am Morgen würde er die Lunten entfernen und Wasser auf die Ladungen schütten, um sicherzugehen. Er kehrte ins

Lagerhaus zurück, steckte die Guineas ein und ging dann die Treppe hinauf zu Astrid. »Es tut mir leid«, sagte er.

Astrid zitterte, obwohl es nicht kalt war. »Diese Männer ...«, sagte sie stockend.

»Dieselben Männer wie zuvor«, sagte Sharpe, »und sie haben dieses Haus in Bredgade in ein Gefängnis verwandelt.«

»Was werden sie mit ihm machen?«

»Ihm Fragen stellen«, sagte Sharpe. Und er zweifelte nicht daran, dass die Fragen unter der Folter schließlich beantwortet werden würden, was bedeutete, dass diese Antworten in Kopenhagen bleiben mussten. Die Liste der Namen durfte nicht in die Hände der Franzosen fallen, und das bedeutete, dass er ins Haus in Bredgade gelangen musste, aber das konnte er nicht ohne Hilfe schaffen.

Er legte Astrid die Hände auf die Schultern.

»Ich gehe wieder aus«, sagte er. »Aber ich werde zurückkommen, das verspreche ich dir. Bleib hier. Kannst du das Lagerhaus geschlossen halten? Und lass Aksel nicht frei.«

»Das werde ich nicht.«

»Er wird dir was vorweinen. Er wird behaupten, durstig oder hungrig zu sein oder zu sterben, aber hör nicht hin. Wenn du oder deine Dienstmädchen diese Tür öffnen, wird er euch anspringen. Das ist es, was er will.«

»Er will nur Geld«, sagte sie bitter.

»Er will dich, Liebling. Er denkt, wenn dein Vater verschwindet, dann wirst du dich an ihn klammern. Er will dich, das Lagerhaus, das Geld, alles.« Er nahm die siebenläufige Waffe. »Halte das Haus verschlossen«, ermahnte er sie. »Lass niemand herein außer mir.«

Es war kurz vor dem Morgengrauen. Die Feuer gingen langsam aus, doch die größten Brandherde erhellten noch die Dunkelheit, in der keine Bomben fielen, sondern nur fettige Asche, die wie schwarzer Schnee in der sterbenden

Nacht wirkte. Häuser brannten weiß glühend, und das Wasser aus den schwachen Pumpen wurde zu Dampf, der sich mit dem dichten Rauch mischte, der den Himmel über ganz Seeland färbte. Wasser war knapp in der Stadt, denn die Versorgungsleitung war unterbrochen. Die Pumpen mussten darauf warten, dass Wasser in Fässern vom Hafen geholt wurde, und das dauerte seine Zeit. Dennoch brachten die rasselnden Pumpen und der Regen die Feuer langsam unter Kontrolle. Die müden, abgekämpften Feuerwehrleute konnten geröstetes Fleisch in der Glut riechen. Särge waren in den Straßen aufgestellt, und die Krankenhäuser waren überfüllt mit wimmernden Patienten.

Sharpe machte sich auf den Weg zum Hafen.

Um John Lavisser die Hölle heiß zu machen.

KAPITEL 10

Captain Joel Chase wagte sein Glück kaum zu glauben. Die ganze Nacht waren seine Männer von Schiff zu Schiff geklettert und hatten keine lebende dänische Seele an Bord der großen Linienschiffe gefunden. Die Flotte war ohne Mannschaften. Die Seeleute waren zum Dienst an den großen Geschützen auf den Mauern der Stadt geschickt worden, um Wache auf den Brüstungen zu stehen oder Wasser für die Pumpen zu holen.

Chase hatte sich Sorgen gemacht, dass die vertäuten Schiffe als Schlafräume für die Mannschaften benutzt werden könnten, doch es gab keine aufgehängten Hängematten, und Chase begriff, dass es keinem Matrosen erlaubt wurde, sich an Bord aufzuhalten, damit nicht durch Unachtsamkeit offenes Feuer in die Nähe einer Lunte geraten konnte. Die Besatzungen waren anscheinend in der Stadt einquartiert, und die dänische Flotte war zu einem Königreich für die Ratten und Chases Männer geworden, die in der Dunkelheit arbeiteten, Lunten entfernten und Brandbeschleuniger über Bord warfen. Wo Brandstiftermaterial auf offenen Decks lag, damit es leichter bei einer Inspektion zu überprüfen war, wurde es liegen gelassen, doch wo Bündel auf unteren Decks lagen, wurden sie durch Schießscharten gezwängt und ins stinkende Wasser des Hafens geworfen.

Sharpe kam kurz vor dem Morgengrauen in den inneren Hafen. Leichter Nebel trieb durch die Takelagen der Flotte, als er sich unter die Piek der *Christian VII.* duckte. *»Pucelle!«,* zischte er. *»Pucelle!«*

»Sharpe?« Es war der Midshipman Collier, der mit zwei anderen Männern als Chases Wachtposten diente.

»Helfen Sie mir an Bord. Wo ist der Captain?«

Chase war in der Kapitänskajüte an Bord der *Skiold,* wo er im schwachen Licht einer abgeschirmten Laterne die Karten des Ostseeraums betrachtete. »Außergewöhnliche Details, Richard! Weit besser als auf unseren eigenen Karten. Tommy Lister, ein toller Kerl, verlor fast die *Naiad* bei dieser Untiefe, und die Narren bei der Admiralität schworen, da gäbe es gar keine. Wir werden diese Karten mitnehmen. Wollen Sie einen Brandy? Dieser Captain lebt nicht schlecht.«

»Was ich will«, sagte Sharpe, »sind zwei oder drei Männer.«

»Wenn jemand sagt, dass er zwei oder drei will, meint er für gewöhnlich vier oder fünf.«

»Zwei werden reichen«, sagte Sharpe.

»Und wofür?«, fragte Chase. Er setzte sich auf die Bank unter dem Heckfenster und hörte Sharpe zu.

Die Glocken der Stadt läuteten vier, und ein dünner grauer Lichtstreifen begann sich an den Heckfenstern der *Skiold* zu zeigen, als Sharpe geendet hatte.

Chase nippte an seinem Brandy. »Lassen Sie mich zusammenfassen«, sagte er dann. »Da ist ein Mann, dieser Skovgaard, der noch leben könnte, vielleicht aber auch nicht, aber dessen Rettung von größtem Interesse wäre?«

»Wenn er noch lebt«, sagte Sharpe mürrisch.

»Was vermutlich nicht der Fall ist. In diesem Fall, meinen Sie, könnte es eine Liste von Namen geben, die sichergestellt werden könnte?«

»Ich hoffe es.«

»Und ob sie da ist oder nicht«, sagte Chase, »Sie möchten diesen Verräter namens Lavisser töten?«

»Ja, Joel.«

Chase lauschte dem Geschrei der Seemöwen über dem Hafen.

»Das Dumme ist, Richard«, sagte er nach einer Weile, »dass nichts von alldem offiziell ist. Lord Pumphrey hat große Sorgfalt aufgewandt, dass nichts schriftlich

festgehalten wird, nicht wahr? Keine unterschriebenen Befehle. Auf diese Weise kann man ihm keine Schuld geben, wenn etwas schiefgeht. Es ist schmutzige Arbeit, Richard, äußerst schmutzige.«

»Wenn die Franzosen die Namensliste von Skovgaard bekommen haben, Joel, dann müssen sie gestoppt werden.«

Anscheinend hörte Chase nicht zu. »Und welche Befugnis hat Pumphrey überhaupt, um solche Befehle zu geben? Er ist kein Mann des Militärs. Alles andere als das.«

Sharpe hatte nichts von Pumphreys verschleierter Drohung wegen eines Mordes in Wapping gesagt, und er bezweifelte, dass Chase davon hören wollte. »Wenn es nicht für Pumphrey wäre, Joel«, sagte er stattdessen, »wären Sie nicht hier.«

»Ich wäre nicht hier?« Chase klang zweifelnd.

»Es war die Zeitung, die uns verriet, dass die Dänen planen, diese Flotte zu verbrennen. Ich informierte Lord Pumphrey über diese Tatsache, und er arrangierte den Rest.«

»Er ist ein emsiges Kerlchen, nicht wahr?« Chase schaute nachdenklich aus dem Heckfenster. Das Einzige, was er sehen konnte, war der Bug eines anderen Kriegsschiffes. Er hielt Sharpes Argument für schwach und er nahm an, dass es etwas Ungesagtes gab, doch er erkannte, wie wichtig es war, die Namensliste von Skovgaards Korrespondenten sicherzustellen. Er seufzte. »Ich mag keine schmutzige Arbeit«, sagte er. »Und besonders, wenn sie vom Außenministerium kommt. Es denkt, dass die Marine dazu da ist, die Welt zu säubern.«

»Ich muss es tun, Joel«, sagte Sharpe, »mit oder ohne Ihre Hilfe.«

»Sie müssen es tun?«, fragte Chase. »Ehrlich?«

Sharpe zögerte mit der Antwort. Wenn er in Dänemark bleiben würde, was machte es dann, ob er im fernen London des Mordes verdächtigt wurde? Aber würde er bleiben, wenn Skovgaard tot war? Oder würde Astrid mit ihm nach

Britannien zurückkehren? Es war alles kompliziert. Einfach war, dass Skovgaards Namensliste gerettet und Lavisser aus dem Verkehr gezogen werden musste. Das war einfach genug zu verstehen. »Ja, Joel«, sagte er, »ich muss es tun.«

Midshipman Collier klopfte an die Kabinentür. Dann trat er ein, ohne hereingebeten worden zu sein. »Verzeihen Sie die Störung, Sir, aber es sieht aus, als ob ein Pumptrupp eintrifft.«

»Dann sollten wir umziehen«, sagte Chase.

»Pumptrupp?«, fragte Sharpe.

»Das Schiff hat ein Leck, Richard«, sagte Chase und erhob sich. »Sie können es nicht einfach volllaufen lassen. Deshalb schicken Sie Jungs, um die Bilgen leer zu pumpen. Es wird nicht lange dauern, aber wir sollten uns verstecken.«

»Und sie werden nicht Ihre abgeschnittenen Lunten finden?«

»Sie werden nichts bemerken. Wir haben Vorsichtsmaßnahmen getroffen. Danke, Mister Collier. Alle zurück zum Rattenloch!« Chase nahm die Karten an sich und lächelte Sharpe zu. »Werden Ihnen Hopper und Clouter reichen?«

Sharpe glaubte einen Moment, nicht richtig gehört zu haben. »Hopper und Clouter?«

»Ich bin mir nicht sicher, ob ich dies billige, Richard, aber ich traue Ihrer Einschätzung. Und die beiden sind meine besten Jungs, so sollten sie dafür sorgen, dass Ihnen nichts passiert. Aber ich bitte Sie, bringen Sie sie lebend zurück.«

»Danke, Joel.«

»Brauchen Sie sonst noch etwas?«

»Schnell brennende Lunten.«

»Davon können Sie viele haben«, sagte Chase.

Es war nach acht Uhr, als Sharpe ging. Der Pumptrupp arbeitete sich an der Reihe der großen Schiffe entlang, doch

keiner der Dänen bemerkte die drei Männer, die von der *Christian VII.* auf den Kai sprangen.

Alle drei waren bewaffnet. Hopper hatte eine weitere siebenläufige Waffe, zwei Pistolen und ein Entermesser, und Clouter eine Axt und zwei Pistolen.

Sie überquerten die Brücke, und niemand bemerkte sie. Noch vor vierzehn Tagen hätte ein Bewaffneter in Kopenhagen misstrauische Blicke geerntet, doch jetzt konnten ein britischer Schütze und zwei britische Seeleute genügend Artillerie mit sich herumschleppen, um eine Kompanie zu massakrieren, ohne aufzufallen. Der Anblick von zwei Männern mit Pferdeschwänzen, der eine mit Tätowierungen im Gesicht, der andere ein Schwarzer, war nichts Ungewöhnliches für Kopenhagen, denn die Stadt war an Seeleute gewöhnt. Man nahm einfach an, dass sie zu den Stadtmauern gingen, wo die verbliebenen dänischen Geschütze das Feuer auf die britischen Batterien eröffnet hatten. Ein paar Leute wünschten Sharpe und seinen Gefährten einen guten Morgen und erhielten als Antwort Grunzlaute.

Sharpe schloss Skovgaards Haustür auf. Astrid hörte ihn und kam aus dem Büro. Sie blickte alarmiert, als sie Hopper und Clouter sah, denn beide waren riesig. Sie rissen ihre Strohhüte vom Kopf und strichen sich das Haar aus der Stirn.

»Sie bleiben heute hier«, sagte Sharpe zu Astrid.

»Wer sind sie?«

»Freunde«, sagte Sharpe. »Ich brauche Sie, um deinen Vater zu befreien. Aber das kann ich erst tun, wenn die Bombardierung wieder anfängt. Können sie hier irgendwo schlafen?«

»Im Lagerhaus«, schlug Astrid vor. Sie berichtete ihm, dass sie die Arbeiter fortgeschickt hatte, als sie kurz nach dem Morgengrauen eingetroffen waren. Sie hatte ihnen ihren Lohn versprochen, doch gesagt, ihr Vater wolle, dass Sie halfen, in den von Bränden beschädigten Häusern nach

Überlebenden suchten. Dann hatte sie die Dienstmädchen angewiesen, das vernachlässigte Dachgeschoss zu säubern. Dann war sie ins Arbeitszimmer ihres Vaters gegangen, um sich die Bücher anzusehen.

»Es ist nie Zeit, um die Zahlen richtig zu überprüfen«, sagte sie, als Clouter und Hopper im Lagerhaus verschwunden waren und sie mit Sharpe allein war. »Ich weiß, dass er das erledigt haben will.«

Sie arbeitete eine Weile schweigend, und Sharpe sah in einer der Spalten eine Eintragung, die sich plötzlich auflöste, als eine Träne darauf tropfte. Astrid rieb sich über die Augen. »Er ist tot, nicht wahr?«, fragte sie.

»Wir wissen es nicht.«

»Und er wird unter Schmerzen gestorben sein.«

»Wir wissen es nicht«, wiederholte Sharpe.

»Doch, ich weiß es.« Sie blickte auf und sah ihm in die Augen.

»Ich kann erst dorthingehen, wenn die Bombardierung anfängt«, sagte Sharpe rau.

»Es ist nicht deine Schuld, Richard.« Sie legte die Feder hin. »Ich bin so müde.«

»Dann geh in dein Zimmer und leg dich hin. Ich werde den Jungs etwas zu essen bringen.«

Astrid ging nach oben. Sharpe fand Brot, Käse und Schinken und aß dann mit Hopper und Clouter. Aksel Bang hämmerte gegen die Stalltür im Hof, hörte jedoch abrupt damit auf, als Sharpe grollend rief, er werde gleich böse.

Es war fast Mittag, als Sharpe nach oben ging. Leise öffnete er die Tür zum Schlafzimmer. Die dicken Vorhänge am Fenster waren zugezogen und im Zimmer war es fast dunkel, doch er spürte, dass Astrid wach war.

»Es tut mir leid«, sagte er.

»Was?«

»Alles.« Er setzte sich auf das Bett. Trotz des Halbdunkels konnte er ihr Gesicht und ihr blondes Haar auf dem Kissen sehen. »Ich dachte schon, du kommst nie«, sagte sie.

»Ich bin hier«, erwiderte er.

»Dann bleib bei mir.«

»Ich bleibe immer bei dir«, versprach er.

»Ich bin so einsam gewesen, seit Nils starb.«

Und ich auch, seit Graces Tod, dachte Sharpe. Er legte sein Entermesser auf einen Stuhl und zog die Stiefel aus. Ein kalter Wind trieb Regen und Rauch aus den Ruinen der Stadt von Osten heran. Die Geschütze auf den Stadtmauern feuerten, und Sharpe und Astrid schliefen miteinander.

Die Geschütze auf der westlichen Stadtmauer feuerten den ganzen Tag. Sie donnerten, bis der Regen, der auf ihre Rohre fiel, sich sofort in Dampf verwandelte. Kanonenkugeln und Granaten schlugen in die britischen Batterien, doch die mit Erde gefüllten Faschinen schluckten all die Wucht, und hinter ihren Schutzschilden und Brustwehren stapelten die britischen Kanoniere mehr Munition für die Mörser.

Die Stadt schwelte. Die letzten Flammen waren gelöscht, aber es glühte noch in den Ruinen der Häuser und Kirchen, und dann und wann setzte diese Glut die Lunte einer nicht explodierten Bombe in Brand, und die Explosion ließ die Fenster der Stadt erzittern. Die Leute duckten sich in Hauseingänge und warteten darauf, dass das nächste Geschoss einschlagen würde. Sie spähten besorgt zum Himmel und sahen, dass es keine Rauchspuren mehr am Himmel gab. Es blieb still, und die Angst ließ ein wenig nach.

General Peymann ging durch die beschädigten Straßen und erschauerte beim Anblick der geschwärzten Trümmer und dem Geruch verbrannter Menschen. »Wie viele Obdachlose?«, fragte er.

»Hunderte«, war die düstere Antwort.

»Können sie auf den Schiffen einquartiert werden?«

»Nicht, wenn wir die Flotte verbrennen müssen«, antwortete ein Adjutant. »Es würde Stunden dauern, die Leute an Land zu bringen.«

»Die Kirchen können noch einige aufnehmen«, meinte ein anderer Adjutant, »und wenn Sie es befehlen, Sir, wird die Universität ihre Türen öffnen.«

»Natürlich, das muss sein. Es muss sein!« Peymann beobachtete eine Gruppe Seeleute, die verkohlte Balken zur Seite zerrten, um eine Leiche zu bergen. Er wusste nicht, wie viele Tote es durch die Bombardierung gegeben hatte. Zu viele. Er wusste, dass er die Krankenhäuser besuchen musste, und fürchtete sich davor, aber es war seine Pflicht. Im Augenblick musste er jedoch die Stadt auf weiteres Ungemach vorbereiten, und er befahl, dass die Brauereien ihre größten Fässer an Straßenecken aufstellen und mit Seewasser füllen sollten. Die Briten hatten irgendwie die Versorgung mit frischem Trinkwasser abgeschnitten, und die Pumpen der Feuerwehr hatten stets Mangel, doch die Fässer konnten helfen. In Wahrheit wusste er, dass dies eine nutzlose Geste war, denn die Stadt hatte keinen richtigen Schutz. Sie musste leiden und hoffen, den Beschuss zu überstehen.

Er ging durch die zerstörten Straßen mit rauchenden Ruinen, zwischen Schutt und Trümmerbergen hindurch. »Wie viele Granaten haben die Engländer letzte Nacht verschossen?«

»Viertausend?«, schätzte ein Adjutant. »Vielleicht fünftausend?«

»Und wie viele haben sie noch?« Das war die Frage. Wann würde den britischen Geschützen die Munition ausgehen? Denn dann mussten sie warten, bis Nachschub aus England kam, und unterdessen würden die Nächte länger dunkel sein, und vielleicht würde der Kronprinz aus Holstein mit einer Armee regulärer Soldaten kommen, die den britischen Truppen zahlenmäßig überlegen sein würden. Dann kann

das Leiden noch zu einem Sieg werden, dachte Peymann. Die Stadt musste einfach überleben.

Major Lavisser, das Gesicht angespannt und düster, bahnte sich einen Weg durch die Trümmer. »Ich komme zu spät zum Dienst, Sir«, sagte er zu Peymann, »und bitte um Entschuldigung.«

»Sie hatten bestimmt eine lange Nacht.«

»Eine sehr lange«, bestätigte Lavisser. Sie war nicht mit dem Feuerlöschen vergangen. Er hatte die dunklen Stunden damit verbracht, Ole Skovgaard zu verhören, und die Erinnerung daran gab ihm Befriedigung, doch er war immer noch besorgt wegen des unbekannten Besuchers, der zwei seiner Männer im Hof verwundet hatte. Ein Dieb, vermutete Barker, vielleicht ein Soldat oder Matrose, der die Bombardierung als Gelegenheit nutzte, die reichen Häuser in Bredgade zu plündern.

Lavisser hatte zuerst befürchtet, dass es Sharpe gewesen sein könnte, aber dann hatte er sich eingeredet, dass der Schütze längst wieder zur britischen Armee zurückgekehrt war. Barker hatte vermutlich recht. Es war nur ein Dieb gewesen, wenn auch ein gut bewaffneter.

General Peymann starrte zu einem zerstörten Kirchturm hinauf, wo eine einzelne Glocke an einem geschwärzten Balken hing, auf dem eine Taube hockte. Die Überreste der Kirchenbänke qualmten schrecklich. Ein Kinderbein ragte aus der Asche, und er wandte sich entsetzt ab. Es war an der Zeit, die Krankenhäuser zu besuchen, und obwohl er nicht den Brandopfern gegenübertreten wollte, war ihm klar, dass er sich nicht davor drücken konnte.

»Sie haben heute Nacht Dienst?«, fragte er Lavisser.

»Jawohl, Sir.«

»Dann könnten Sie einen guten Aussichtspunkt finden«, sagte der General. »Irgendeinen Turm oder vielleicht den großen Ladekran in Gammelholm? Aber irgendwo, wo es

sicher ist. Ich will, dass Sie die Bomben zählen, so gut Sie können.«

Lavisser war verwirrt. Er fand, dass Bomben zählen ein erniedrigender Dienst war. »Sie - zählen, Sir?«, fragte er mit rauer Stimme.

»Es ist wichtig, Major«, sagte Peymann, »denn wenn sie heute weniger Bomben feuern, werden wir wissen, dass ihnen die Munition ausgeht. Wir werden wissen, dass wir durchhalten können.« Und wenn sie mehr feuern ..., dachte er, doch er schreckte vor diesem Schluss zurück.

Eine Botschaft vom Kronprinzen war in die Stadt geschmuggelt worden. Der Kronprinz bestand darauf, dass die Stadt sich hielt, und so würde Peymann sein Bestes dafür tun.

»Zählen Sie die Bomben, Major«, wiederholte er. »Sofort beim Beginn des Beschusses zählen Sie die Bomben.«

Es bestand die Möglichkeit, dass das Bombardement während des Tages wiederholt wurde, doch Peymann bezweifelte das. Die Briten würden die Nacht nutzen. Vielleicht glaubten sie, die Dunkelheit verstärke den Terror der Bombardierung oder verberge ihre Untaten vor Gott, aber heute Nacht würden sie das Unheil fortsetzen, davon war Peymann überzeugt. Er musste an der Intensität ihrer Bombardierung einschätzen, wie lange sie noch so weitermachen konnten. Und Kopenhagen musste weiter leiden.

»Was mache ich mit Aksel?«, fragte Sharpe Astrid an diesem Nachmittag.

»Was willst du denn mit ihm machen?«

»Ihn töten.«

»Nein.« Sie runzelte missbilligend die Stirn. »Kannst du ihn nicht einfach laufen lassen?«

»Und er wird in zehn Minuten mit Soldaten zurück sein«, sagte Sharpe. »Er wird einfach in seinem Gefängnis warten müssen.«

»Bis wann?«

»Bis die Stadt kapituliert«, sagte Sharpe. Noch eine Nacht wie die vergangene, dachte Sharpe, und Kopenhagen wird aufgeben.

Und was dann? Würde er bleiben? Wenn ja, dann würde er sich für eine Nation entscheiden, die Britanniens Feind und Frankreichs Verbündeter war. Angenommen, er musste für sie kämpfen? Würde er die grüne Uniform ausziehen und stattdessen die blaue der Dänen tragen? Oder würde Astrid mit ihm nach Britannien gehen? Und was würde er dann tun außer kämpfen und sie allein in einem fremden Land lassen? Ein Soldat sollte nicht heiraten, dachte er.

»Was denkst du?«, fragte Astrid.

»Es ist Zeit zum Aufbruch.« Er küsste sie, dann zog er sich an und ging hinunter in den Hof.

Die Stadt stank nach verbranntem Pulver, und eine dünne Rauchwolke verschmierte den Himmel, aber wenigstens der Regen hatte aufgehört. Er brachte Bang Brot und Wasser und betrachtete ihn mürrisch.

»Du bleibst hier, Aksel, bis alles vorüber ist«, sagte Sharpe.

Er schloss die Tür des provisorischen Gefängnisses wieder ab und weckte dann Hopper und Clouter. Das Trio ging dann in den Hof und machte neue Lunten für drei der nicht explodierten Bomben. »Wenn wir im Haus sind«, sagte Sharpe, »töten wir jeden.«

»Auch die Dienstmädchen?«, fragte Hopper.

»Keine Frauen«, sagte Sharpe, »und nicht Skovgaard, wenn er noch lebt. Wir gehen rein, suchen ihn und hauen mit ihm ab. Und wir töten alle Männer.« Er setzte die letzte der schnell brennenden Lunten ein, sodass die Bombe binnen Sekunden nach dem Anzünden explodieren würde.

»Wie viele Bastarde sind es?«, fragte Clouter.

Sharpe wusste es nicht. »Ein halbes Dutzend? Und ich nehme an, es sind Franzosen, keine Dänen.«

Er hatte sich gefragt, wer in der vergangenen Nacht auf ihn geschossen hatte, und war zu dem Schluss gelangt, dass die Franzosen Männer zurückgelassen hatten, als ihre Botschaft nach Süden umgesiedelt war. »Oder es können Dänen sein, die für die Franzosen arbeiten«, fügte er hinzu.

»Das ist das Gleiche«, sagte Hopper. »Aber was tun sie hier?«

»Sie sind Spione«, sagte Sharpe. »Es findet ein dreckiger geheimer Krieg in ganz Europa statt, und sie sind hier, um unsere Spione zu töten, und wir sind hier, um ihre zu töten.«

»Gibt es Extrasold für das Töten von Spionen?«, fragte Clouter.

Sharpe grinste. »Ich kann es nicht versprechen, aber mit etwas Glück werdet ihr so viel Gold bekommen, wie ihr tragen könnt.« Er blickte zum Himmel. Die Abenddämmerung war nahe, doch das Zwielicht des Spätsommerabends würde noch eine Weile anhalten. Sie mussten warten.

Es lag eine Atmosphäre der Erschöpfung über der Stadt. Die britischen Batterien waren still. Die dänischen Geschütze feuerten weiter, aber langsam, als wüssten die Kanoniere, dass ihre Bemühungen an Faschinen und Feldschanzen verschwendet waren. Einige Haubitzen waren aus der wiederholt bombardierten Zitadelle geholt und auf der Stadtmauer aufgestellt worden. Ihre Kanoniere versuchten die nächsten britischen Batterien zu beschießen, doch keiner konnte sehen, welche Wirkung sie damit erzielten.

Die Dunkelheit senkte sich langsam über den wolkenverhangenen Himmel. Der Wind wehte kühl von Osten, während die ganze Stadt wartete. Eine Zeitlang hatte es den Anschein, als gäbe es keine Bombardierung in dieser zweiten Nacht, doch dann gab es einen großen Blitz in der Dunkelheit im Westen, und ein Streifen Rot, dünn wie ein Nadelstich, stieg zu den Wolken empor. Der rote Strich der

brennenden Lunte erreichte seinen Gipfelpunkt und schwebte dort sekundenlang, bevor er zu fallen begann.

Und dann feuerten die anderen Mörser, und ihr Lärm vereinigte sich zu einem gewaltigen Donnerschlag, der auf die Stadt zurollte, als die Spuren der brennenden Lunten emporstiegen und die ersten der Bomben auf die Häuser fielen.

»Wir können gehen«, sagte Sharpe.

Die drei Männer gingen durch die Straßen, die von fernem Feuerschein erhellt waren. Sharpe konnte an der Spur der brennenden Lunten erkennen, dass die Bombardierung in dieser Nacht nicht der Zitadelle galten, sondern die Bomben auf die gleichen Straßen fielen, die bereits gestern bombardiert worden waren. Die Geschosse von der Flotte zogen ihre Spuren am Himmel, während die Raketen, dick und glühend, über die Dächer der Häuser flogen. Sharpe trug wie seine beiden Gefährten eine Dreizehn-Zoll-Bombe in einem Lederbeutel an der Schulter.

Er führte Hopper und Clouter in die Gasse hinter Lavissers Haus. Es war stockdunkel zwischen den hohen, eng beieinanderstehenden Mauern, doch die Rückseiten der großen Häuser von Bredgade schimmerten rötlich vom Schein ferner Feuer. Dieses Viertel der Stadt, das in der Nähe der königlichen Schlösser lag, war von Bomben verschont geblieben.

Sharpe legte seine Bombe neben dem Tor ab, das in Lavissers Hof führte. Dann kniete er sich nieder, nahm seine Zunderbüchse und rieb den Stahl auf Feuerstein. Das verkohlte Leinen glühte, und er blies darauf, bis Flammen daraus züngelten, die er an die schnell brennende Lunte hielt. Dann rannte er die Gasse hinab und duckte sich neben Hopper und Clouter.

Er konnte das Glühen der Lunte wie einen winzigen roten Punkt in der Dunkelheit sehen, dann verschwand es, und er

senkte den Kopf und wartete, doch es explodierte nichts, und er fragte sich, ob das Pulver nass geworden war.

»Verdammtes Ding«, murmelte er, doch in diesem Augenblick fing die Bombe Feuer, und die Gasse war vom Krachen erfüllt, das mit dem Kreischen von Metall von den Mauern widerhallte. Flammen und Rauch stiegen auf, und Lavissers Tor wurde aus den Angeln gerissen und über den Hof geschleudert.

»Deine, Hopper«, sagte Sharpe, und die drei Männer rannten zum raucherfüllten Eingang des Hofes, wo jetzt das Tor fehlte.

Hopper holte die Bombe aus dem Lederbeutel. Sharpe benutzte wieder seine Zunderbüchse, hielt das Feuer an die Lunte, dann wurde die Bombe in die Mitte des Hofs gerollt.

Die drei Männer suchten Schutz hinter der Mauer. Jemand rief etwas vom Haus. Sharpe nahm an, dass Männer im Kutscherhaus stationiert waren, die als Erste im Hof sein würden, um nachzusehen, was die erste Explosion zu bedeuten hatte. Deshalb schickte er ihnen die zweite Bombe. Eine Stimme rief etwas ganz in der Nähe, doch dann zerriss das Krachen von Hoppers Bombe die Nacht, tauchte die Gasse in grelles Licht und erfüllte den Hof mit weiterem dichten Rauch.

Clouter war bereits mit der dritten Bombe zur Stelle. Sharpe machte mit der Zunderbüchse Feuer und zündete die Lunte an. Er nahm die Bombe von Clouter entgegen und rannte durch den Rauch, bis er die Treppe sehen konnte, die zum Eingang des Kellergeschosses führte. Die Lunte zischte an seinem Bauch. Er stoppte, schätzte die Entfernung und schleuderte die Bombe. Sie landete kurz vor der Treppe.

Hopper und Clouter pressten sich mit dem Rücken gegen die Stallwand. Beide starrten durch den Rauch. Eine Muskete feuerte von einem oberen Fenster, und die Kugel knallte dich neben Sharpe auf die Kopfsteine. Er sprang instinktiv zurück und wäre fast über eine Leiche gestolpert.

Es war also jemand von der zweiten Bombe getroffen worden. Dann explodierte die dritte und erschütterte das Haus. Glas zersplitterte in den Fenstern.

»Kommt!«, rief Sharpe. Er hielt das Gewehr in der rechten Hand, als er die Treppe hinaufstürmte und die zersplitterte Tür aufstieß. Er fand sich in einer Küche wieder, die von brennenden Stücken der bei der Explosion gesprengten Tür erhellt war. Er sprang über das brennende Holz, schob eine Tür auf und sah eine dunkle Treppe, die nach oben führte. Hinter ihm krachten Pistolenschüsse, und er erkannte mit einem schnellen Blick, dass Clouter in den Hof feuerte. »Brauchst du Hilfe?«

»Sie sind tot!«, sagte Clouter und wich von der Türschwelle fort und lud die Waffe. Eine Decke auf einem Tisch beim Fenster hatte Feuer gefangen. Sharpe ignorierte es. Er rannte die Treppe hinauf. Oben war ein Mann, doch er warf sich herum und verschwand, bevor Sharpe auf ihn zielen konnte. Clouter kam von der Küche herauf, und hinter ihm verdichtete sich der Rauch mit alarmierender Schnelligkeit.

»Nach oben!«, rief Sharpe. Dort oben waren Männer. Sie wussten, dass er zu ihnen hinaufkommen würde, und erwarteten ihn mit Waffen in den Händen, doch er konnte nicht warten. Unter ihm breitete sich das Feuer aus. »Wartet hier«, sagte er zu den beiden Matrosen. Er hängte das Gewehr über die Schulter und nahm stattdessen die siebenläufige Waffe. Er wollte nicht gern die Treppe hinaufstürmen, sondern sich lieber anschleichen, doch wenn er den Männern oben noch mehr Zeit ließ, würden sie sich verbarrikadieren. Er fluchte, holte tief Luft und rannte los.

Er nahm immer drei Stufen auf einmal. Vom ersten Treppenabsatz gingen zwei Türen ab. Er ignorierte sie. Sein Gefühl sagte ihm, dass die Bewohner des Hauses sich höher aufhielten, und so bog er um die Ecke des Absatzes und nahm im Laufen die nächste Treppe. Er sah eine halb offene Tür - und einen Musketenlauf. Einen Sekundenbruchteil,

bevor die Muskete aufblitzte, warf er sich hin. Die Kugel krachte in ein Porträt hoch an der Wand im Treppenschacht. Sharpe rappelte sich auf, schob die siebenläufige Waffe über die oberste Treppenstufe und drückte ab.

Die sieben Kugeln zerfetzten die untere Hälfte der Tür. Ein Mann schrie. Sharpe zog eine Pistole und feuerte von Neuem, dann waren Hopper und Clouter hinter ihm, und beide schossen auf die Tür, bevor sie an Sharpe vorbeirannten.

»Wartet!«, rief er. Er wollte als Erster in das Zimmer, nicht aus Heroismus, sondern weil er Captain Chase versprochen hatte, auf seine beiden Männer aufzupassen, doch Clouter, die Axt in der Hand, hatte bereits mit der Schulter die Tür aufgerammt und taumelte hindurch.

»Pucelle!«, schrie der Schwarze. *»Pucelle!«* Es klang, als entere er ein feindliches Schiff.

Sharpe folgte ihm, als Hoppers siebenläufige Waffe krachte. Eine feindliche Kugel pfiff an seinem Kopf vorbei, während er durch die Tür sprang. Mit einem schnellen Blick erfasste er ein elegantes Arbeitszimmer mit Bücherregalen, Porträts, einem Schreibtisch und Sofa. Ein Mann krümmte sich beim Schreibtisch, getroffen von einer von Hoppers Kugeln. Ein anderer Mann lag beim Fenster, von Clouters Axt getroffen. »Da lebt noch einer hinter dem Schreibtisch«, sagte Hopper.

Sharpe gab die leer geschossene Siebenläufige Hopper. »Lade sie«, sagte er, dann schritt er auf den Schreibtisch zu. Er hörte das Scharren eines Ladestocks in einem Waffenlauf und wusste, dass sein Feind im Augenblick nicht schießen konnte. Mit drei weiteren schnellen Schritten war er bei dem Mann und sah, dass sich der Mann mit einer halb geladenen Pistole duckte. Sharpe hatte gehofft, Lavisser zu finden, doch diesen Mann hatte er noch nie gesehen. Der Mann schaute ihn entsetzt an und schüttelte den Kopf. *»Non, Monsieur, non!«*

Sharpe feuerte. Die Kugel traf den Franzosen in den Schädel, und Blut schoss über den Schreibtisch und auf den Sterbenden zu Sharpes Füßen.

Es war ein vierter Mann im Zimmer. Er lag gefesselt und geknebelt auf einem Sofa in einem Alkoven. Er war nackt. Sharpe musste schlucken, als er ihn sah. Es war ein Wunder, dass er noch lebte.

Ole Skovgaard war gefoltert worden. Ein grässlicher Anblick. Er war halb blind und bewusstlos, hatte anscheinend nichts von dem Kampf mitbekommen, der das Zimmer mit erstickendem Pulverrauch erfüllte.

Clouter, die blutige Axt in einer großen Hand, kam zum Sofa. Sharpe erschauerte beim Anblick von Skovgaards leerer Augenhöhle, dem blutigen Mund und den Fingerspitzen, wo die Nägel ausgerissen waren, bevor man ihm die Fingerknochen gebrochen hatte.

Sharpe legte sein Gewehr ab, nahm sein Messer und zerschnitt die Stricke, mit denen Skovgaard gefesselt war. »Können Sie mich hören?«, fragte er.

Skovgaard hob eine zitternde Hand. »Lieutenant?« Er konnte kaum sprechen, denn sein blutiger Mund war zahnlos.

»Wir bringen Sie nach Hause«, sagte Sharpe.

Hopper feuerte mit der Pistole zum Treppenschacht, und Clouter eilte ihm zur Hilfe. Skovgaard wies schwach zum Schreibtisch, und Sharpe ging hin. Er sah einen Stapel von Papieren, die mit dem Blut des Franzosen besprenkelt waren, den er soeben erschossen hatte. Auf den Blättern standen viele Namen.

Es war die Liste der Korrespondenten, die London schützen wollte. Hans Bischoff aus Bremen, Josef Gruber aus Hannover, Carl Friederich in Königsberg. Da waren russische und preußische Namen, sieben Seiten voller Namen, und Sharpe raffte die Seiten zusammen und steckte sie ein.

Clouter feuerte die Treppe hinab. Hopper hatte eine der siebenläufigen Waffen nachgeladen und schob Clouter zur Seite, um einzugreifen, doch da gab es anscheinend keine Bedrohung mehr, denn er schoss nicht.

Vor den Fenstern hingen Samtvorhänge. Sharpe packte einen, zog hart daran und riss ihn los. Er hüllte den nackten Skovgaard in den Samt ein und hob ihn hoch. Skovgaard stöhnte vor Schmerzen.

»Wir gehen jetzt heim«, sagte Sharpe. Rauch trieb vom Treppenschacht herauf. »Wer ist da unten?«, fragte Sharpe Clouter.

»Zwei Mann, vielleicht drei.«

»Wir müssen runtergehen«, sagte Sharpe, »und durch die Vordertür raus.« Er hatte weder Lavisser noch Barker gesehen.

Hopper lud die zweite siebenläufige Waffe. Die erste hatte er Clouter gegeben. Sharpe konnte die Flammen unten im Haus prasseln hören. Im Westen explodierten Bomben. Ein Dienstmädchen, die Augen entsetzt aufgerissen, rannte die Treppe hinunter. Sie bemerkte die Männer im Arbeitszimmer anscheinend nicht und verschwand um den Treppenabsatz. In der Halle fiel ein Schuss, und das Dienstmädchen schrie auf. Sharpe fluchte.

Hopper hatte vier der Läufe geladen und sagte sich, dass das reichen musste. »Gehen wir?«

»Los!«, sagte Sharpe.

Clouter und Hopper gingen voran, und Sharpe trug Skovgaard hinterher. Die beiden Matrosen sprangen auf den Treppenabsatz hinunter und feuerten in die vom Rauch erfüllte Halle. Sharpe folgte langsamer. Skovgaard stöhnte leise. Das Dienstmädchen lag neben dem Treppengeländer. Blut befleckte ihr Nachthemd. Eine Leiche lag neben einem Tisch in der Halle, und Flammen loderten aus der Tür, die zur Küche führte.

Die Haustür war offen, und Clouter ging als Erster hinaus. Sharpe rief eine Warnung, dass Lavissers Männer auf der Straße warten könnten, doch die einzigen Leute dort waren Nachbarn, die glaubten, dass das Feuer und der Rauch von britischen Bomben verursacht worden sei. Eine der Frauen blickte alarmiert beim Anblick der beiden riesigen Männer, die mit Waffen aus dem Haus stürmten, dann ertönte mitfühlendes Gemurmel, als die Menge Skovgaard auf Sharpes Armen sah.

Eine Frau schrie beim Anblick des verletzten Mannes auf.

Es war Astrid, die Sharpe entgegenrannte. »Was machst du hier?«, fragte er.

Sie antwortete ihm nicht und schrie entsetzt auf, als sie das Gesicht ihres Vaters sah. »Lebt er?«

»Er braucht einen Arzt«, sagte Sharpe. Er nahm an, dass Skovgaard lange gelitten hatte, bevor er unter der Folter zusammengebrochen war.

»Die Krankenhäuser sind überfüllt«, sagte Astrid. »Man hat vorhin verkündet, dass nur die Schwerverletzten behandelt werden können.«

»Er ist schwer verletzt«, sagte Sharpe, dann dachte er, dass Lavisser das wusste, und so waren die Krankenhäuser genau die Orte, an denen Lavisser nach Skovgaard suchen würde.

Die Bomben krachten stetig, und ihre Explosionen erhellten den mit Rauch verhüllten Himmel.

»Nicht ins Krankenhaus«, sagte er zu Astrid. Er dachte an Ulfedts Plads, doch das war die zweite Adresse, an der Lavisser suchen würde.

Astrid berührte die Wange ihres Vaters. »Im Waisenhaus gibt es eine gute Krankenschwester, und es ist nicht weit.«

Sie trugen Skovgaard zum Waisenhaus, wo die Krankenschwester ihn in ihre Obhut nahm. Astrid ging ihr zur Hand, während Sharpe Hopper und Clouter hinaus auf den Hof führte, wo sie sich unter dem Flaggenmast

hinsetzten. Einige der kleineren Waisenkinder weinten wegen des Krachens der Bomben, aber sie waren alle sicher in ihrem Schlafsaal, der weit entfernt von den Orten war, auf die irgendwelche Geschosse fielen. Zwei Frauen trugen Milch und Wasser über die Außentreppe nach oben und blickten ängstlich zu den drei Männern.

»Lavisser war nicht hier«, sagte Sharpe.

»Macht das was?«, fragte Hopper.

»Er will diese Liste haben«, sagte Sharpe und klopfte auf seine Tasche. »Mit ihr will er sich die Gunst der Franzosen erkaufen.«

»Da war auch kein Gold«, grollte Clouter.

Sharpe blickte überrascht, dann schüttelte er den Kopf. »Das Gold habe ich ganz vergessen«, sagte er. »Es tut mir leid.« Er rieb sich übers Gesicht. »Wir können auch nicht zurück zum Lagerhaus gehen, Lavisser wird dort nach uns suchen.« Und Lavisser wird dänische Soldaten mitnehmen und behaupten, er suche nach britischen Agenten, fügte er in Gedanken hinzu. »Wir werden hierbleiben müssen«, entschied er.

»Wir könnten zum Schiff zurückkehren«, schlug Clouter vor.

»Das könnt ihr, wenn ihr wollt«, sagte Sharpe. »Aber ich werde hierbleiben.« Er würde bleiben, weil er wusste, dass Astrid bei ihrem Vater bleiben würde und er bei Astrid bleiben wollte.

Hopper begann eine der siebenläufigen Waffen zu laden. »Hast du diese Krankenschwester gesehen?«, fragte er.

»Ich glaube, er will hierbleiben, Sir«, sagte Clouter mit einem Grinsen.

»Wir können hier das Ende abwarten«, sagte Sharpe. »Und danke euch beiden. Vielen Dank.«

Die Bomben erhellten den Himmel. Am Morgen, dachte Sharpe, müssen die Dänen kapitulieren. Die britische Armee wird die Stadt besetzen, und Lavisser wird sich verstecken,

aber ich werde ihn finden. Und wenn ich jedes verdammte Haus in Kopenhagen durchsuchen muss, ich werde ihn finden und töten. Erst dann ist die Mission beendet und ich kann hierbleiben, hier in Dänemark.

Bei Astrid.

Am nächsten Morgen berief General Peymann eine Konferenz in Schloss Amalienborg ein. In königlichem Porzellan wurde Kaffee serviert. Die Männern waren schmutzig von Ruß und Asche, ihre Gesichter bleich und abgespannt, nachdem sie eine weitere Nacht mit Brandbekämpfung und dem Transport schlimm verletzter Brandopfer in überfüllte Krankenhäuser verbracht hatten.

»Ich glaube, in der letzten Nacht sind weniger Bomben gefallen«, sagte der General.

»Sie feuerten knapp unter zweitausend ab, Sir«, berichtete Major Lavisser, »und das schließt Raketen ein.«

»Und die Nacht davor?«, versuchte Peymann sich zu erinnern.

»Fast fünftausend«, antwortete ein Adjutant.

»Ihnen wird die Munition knapp«, erklärte der General, und seine Stimme klang triumphierend. »Ich bezweifle, dass wir heute Nacht mit mehr als tausend Geschossen von ihnen rechnen müssen. Und morgen? Vielleicht mit überhaupt keinem. Wir sollten durchhalten, meine Herren, wir sollten durchhalten!«

Der Leiter des König-Frederick-Hospitals gab einen ernüchternden Bericht. Es waren keine Betten mehr frei, und es bestand ein ernster Mangel an Salben, Bandagen und frischem Wasser. Dennoch strahlte er einen vorsichtigen Optimismus aus. Wenn die Bombardierungen nicht schlimmer wurden, dann würden seiner Meinung nach die Krankenhäuser mit der Situation fertig werden.

Ein Sprecher der Stadt berichtete, dass ein alter Brunnen in Bjornegarden eine befriedigende Menge an Frischwasser geben und dass drei andere damals aufgegebene Brunnen,

als die Stadt Wasser aus Nord-Seeland aus der Röhrenleitung bezogen hatte, noch während des Tages wieder geöffnet werden würden. Der stellvertretende Bürgermeister berichtete, es gebe keine Knappheit an Nahrungsmitteln. Einige Kühe seien in der Nacht verendet, aber es seien viele übrig geblieben.

»Kühe?«, fragte Peymann.

»Die Stadt braucht Milch, Sir. Wir haben zwei Herden in die Stadt geholt.«

»Dann finde ich, dass alles gesagt ist und wir uns beglückwünschen können«, sagte General Peymann abschließend. »Die Briten haben uns schlimm zugesetzt, aber wir haben überlebt.« Er zog die Karte der Stadt zu sich. Die Pioniere hatten die Straßen, die in der ersten Bombennacht am schlimmsten betroffen gewesen waren, markiert, und jetzt sah Peymann die leichteren Striche des zweiten nächtlichen Angriffs. Die neu markierten Gebiete waren viel kleiner, nur ein kleines Stück beim Nörre-Tor und einige Häuser in Skindergade. »Wenigstens haben sie die Kathedrale verfehlt«, sagte er.

»Und hier entstand ebenfalls Schaden.« Ein Adjutant neigte sich über den Tisch und tippte auf Bredgade. »Major Lavissers Haus wurde zerstört, und die Dächer der Nachbarhäuser brannten ab.«

Peymann blickte Lavisser mit gerunzelter Stirn an. »Ihr Haus, Major?«

»Das Haus meines Großvaters, Sir.«

»Tragisch!«, sagte Peymann. »Tragisch.«

»Wir denken, dass es eine Rakete gewesen sein muss, Sir«, sagte der erste Adjutant. »Es ist weit vom Rest der anderen beschädigten Straßen entfernt.«

»Ich hoffe, niemand ist verletzt worden«, sagte Peymann ernst.

»Wir befürchten, dass einige Diener in der tödlichen Falle umgekommen sein können«, antwortete Lavisser, »aber

mein Großvater ist natürlich mit dem Kronprinzen zusammen.«

»Gott sei Dank«, sagte Peymann, »aber Sie müssen sich heute sicherlich einige Zeit nehmen, um vom Besitz Ihres Großvaters zu retten, was Sie können. Es tut mir sehr leid, Major.«

»Wir müssen alle das Leid der Stadt teilen, Sir«, erklärte Lavisser, eine Bemerkung, die zu zustimmendem Gemurmel am Tisch führte.

Ein Marine-Pastor beendete die Konferenz, indem er Gott dankte, dass er der Stadt half, ihr Martyrium zu ertragen, und den Allmächtigen bat, seine heilende Gunst den Verwundeten und Trost den Hinterbliebenen der Toten zu gewähren. »Amen«, sagte General Peymann mit dröhnender Stimme. »Amen.«

Die schwache Sonne drang durch den Dunstschleier, der die Stadt einhüllte, als Lavisser in den Schlosshof ging, wo Barker wartete.

»Sie haben gebetet, Barker«, sagte er. »Gebetet!«

»Das tun sie hier sehr oft, Sir.«

»Und was hast du inzwischen gemacht?«

Während sein Herr die Konferenz besucht hatte, hatte Barker sein Bestes getan, um die Ruinen in Bredgade zu erkunden. »Es ist immer noch zu heiß, um ins Haus zu kommen, Sir, und es ist ohnehin nur noch ein Haufen rauchender Trümmer, aber Jules hat entkommen können.«

»Nur Jules?«

»Er war der Einzige, den ich finden konnte, Sir. Der Rest ist tot oder im Krankenhaus, nehme ich an. Und Jules schwört, es war Sharpe.«

»Das kann nicht sein!«

»Er sagt, drei Männer kamen aus dem Haus, Sir. Zwei waren Matrosen und der andere ein großer Mann mit schwarzem Haar und einer Narbe auf der Wange.«

Lavisser fluchte.

»Und«, fuhr Barker fort, »der Mann mit der Narbe im Gesicht trug Skovgaard.«

Lavisser fluchte von Neuem. »Und das Gold?«, fragte er.

»Das ist vermutlich noch in Bredgade, Sir. Vielleicht geschmolzen, aber es wird dort sein.«

Lavisser schwieg eine Weile. Die Bergung des Goldes konnte sicherlich warten, aber er konnte keinen Vorschuss von den Franzosen erwarten, wenn er ihnen nicht die Liste mit den Namen gab, die er aus Skovgaard herausgefoltert hatte. Diese Liste würde Lavisser die Großzügigkeit des Kaisers eröffnen, der ihn dafür zum Prinzen von Seeland oder Herzog von Holstein oder sogar, wie er es sich schon oft in seinen geheimsten Träumen ausgemalt hatte, zum König von Dänemark machen würde.

»Hat Jules irgendetwas über die Liste gesagt?«

»Er nahm an, dass sie im Haus war, als es brannte, Sir.«

Lavisser raufte sich die Haare. »All die Mühe für die Katz«, zürnte er. »Reine Zeitverschwendung!«

Baker starrte zu den Tauben auf dem Dach des Schlosses. Er dachte daran, dass auch seine Nacht vergeudet war, denn Lavisser hatte darauf bestanden, dass er mit ihm die fallenden Bomben beobachtete und zählte. Barker hätte es vorgezogen, das Haus in Bredgade zu bewachen, doch Lavisser hatte ihn angewiesen, die Mündungsblitze der Geschütze von der Flotte zu zählen, während Lavisser die Schüsse von den Batterien an Land gezählt hatte. Eine wahre Verschwendung, dachte Barker, denn wenn er in Bredgade gewesen wäre, dann wäre Sharpe jetzt tot, und Skovgaard würde vielleicht noch immer Namen preisgeben.

»Wir müssen Skovgaard wiederfinden, Sir«, sagte Barker.

»Wie?«, fragte Lavisser verdrossen, dann beantwortete er selbst seine Frage. »Er muss im Krankenhaus sein, nicht wahr?«

»Oder bei einem Doktor.«

Lavisser schüttelte den Kopf. »Alle Ärzte sind in die Krankenhäuser befohlen worden.«

So suchten Lavisser und Barker in den Krankenhäusern von Kopenhagen nach Ole Skovgaard. Die Suche dauerte den ganzen Morgen, als sie von Station zu Station gingen, wo Hunderte Opfer mit Verbrennungen in schrecklichen Schmerzen lagen, aber Skovgaard fanden sie nicht. Ein verschwendeter Morgen, und Lavisser war in grimmiger Stimmung, als er sich auf den Weg machte, um zu sehen, was vom Haus in Bredgade noch übrig war.

Das Haus war eine rauchende Ruine, und das Gold, wenn es noch da war, musste eine geschmolzene Masse tief in seinem Keller sein.

Jules, einer der Franzosen, der zurückgeblieben war, als die Diplomaten aus Kopenhagen geflüchtet waren, befand sich immer noch im unbeschädigten Kutscherhaus, und Jules wollte seine eigene Rache an Sharpe.

»Wir wissen, wo er ist«, sagte Barker.

»Ulfedts Plads?«, fragte Lavisser.

»Wo sonst?«

»Du, ich und Jules gegen drei von ihnen?«, sagte Lavisser. »Ich glaube, wir müssen diese Chance verbessern.«

Barker und Jules machten sich auf den Weg, um Ulfedts Plads zu beobachten, und Lavisser ging zur Zitadelle, wo General Peymann sein Quartier hatte. Der General war die ganze Nacht auf gewesen und jetzt zu Bett gegangen, und es war schon Nachmittag, als er erwachte und Lavisser ihm seine Lügengeschichte auftischen konnte.

»Ein Kind hat mit einem Blindgänger gespielt, Sir«, sagte er, »und ich befürchte, dass es noch mehr solcher tragischen Todesfälle gibt. Es liegen zu viele Bomben auf den Straßen herum.«

Peymann blies auf seinen Kaffee, um ihn abzukühlen. »Ich dachte, Captain Nielsen beschäftigt sich mit diesem Problem.«

»Er ist mit Arbeit überschüttet, Sir. Ich brauche ein Dutzend Männer.«

»Natürlich, natürlich.« Peymann unterzeichnete den notwendigen Befehl. Lavisser weckte einen Leutnant und befahl ihm, eine Gruppe antreten zu lassen.

Der Leutnant fragte sich, warum seine Männer Musketen brauchten, um Blindgänger zu sammeln, doch er war noch zu schläfrig, um zu diskutieren. Er folgte mit seinen Männern einfach zum Ulfedts Plads, wo zwei Zivilisten neben einem Lagerhaus warteten.

»Klopfen Sie an die Tür, Leutnant«, befahl Lavisser.

»Ich dachte, wir sind hier, um Bomben zu sammeln, Sir.«

Lavisser nahm den Mann beiseite. »Können Sie diskret sein, Leutnant?«

»Selbstverständlich.« Der Leutnant fand die Frage beleidigend.

»Ich konnte nicht offen zu Ihnen sein, Leutnant. Gott weiß, dass schon zu viele Gerüchte in der Stadt im Umlauf sind, und da wollte ich nicht für weitere sorgen, aber General Peymann hat eine Warnung erhalten, dass englische Spione in Kopenhagen sind.«

»Spione?« Die Augen des Leutnants weiteten sich. Er war neunzehn und erst zwei Monate Offizier, und bis jetzt hatte sein Dienst mit der höchsten Verantwortung darin bestanden, dafür zu sorgen, dass an jedem Morgen die Flagge der Zitadelle gehisst wurde.

»Saboteure, höchstwahrscheinlich«, schmückte Lavisser seine Geschichte aus. »Wir nehmen an, dass den Briten die Bomben ausgehen. Sie werden vermutlich heute Nacht ein paar abfeuern, aber wir denken, sie werden sich darauf verlassen, dass ihre Agenten in der Stadt größeren Schaden anrichten. Der General glaubt, dass diese Männer sich in diesem Gebäude verstecken.«

Der Leutnant befahl seinen Männern, die Bajonette aufzupflanzen, und hämmerte an Skovgaards Tür, die von

einem ängstlichen Dienstmädchen geöffnet wurde. Ihr entfuhr ein Aufschrei, als sie die Bajonette sah, dann sagte sie hastig, dass ihr Herr und die Herrin nicht zu Hause waren.

»Was ist mit dem Engländer?«, fragte Lavisser über die Schulter des Leutnants hinweg.

»Er ist nicht zurückgekommen«, sagte das Dienstmädchen. »Keiner von ihnen ist das.«

»Durchsucht das Gebäude!«, befahl Lavisser den Soldaten. Er schickte einige der Männer ins Lagerhaus und die anderen die Treppe ins Haus hinauf, während er, Jules und Barker in Skovgaards Büro gingen.

Sie fanden dort keine Liste mit Namen. Sie fanden eine Metallkiste, die voller Geld war, aber keine Namen. Der Leutnant entdeckte oben eine ungeladene Muskete, und dann erzählten ihm die angsterfüllten Dienstmädchen, dass Herr Bang im Stall eingesperrt sei. Der Leutnant ging mit der Nachricht hinab ins Büro.

»Bang?«, fragte Lavisser und stopfte Geld in seine Tasche.

»Der Typ, der uns Skovgaard verkauft hat«, erinnerte Barker.

Das Vorhängeschloss wurde von der Tür gesprengt, und ein erschreckter Aksel Bang stolperte ins trübe Tageslicht. Er war nervös und empört und so durcheinander, dass sein Gestammel kaum einen Sinn ergab, und so wies Lavisser die Dienstmädchen an, Tee für seine Beruhigung zu kochen. Dann nahm er Bang mit nach oben in Skovgaards Wohnzimmer.

Bang erzählte ihm, wie Lieutenant Sharpe in die Stadt zurückgekommen war und wie er versucht hatte, ihn festzunehmen. Die Geschichte war hier ein wenig konfus, denn Bang wollte nicht zugeben, wie leicht er überwältigt worden war, aber Lavisser fragte nicht nach den Einzelheiten. Bang wusste nicht, wie viele Männer Sharpe

halfen, aber Bang hatte die Stimmen auf dem Hof gehört und wusste, dass es mindestens zwei oder drei waren.

»Und Ole Skovgaards Tochter half diesen Engländern?«, fragte Lavisser.

»Nicht bereitwillig«, behauptete Bang. »Sie muss getäuscht worden sein.«

»Selbstverständlich.«

»Aber ihr Vater, nun, der war immer schon auf der Seite der Engländer«, sagte Bang rachsüchtig, »und er hat sie gezwungen, ihm zu helfen. Das wollte sie natürlich nicht, aber er hat sie gezwungen.«

Lavisser nippte an seinem Tee. »Astrid weiß also so viel wie ihr Vater?«

»O ja«, sagte Bang.

»Sie kennt die Namen der Korrespondenten seines Vaters?«, fragte Lavisser.

»Was er weiß, das weiß auch sie«, sagte Bang.

»Soso«, murmelte Lavisser vor sich hin. Er zündete eine Kerze an, denn die Abenddämmerung machte den Raum düster. »Es war gut von Ihnen, Leutnant«, sagte er und achtete darauf, Bang zu schmeicheln, indem er seinen militärischen Rang benutzte, »dass Sie Skovgaard der Polizei übergeben haben.«

Leise Zweifel nagten an Bang. »Lieutenant Sharpe sagte, dass Sie es waren, der Skovgaard geschnappt hat.«

»Er sagte - was?« Lavisser blickte erstaunt, dann setzte er sein charmantes Lächeln auf. »Natürlich nicht. Ich habe dafür keinerlei Befugnis. Nein, Herr Skovgaard wurde für eine Befragung durch die Polizei geschnappt, aber leider konnte er entkommen. Die Verwirrung durch die Bombardierung, verstehen Sie? Und unser Problem ist, dass Sharpe und seine englischen Helfer irgendwo in der Stadt sind. Sie könnten Ole Skovgaard bereits gerettet haben. General Peymann dachte, wir würden sie hier finden, aber leider ist das nicht der Fall.« Er zuckte mit den Schultern.

»Ich nehme an, sie sind irgendwo untergetaucht, aber Sie, Leutnant, kennen Herrn Skovgaard ja besser als jeder andere.«

»Das stimmt«, sagte Bang.

»Und wer weiß, vielleicht täuschen sie Astrid wieder?«, fragte er in besorgtem Tonfall.

»Sie täuschen sie schamlos!«, sagte Bang wütend, und er erzählte Lavisser, der Engländer habe Astrid versprochen, in Dänemark zu bleiben. »Und sie glaubt ihm das!«, sagte Bang. »Sie glaubt ihm, weil er ihr den Kopf verdreht hat.«

Einen schönen Kopf hat sie, dachte Lavisser, und gefüllt mit dem Wissen, das ich brauche.

»Ich habe Angst um sie, Leutnant«, sagte er mit ernster Stimme. »Ich mache mir große Sorgen.« Er stand auf und blickte aus dem Fenster, damit Bang nicht seine Belustigung sehen konnte.

Sharpe war also verliebt? Lavisser lächelte bei dieser Vorstellung. Der dunkel werdende Himmel war von schwarzen Wolken überzogen, und bald werden an diesem Abend die ersten Bomben fallen, dachte er, es sei denn, die Briten haben ihren Vorrat erschöpft. In diesem Fall wird die Stadt verschont bleiben, bis Nachschub aus England eintreffen würde.

»Sie halten die arme Astrid zweifellos als Geisel«, wandte er sich wieder an Bang, »und wir müssen die Dreckskerle finden.«

»Sie könnten überall sein«, sagte Bang hilflos.

»Ole Skovgaard wurde durch eine Bombe verletzt, als er entkam«, log Lavisser glatt. »Er braucht einen Arzt, nehmen wir an, aber er befindet sich in keinem der Krankenhäuser.«

Bang nickte. »Sein Doktor wohnt in Vester Fælled.«

»Auch dorthin kann er gewiss nicht gegangen sein«, sagte Lavisser. »Also, wo könnte er sich verstecken?« Er war plötzlich alarmiert von Bangs weit aufgerissenen Augen.

Aber Bang lächelte. »Herr Skovgaard braucht ärztliche Hilfe?«, fragte er. »Dann weiß ich, wo sie sind.«

»Tatsächlich?«

»Geben Sie mir eine Waffe?«, fragte Bang begierig. »Kann ich Ihnen helfen?«

»Ich habe nichts anderes von einem loyalen Dänen erwartet«, sagte Lavisser salbungsvoll.

»Dann bringe ich Sie zu ihnen«, sagte Bang.

Denn er wusste genau, wo sie waren.

Im Westen erhellte der rötliche Schein von einem Mündungsblitz den Himmel, und die erste Bombe stieg in die Dunkelheit.

Dann hämmerten die anderen Geschütze, und die Bombardierung begann von Neuem.

KAPITEL 11

Sharpe hatte viele Stunden des Tages in einem vollgestopften Lagerraum über dem Torweg des Waisenhauses verbracht. Er hatte Hopper und Clouter gesagt, er würde nach Lavisser Ausschau halten, doch in Wirklichkeit rechnete er nicht damit, den Renegaten zu sehen, sondern grübelte vor sich hin.

Er dachte daran, Britannien den Rücken zu kehren, dachte an Grace und an Astrid. Er dachte an die Armee und an Wapping, und während er grübelte, schoben Hopper und Clouter abwechselnd Wache an Ole Skovgaards Bett, das unter der Treppe im Haus aufgestellt worden war, weil das Waisenhaus überfüllt von Leuten war, die durch die Bombardierung obdachlos geworden waren. Eine dänische Flagge hing über dem winzigen Quartier des Patienten, nicht um ihn vor Lavisser zu schützen, sondern mehr vor den Kindern, die durch das Bombardement und all die Unruhe aufgekratzt waren. Astrid pflegte ihren Vater oder half, die Kinder zu beschäftigen und abzulenken.

Gegen Abend brachte Hopper etwas Brot und Käse zu Sharpe, und die beiden Männer aßen in dem Lagerraum, der ein kleines Fenster hatte, durch das man auf die Straße hinunter und zu den Häusern von Nyboden blicken konnte.

»Er schläft«, sagte Hopper und meinte Ole Skovgaard, dessen gebrochene Finger geschient und dessen Wunden verbunden worden waren. »Er schläft nicht gut«, fuhr Hopper fort, »aber das wird noch eine Weile so sein, nicht wahr?« Er schob Sharpe einen Krug mit Wasser hin. »Ich habe mir überlegt, Sir, dass entweder Clouter oder ich zu Captain Chase gehen sollte.«

Sharpe nickte. »Er wird sich Sorgen machen.«

»Nur, um ihn wissen zu lassen, dass es uns gut geht«, sagte Hopper. »Ganz gleich, wer von uns geht, aber der

Captain wird wissen wollen, wie es weitergehen soll.«

»Wenn ich es wüsste, würde ich es euch sagen«, meinte Sharpe.

»Ich dachte mir, wir warten, bis die Bombardierung wieder beginnt. Wenn die Bomben fallen, nimmt niemand von einem Notiz.«

Sharpe blickte die Straße hinab, wo ein lahmer Straßenfeger Abfall vor einer Schubkarre zusammenfegte. »Was wir tun, hängt eigentlich davon ab, was die Dänen tun. Ob sie kapitulieren oder nicht.«

»Wir müssen ihnen ein paar mehr Bomben schicken als letzte Nacht«, meinte Hopper ätzend. »Es ist nicht gut, sie zu langweilen. Man muss ihnen verdammt wehtun.«

»Wenn sie kapitulieren«, sagte Sharpe, »dann gibt es kein Problem. Wir bringen Mister Skovgaard einfach zu einem britischen Arzt. Aber wenn sie nicht kapitulieren ...« Er ließ den Gedanken unvollendet.

»Dann werden wir diesem Captain *Lapisser* ausweichen?«

Sharpe nickte. »Obwohl ich denke, wir sind hier sicher genug.«

Hopper nickte. »Wenn es also ganz dunkel ist und die Bombardierung einsetzt, werde ich zum Captain schleichen.«

»Sag Captain Chase, dass ich hierbleiben werde, bis Mister Skovgaard transportiert werden kann.« Sharpe wusste nicht, was er sonst tun konnte. Er wusste, dass er Lavisser jagen sollte. Aber das Bewachen von Ole Skovgaard schien die wichtigere Aufgabe zu sein. »Und wenn alles vorüber ist, Hopper, dann graben wir in diesem Haus. Da sollten dreiundvierzigtausend geschmolzene Guineas irgendwo unter der Asche liegen.«

»Dreiundvierzigtausend?«

»Eine Hand voll mehr oder weniger.«

Hopper stieß einen Pfiff aus. »Captain Lapisser wird aber schon graben, oder nicht?«

»Es wird noch zu heiß sein«, sagte Sharpe.

»Also beten wir, dass die Scheißer kapitulieren, wie?« Hopper blickte auf die Straße hinab. »Sieh dir diesen blöden Penner da an. Schläft in einer bombardierten Stadt! Sie sollten sich auch ein bisschen Schlaf gönnen, Sir, Sie sehen hundemüde aus.« Er sah sich in dem kleinen Lagerraum um und runzelte die Stirn. »Hier ist nicht mal Platz für ein richtiges Bett, Sir. Warum gehen Sie nicht in die Kapelle? Da ist Platz genug.«

»Mach ich. Weck mich, bevor du gehst.«

»Aye, aye, Sir.«

Es war still in der Kapelle, dennoch fand Sharpe keinen Schlaf. Er setzte sich auf die letzte Bank und starrte auf das Buntglasfenster über dem schlichten Altar. Draußen wurde es dunkler, und die Einzelheiten des Gemäldes, das Jesus mit einer Kinderschar zeigte, waren nicht zu erkennen, aber das goldene Haar der Kinder und Christus' Heiligenschein leuchteten hell. Um den Heiligenschein war eine Schriftrolle gemalt, doch die Worte darauf waren dänisch, und er konnte sie nicht lesen.

Er hörte, dass die Tür geöffnet wurde, und wandte den Kopf. Astrid kam, um sich zu ihm zu gesellen.

»Du siehst sehr nachdenklich aus«, sagte sie.

»Ich habe mich gerade gefragt, was diese Worte im Fenster bedeuten«, erwiderte Sharpe.

Astrid spähte zu dem dunklen Glas. *»Lader de sma Born«,* las sie, *»komme til mig.«*

»Jetzt bin ich kein bisschen klüger.«

»Lass die kleinen Kinder zu mir kommen«, übersetzte sie. »Es ist aus der Bibel.«

»Ah.«

Astrid lächelte. »Du klingst enttäuscht.«

»Ich dachte, es wäre so etwas wie ›Sei sicher, dass deine Sünde ans Licht des Tages gelangt.‹«

»Du hast also auch einige Religionskenntnisse?«

»Habe ich?«

Sie nahm seine Hand und hielt sie eine Weile schweigend. »Warum kann ein Mensch einem anderen so etwas antun?«

»Weil Krieg ist«, sagte Sharpe.

»Weil die Welt grausam ist.« Astrid schaute zum Kirchenfenster jenseits des Altars. Christus' Heiligenschein und seine Augen glänzten hell, der Rest wurde immer dunkler. »Von jetzt an wird mein Vater blind und zahnlos sein und nie wieder eine Feder halten können.« Sie drückte Sharpes Hand. »Und ich werde mich um ihn kümmern und für ihn sorgen müssen.«

»Dann werde ich mich um dich kümmern müssen, nicht wahr?«

»Wirst du das?«

Er nickte. Die Frage ist nicht, dachte er, ob ich das tun werde, sondern ob ich das kann. Kann ich hier leben? Kann ich mit einem nörgelnden Ole Skovgaard, mit einer fremden Sprache und der erstickenden Spießigkeit leben?

Dann legte Astrid ihren Kopf auf seine Schulter, und er wusste, dass er sie nicht verlieren wollte. Er saß schweigend da, beobachtete, wie die Dunkelheit über das Fenster kroch, und er dachte an Lord Pumphreys zuversichtliche Voraussage, dass in den nächsten paar Jahren genug Krieg eine Beförderung für ihn garantieren würde. Es kam ihm in den Sinn, dass er sich nie als Offizier bewiesen hatte. Er hatte gezeigt, dass er ein Soldat war, aber als Offizier quälte er sich immer noch herum. Das Kommando über eine Kompanie Grünröcke und ein entscheidender Sieg über einen französischen Feind, das war ein Traum, der es wert war, ihn sich zum Ziel zu setzen. Aber ein Mann musste sich entscheiden, wenn er die Wahl hatte, und bei diesem Gedanken drückte er Astrids Hand.

»Was ist?«, fragte sie.

»Nichts«, sagte Sharpe, und er sah Christus' dunkelblaues Gewand purpurrot werden, und die weißen Augen blitzten blassrot. Du musst träumen, dachte er, und dann verblassten die Farben wieder, und er hörte einen Aufprall. Instinktiv legte er die Arme um Astrid und schützte sie mit seinem Körper, als die Bombe jenseits des Fensters mit dem Buntglas explodierte und all das Blau und Gold und Rot und Grün zerklirrte und unzählige Splitter durch die Kapelle wirbelten. Rauch wölkte dahinter, und dann herrschte Totenstille. Es war, als schöpfe die Welt tief Luft, bevor die nächsten Bomben fielen.

Die Briten hatten fast fünftausend Bomben in der ersten Bombennacht abgefeuert und beobachtet, wie die Feuer jenseits der Stadtmauern gewütet hatten. Sie waren überzeugt gewesen, dass die Dänen nach einer weiteren Nacht der Bombardierung kapitulieren würden. In der zweiten Nacht feuerten sie weitaus weniger Bomben, etwa zweitausend, und sie dachten, das reiche aus, doch am Morgen, als Kopenhagen in eine Rauchwolke gehüllt war, kam keine Nachricht aus der Stadt, dass die dänische Flagge immer noch über der Zitadelle flatterte, und die Geschütze auf den zernarbten Brustwehren eröffneten ein trotziges Feuer.

Jetzt, in der dritten Nacht, wollten die Briten Kopenhagen in Feuer ertränken. Den ganzen Tag hatten sie die Magazine wieder aufgefüllt, Wagen um Wagen mit Bomben zu den Batterien gefahren, und als die Dunkelheit hereinbrach, schien der Boden vom Hämmern der Mörser und vom Rückstoß der Haubitzen zu erzittern. Der Himmel flackerte mit Lunten- und Rauchspuren.

Die Kanoniere hatten ihr Ziel geändert, planten, neue Gebiete der Stadt zu zerstören. Bomben und Brandbomben regneten auf die Kathedrale und Universität, während andere Granaten tiefer in das Gewirr der Straßen zielten, um die Verteidiger für ihre Halsstarrigkeit zu bestrafen. Die

Bombenschiffe erzitterten bei jedem Abschuss der Geschosse, und die feurigen Spuren der Raketen peitschten über die Wolken.

Die sieben Feuerwehrmannschaften taten ihr Bestes. Die Männer pumpten aus langen Rohren Seewasser in die Flammen, doch als neue Feuer aufbrandeten, verließen die Männer die Pumpen, um heimzugehen und ihre Familien zu beschützen. Die Straßen waren von panischen Flüchtlingen überfüllt. Bomben fielen herab, die Flammen loderten hoch, Wände stürzten ein, die Stadt erlebte die Feuerhölle.

General Peymann stand auf der Mauer der Zitadelle und beobachtete, wie an Dutzend Plätzen Feuer ausbrach. Er sah Türme in der Feuerbrunst zusammenbrechen, während ringsum Bomben einschlugen. Tauben verließen ihre Nester, flogen über die Flammen, bis sie brennend zur Erde fielen.

Warum, dachte Peymann, sind sie nicht einfach davongeflogen?

Eine Rakete streifte die Kuppel der Kathedrale und hüpfte in den Himmel, wo sie genau in dem Augenblick explodierte, in dem eine Bombe durch die Ziegel des Kuppeldachs schlug. Ganz Skindergade war hell erleuchtet, und dann flog eine Brandgranate durch das Dach von Skovgaards Lagerhaus am Ulfedts Plads, und die gelagerten Zuckersäcke fingen Feuer. Die Flammen breiteten sich mit brutaler Geschwindigkeit aus, machten das Gebiet so hell wie am Tag. Eine Schule war zum Heim für Flüchtlinge geworden und wurde von drei Bomben getroffen. Überall brannten Läden, und Peymann empfand gewaltigen und ohnmächtigen Zorn, als er die Zerstörung beobachtete.

»Ist Major Lavisser hier?«, fragte der General einen Adjutanten.

»Ich habe ihn noch vor zwei Minuten gesehen, Sir.«

»Sagen Sie ihm, er soll den Befehl geben, die Flotte zu verbrennen.«

»Zu verbrennen?« Der Adjutant war entsetzt, denn solch ein Befehl bedeutete, dass Peymann die Stadt nicht halten konnte.

»Die Schiffe sollen verbrannt werden«, sagte Peymann grimmig, und zuckte zusammen, als Bomben in die Universität krachten. Die Briten, wurde ihm klar, waren nicht knapp an Bomben. Sie schickten Hunderte auf die Stadt, die entweder kapitulieren konnte oder ausgelöscht wurde. Die Schnapsbrennerei gegenüber Skovgaards Lagerhaus wurde getroffen, und die Destillierapparate explodierten zu blauem Feuer, das wie brennendes Quecksilber durch die Gassen und Gossen rann. Selbst von den Mauern der Zitadelle konnte Peymann die Schreie auf den Straßen hören. »Sagen Sie Lavisser, dass er die Lunten schnell anzünden soll!«, rief er dem Adjutanten nach. Er hoffte, dass die Briten mit ihrer schrecklichen Bombardierung aufhören würden, wenn sie die Flotte brennen sahen, doch er wusste, dass dies mindestens eine Stunde oder zwei dauern würde, bis die Schiffe in Brand gesetzt waren, denn Hunderte von Flüchtlingen hatten sich um den inneren Hafen versammelt, in dem sicheren Wissen, dass die Briten nicht mit ihren Mörsern auf das Gebiet zielen würden, in dem die Flotte lag, und diese Leute mussten überredet werden, sich zu entfernen, bevor die Gluthitze der brennenden Schiffe das Gebiet in eine tödliche Hölle verwandelte.

Der Adjutant rannte über die Treppe hinab in den Hof, fand jedoch kein Anzeichen von Major Lavisser. Die Ordonnanz des Generals sagte, dass der Major vermutlich nach Bredgade gegangen war, und so machte er sich aus der Zitadelle auf den Weg dorthin, und als er gerade fünf Schritte zurückgelegt hatte, landete eine Bombe hinter ihm und explodierte. Sie brach ihm das Rückgrat und warf ihn in den Wallgraben. Die Universität brannte, in ihrer Bibliothek loderten die Flammen in ihren Bücherregalen. Die separaten

Feuer in der Stadt schienen sich zu vereinen, wurden höher und breiteten sich immer mehr aus.

»Kommen Sie«, sagte der General zu seinen restlichen Adjutanten. »Wir werden tun, was wir können.« Da gab es wenig, was er für die Stadt tun konnte, denn gegen dieses Grauen war er machtlos, aber er konnte doch nicht tatenlos zusehen! Es mussten Leute gerettet und Überlebende getröstet werden.

Die Bombenschiffe schossen ihre Granaten auf die Zitadelle ab, und eine durchschlug das Dach des Waisenhauses und explodierte zwischen den Orgelpfeifen in der Kapelle. Astrid schrie, als Flammen aus der Orgel züngelten. Sharpe ergriff ihre Hand und zog sie aus der Kapelle in den Hof.

»Die Kinder!«, rief sie.

»Wir holen sie raus«, sagte Sharpe. Aber wohin? Er stand unter dem Flaggenmast und blickte zum Himmel empor. Die Bomben, dachte er, schlagen südlich des Waisenhauses ein, was bedeutete, dass der Friedhof im Norden der sicherste Platz war. »Der Friedhof!«, rief er Astrid zu. »Bring sie zum Friedhof!«

Sie nickte. Genau in diesem Augenblick krachte eine Bombe in den Hof und schlug einen kleinen Krater, in dem sie Unheil verkündend liegen blieb. Die brennende Lunte zischte, bis Hopper hinzu sprang und sie herausriss. »Ich gehe zum Captain, Sir!«

Sharpe hätte Hopper fast zurückgerufen, doch es gab genügend Helfer, um die Kinder zu retten, und so ließ er den großen Mann gehen.

Sharpe rannte ins Gebäude und fand Clouter neben Ole Skovgaards Bett. »Da ist ein Friedhof, wo es sicher sein sollte«, sagte er zu Clouter. »Bring ihn dorthin. Kannst du das Bett auch dorthin tragen?«

»Aye, aye, Sir.«

»Der Friedhof liegt dort.« Sharpe wies ihm die Richtung. Dann legte er sein Gewehr und die siebenläufige Waffe in eine Ecke. »Dann komm zurück und hilf uns mit den Kindern!«, rief er Clouter nach.

Jemand läutete die Glocke des Waisenhauses, als bräuchten die Leute noch eine Warnung. Die Kapelle brannte, und eine weitere Bombe war in den Küchen explodiert, sodass jetzt das gesamte Gebäude von Flammen erfasst war. Schreie ertönten, als eine Bombe durch das Dach des Schlafsaals krachte. Die Kinder gerieten in Panik.

Sharpe rannte zur Außentreppe und schrie mit Stentorstimme auf eine Schar Kinder ein, die sich oben auf einem Balkon neben dem Treppenabsatz drängten. Sie verstanden kein Englisch, aber sie erstarrten, mehr erschrocken von ihm als von den Flammen und dem Lärm.

»Du«, er packte ein Mädchen, »nach unten. Dann die anderen!«

Sie bildeten eine Schlange die Treppe hinab. Weitere Erwachsene eilten herbei, um zu helfen, und Sharpe rannte in den brennenden Schlafsaal. Zwei Kinder waren offensichtlich tot, aber ein drittes kroch blutend und schreiend über den Boden. Sharpe hob das Kind auf und trug es zum Balkon, wo er es einer Frau in die Arme drückte.

Das Feuer in den Küchen war durch das Dach gelodert, aber es waren keine weiteren Bomben gefallen, obwohl ein Dutzend oder mehr gerade südlich des Waisenhauses explodierten, wo eine Reihe von Häusern brannte.

Astrid hatte Leute auf dem Matrosenfriedhof eingewiesen, doch jetzt rannte sie durch den Torweg zurück und die Treppe hinauf.

»Da sind noch die Bettlägerigen!«, sagte sie zu Sharpe.

»Wo?«

Sie wies zu einem Eckraum, und Sharpe rannte um den offenen Balkon herum und fand sechs Kinder in ihren Betten. Clouter war in den Hof zurückgekommen, und

Sharpe trug die Kinder hinaus zum Balkon und warf sie hinunter zu dem Seemann, der eines nach dem anderen auffing und sie den anderen Helfern übergab.

Sharpe warf das letzte Kind hinab, als eine Bombe in den Resten der Kapelle landete und auf der Türschwelle explodierte, sodass Metallfragmente und Holzsplitter in den Hof wirbelten. Niemand wurde getroffen. Sharpe hatte Blut auf dem Rücken, wo Splitter des Buntglasfensters durch seine Kleidung gedrungen waren, doch es war ihm nicht bewusst.

»Sind das alle?«, rief er Astrid durch den Lärm der Bomben und des Feuers zu.

»Das sind alle!«

Das letzte Kind war zum Friedhof getragen worden, und Clouter befand sich allein auf dem Hof.

»Hau da ab!«, rief Sharpe ihm zu. Er ergriff Astrids Hand und zog sie um den Balkon herum zur Treppe. Der brennende Schlafsaal war wie ein glühend heißer Ofen, als sie ihn passierten. Dann krachte eine Bombe durch die Außentreppe und zersplitterte ihre Stufen. Eine Brandbombe folgte und zischte Feuerzungen in den Hof.

Sharpe zog Astrid auf den Haupttreppenabsatz und rannte die innere Treppe in die kleine Halle hinab.

»Ich habe dir gesagt, hau hier ab«, sagte er zu Clouter, der immer noch da war.

»Ich bin gekommen, um dies zu holen«, sagte Clouter und schwenkte Hoppers Siebenläufige.

Sharpe nahm seine eigenen Waffen auf. Dachziegel fielen in den Hof, und weitere Bomben trafen das Gebäude, und er hoffte bei Gott, dass die Kanoniere ihr Ziel nicht nordwärts ausrichteten, denn dann würde auch der Friedhof unter Beschuss liegen.

Alles, was sie jetzt tun mussten, war, sich um Mister Skovgaard zu kümmern.

Das Waisenhaus erbebte, als zwei neue Bomben detonierten. Eine Kinderpuppe mit rot leuchtenden Haaren schlitterte über den vom Rauch erfüllten Hof, als Sharpe Astrid und Clouter auf das Friedhofstor zu führte, doch dann bog er plötzlich rechts ab und zischte eine Warnung.

Er warnte, weil Soldaten im Torweg auftauchten und Lavisser bei ihnen war und die Männer ihre Musketen anlegten. Sharpe nahm die Granate, die Hopper entschärft hatte, und schleuderte sie zu den Männern, die das sahen und zurückzuckten. Sharpe zog Astrid zurück durch die Tür, schlug sie zu und legte den Riegel vor. Dann packte er Astrid bei den Schultern. »Haben die Fenster auf dieser Etage Riegel?«

Sie blickte ihn unsicher an und schüttelte dann den Kopf. »Nein.«

»Dann such dir ein Fenster aus, klettere hinaus und lauf zum Friedhof. Schnell!« Musketenkolben hämmerten bereits gegen die verriegelte Tür.

Sharpe schob Astrid den Korridor hinab, dann rannte er die Treppe hinauf zu dem von Rauch umwölkten Balkon. Clouter folgte ihm, als er zum unbeschädigten Ende des Gebäudes rannte, wo er stoppte, sich umwandte und die siebenläufige Waffe auf die Tür richtete, die die Soldaten aufzubrechen versuchten. Dann zögerte er. Er hatte eine Fehde mit Lavisser, nicht mit den Soldaten.

Er konnte weder Lavisser noch Barker sehen, stattdessen sah er einen Mann, der durch eines der Fenster zum Hof kletterte. War Lavisser bereits im Haus?

Flammen loderten hoch zu seiner Rechten, leckten an den Dachsparren des Schlafsaals. Er und Clouter waren hier in einer tödlichen Falle. Wir werden hier verbrennen, dachte Sharpe. Dann sah einer der Soldaten sie und rief das seinen Kameraden zu, und Sharpe, nicht bereit, in dem brennenden Gebäude einen Privatkrieg anzufangen, zog Clouter zurück

in den unbeschädigten Teil des Schlafsaals. Eine Bombe krachte in den Hof, und Sharpe hörte Schreie.

»Was sollen wir tun?«, fragte Clouter.

»Das weiß der Himmel.« Sharpe schulterte das siebenläufige Gewehr und ging zu den Fenstern. Sie waren vergittert, um die Jungs an waghalsigen Kletterspielen zu hindern. Er rüttelte an den Gitterstäben, hoffte, dass er sie lösen konnte, sodass es ihm und Clouter möglich war, hinab in den Garten des Waisenhauses zu springen und ungesehen zum Friedhof zu gelangen, doch die Eisenstäbe waren frustrierend fest verankert. Er fluchte und zerrte von Neuem daran. Clouter sah, was er tat, und kam ihm zu Hilfe. Der große Mann grunzte vor Anstrengung, als er an einem Eisenstab zog. Er hielt ihn plötzlich in der Hand, herausgerissen aus dem hölzernen Fensterbrett.

Dann rief Lavisser auf dem Hof: »Sharpe! Sharpe!«

Sharpe wich zurück zum Treppenabsatz. Er war vorsichtig, erwartete fast eine Salve, doch stattdessen sah er, dass ein halbes Dutzend Männer auf dem Boden lagen, blutig, zuckend und versengt. Eine Bombe war in der Gruppe neben der verriegelten Tür explodiert.

Im nächsten Augenblick stockte Sharpe der Atem. Lavisser war nicht allein. Astrid war neben ihm, im Griff eines großen Mannes mit blassem Gesicht. Es war Aksel Bang.

Gottverdammt, Sharpe hatte Bang völlig vergessen!

»Sharpe!«, rief Lavisser wieder.

»Was willst du?«

»Komm einfach runter, Sharpe, und wir beenden es.«

Die Stadt bebte und brannte. Über der brennenden Kapelle glaubte Sharpe am Himmel Dutzende Bomben fallen und die feurigen Spuren von Raketen zu sehen. Rauch wallte. Er trat zurück in die Schatten und nahm das Gewehr von der Schulter. Er konnte Lavisser sehen, aber nicht Barker. War Barker drinnen? Schlich er sich an?

»Was beenden?«, rief er Lavisser zu.

»Man sagte mir, Astrid Skovgaard kennt die Namen, die ich haben will.«

»Lass sie gehen.«

Lavisser lächelte. Eine weitere Bombe krachte in das Waisenhaus, aber er zeigte keine Furcht. Er lächelte nur. »Ich kann sie nicht gehen lassen, Richard, das weißt du. Ich will die Namen wissen.«

»Ich habe die Namen. Die ganze Liste.«

»Dann bring sie runter, Richard, und ich werde Miss Skovgaard gehen lassen.«

Sharpe kniete sich hin und spannte die Büchse. Er schickte ein Stoßgebet zum Himmel, dass diese Waffe treffsicher sein würde. Aksel Bang war nur zwanzig Schritte entfernt, aber er stand hinter Astrid und hatte den rechten Arm um ihre Taille gelegt. Sharpe konnte nur Bangs trauriges Gesicht sehen, der Rest von ihm wurde durch Astrid verborgen, aber auf dem Schießstand in Shorncliffe hatte Sharpe mit zehn von zehn Kugeln ein Ziel von der Größe des Gesichts eines Menschen auf sechzig Yards treffen können.

»Worauf wartest du, Richard?«, rief Lavisser.

»Ich denke nach.«

Clouter kniete sich neben Sharpe.

»Da schleicht ein großer Typ rum«, sagte Sharpe. »Pass auf ihn auf.«

Clouter nickte.

Sharpe zielte durch die Gitterstäbe des Balkongeländers auf Aksel Bangs Gesicht. Dann fragte Sharpe sich besorgt, ob er die Kugel in das gefettete Stück Leder gewickelt hatte, als er die Waffe geladen hatte. Er erinnerte sich, dass er das Gewehr im Haus in Bredgade abgefeuert hatte, aber wann hatte er es wieder geladen? Er glaubte, dass es letzte Nacht bei seiner Ankunft im Waisenhaus gewesen war, aber er hatte sich dabei keine Gedanken gemacht. Warum sollte er auch? Eine Waffe laden, das war wie das Atmen, nichts, über das man besonders nachdachte. Reine Routine. Aber wenn

er auf das Lederstückchen verzichtet hatte, dann würde die Kugel nicht von den sieben Zügen erfasst werden und so den Drall erhalten, der sie genau machte. Er befürchtete, Astrid zu treffen.

»Sharpe! Ich warte!« Lavisser spähte zu der dunklen Türschwelle hinauf. »Bring mir die Liste!«

»Lass sie gehen!«, rief Sharpe.

»Du langweilst mich, Richard. Komm einfach runter, oder soll ich dir beschreiben, was ich alles mit der schönen Astrid mache, wenn du nicht endlich ...«

Sharpe feuerte. Er konnte nicht sehen, ob er traf, denn sofort waberte Pulverrauch vor ihm, aber er hörte Astrid schreien, und Sharpe wusste sofort, dass er einen Fehler gemacht hatte. Er hätte auf Lavisser feuern sollen statt auf Bang. Bang hatte nicht den Mumm, irgendetwas aus eigener Initiative zu tun. Sharpe hatte ihn ausgewählt, weil er Astrid umklammerte, und jetzt sprang Sharpe durch den Rauch, stützte sich auf das Balkongeländer und sah, dass Bang auf dem Rücken lag und sein Gesicht eine blutige Masse war.

Astrid war verschwunden.

Lavisser starrte ungläubig auf Bang.

Sharpe nahm aus dem Augenwinkel eine Bewegung zu seiner Rechten wahr und ließ sich instinktiv fallen.

Barker feuerte mit seiner Muskete. Die Kugel zupfte an Sharpes Haar und streifte die Seite seines Schädels. Er war benommen, aber nicht bewusstlos, und er stieß einen Kriegsschrei aus, als er über den Balkon stürmte und Barker das jetzt ungeladene Gewehr in den Bauch stieß.

Eine andere Muskete feuerte, und Sharpe spürte den Luftzug der Kugel, die an seiner Schläfe vorbei fauchte, und sah einen Mann hinter Barker, doch Clouter rief ihm zu, sich fallen zu lassen, und er reagierte blitzschnell, als Clouters siebenläufige Waffe aufblitzte und laut wie die Detonation einer Granate krachte.

Der zweite Mann wurde zurückgeschleudert, und zwei Geschosse knallten durch die Dachsparren des Schlafsaals, in dem Sharpe und Clouter Unterschlupf gefunden hatten.

Barker wand sich auf dem Balkon.

»Nein!«, keuchte er, als Sharpe eine seiner Pistolen zog.

»Doch«, sagte Sharpe.

»Ich habe dich am Leben gelassen!«, rief Barker beschwörend.

»Dein Fehler«, sagte Sharpe und zielte mit der Pistole. Er feuerte und traf Barker unter dem Kinn, und dann krachte eine Muskete vom Hof und riss einen Splitter aus der Balustrade neben ihm.

Clouter feuerte mit beiden Pistolen zurück, dann duckte er sich, um die Siebenläufige zu laden.

Sharpe schob seine noch geladene Pistole über den Balkon zu dem Schwarzen.

»Warte hier«, sagte er.

»Wohin willst du?«, fragte Clouter.

»Ich will den Bastard finden«, antwortete Sharpe.

Lavisser war verschwunden, so hob Sharpe den Siebenschüsser an, trat über Barkers Leiche hinweg und schritt zum Treppenabsatz. Zu seiner Rechten loderten die Flammen hoch und drohten ihn zu rösten, doch er rannte an ihnen vorbei in kühlere Luft und gelangte zu der Tür, die zu der Innentreppe führte. Dort sah er Lavisser auf dem Treppenabsatz der Zwischenetage stehen.

Sharpe riss sofort den Siebenschüsser an seine Schulter, doch Lavisser war schneller und hob seine Pistole. Sharpe zuckte zurück.

»Ich werde nicht auf dich schießen, Richard!«, rief Lavisser. »Ich will nur mit dir reden!«

Sharpe wartete. In seinem Kopf summte es, und Blut tropfte von seinem rechten Ohr. Eine Bombe explodierte im Hof neben den Leichen der Infanteristen. Dort brannte eine

Brandgranate, und ihre Flammen setzten die Munitionstasche eines Soldaten in Brand.

»Ich werde nicht schießen«, sagte Lavisser wieder, jetzt näher. »Sprich mit mir. Wo bist du?«

»Ich bin hier«, sagte Sharpe.

Lavisser hielt die Pistole gesenkt, um zu zeigen, dass er nichts Böses vorhatte, und trat vorsichtig auf den Balkon. »Siehst du?« Er gestikulierte mit der Pistole. »Kein weiteres Schießen, Richard.«

Sharpe hielt den Siebenschüsser an seiner Hüfte, und die sieben Läufe wiesen auf Lavisser.

Lavisser blickte auf die Waffe und lächelte. »Deine Frau ist sicher. Sie rannte weg, durch den Torbogen.«

»Meine Frau?«

»Bang sagte jedenfalls, dass sie dir schöne Augen macht.«

»Bang war ein Idiot.«

»Mein lieber Richard, sie sind alle Idioten. Dies ist Dänemark. Dumm, unerträglich dumm und langweilig. Es glaubt, das respektabelste Land auf Gottes Erde zu sein.« Er zuckte zusammen, als eine Bombe in den Lagerraum fiel, nahm den Blick jedoch nicht von Sharpe. »Unsere Kanoniere zeigen heute tolle Form. Mister Bang sagte, du willst hierbleiben.«

»So?«

»Ich auch, Richard. Und es wäre schön, einen Freund zu haben, der nicht unerträglich respektabel ist.«

Sharpe trat einen Schritt vor, denn die Hitze hinter ihm wurde immer schlimmer. Lavisser trat einen Schritt zurück. Er hielt die Pistole noch an der Seite und gesenkt. Clouter ging jetzt zur fernen Seite des Balkons, dann sprang er von der Balustrade zum Flaggenmast hinüber. Die geteerten Webeleinen brannten, doch er kletterte so schnell hinab, dass er nicht zu Schaden kam.

»Und was ist der Preis für deine Freundschaft?«, fragte Sharpe Lavisser. »Die Liste in meiner Tasche?«

»Sorgst du dich wirklich um die Männer auf dieser Liste?«, fragte Lavisser. »Wer sind sie? Unbekannte Händler in Preußen und Hannover! Lass die Franzosen sie haben, und die Franzosen werden auf uns aufpassen. Was willst du sein, Richard? Ein General in der dänischen Armee? Das kann arrangiert werden, glaube mir. Du willst einen Titel? Der Kaiser ist bemerkenswert großzügig damit. Alles ist neu in Europa, Richard. Die alten Titel bedeuten nichts. Wenn du die Macht hast, dann kannst du ein Lord, Prinz, Erzherzog oder ein König sein.« Lavisser blickte hinab in den Hof, wo Clouter ihn mit dem neu geladenen Siebenschüsser bedrohte. »Will dein schwarzer Freund mich erschießen?«

»Lass ihn in Ruhe, Clouter!«

»Aye, aye, Sir.« Clouter senkte die Waffe.

Sharpe trat wiederum einen Schritt vor und zwang Lavisser einen weiteren Schritt zurück auf die brennende Kapelle zu. Lavisser wurde jetzt besorgt und hob die Pistole, aber Sharpe hob seinen Siebenschüsser ebenfalls an, und Lavisser ließ die Pistole wieder sinken.

»Es ist mir ernst, Richard«, sagte er. »Du und ich! Wir können wie Wölfe in einem Land voller Lämmer sein.«

»Ich trage immer noch meine britische Uniform«, sagte Sharpe, »oder hast du das noch nicht bemerkt?«

»Und was wird Britannien für dich tun?«, fragte Lavisser. »Meinst du, es wird dich jemals akzeptieren? Außerdem bleibst du hier. Du wirst Geld brauchen, Richard, Geld und Freunde. Ich biete dir beides. Meinst du wirklich, du könntest Dänemark ohne beides ertragen?« Er lächelte mit plötzlicher Erleichterung, weil Sharpe die Waffe nicht länger auf ihn gerichtet hielt, sondern zur Seite genommen hatte. »Ich bekenne, dass ich deine Freundschaft schätzen würde, Richard«, sagte Lavisser.

»Warum?«

»Weil du ein Gauner bist«, sagte Lavisser, »und ich Gauner mag. Das war schon immer so. Und du bist tüchtig. Bemerkenswert tüchtig. Wie heute unsere Kanoniere.«

Die Pioniere hatten Kopenhagen in eine Hölle verwandelt. Große Teile der Stadt brannten, und es hatte für Sharpe, der über Lavissers Kopf blickte, den Anschein, dass sich ein Bogen aus Feuer wie ein Regenbogen aus Flammen über der Stadt wölbte. Es war wie ein Blick in den Weltuntergang, die Rache der Hölle.

»Ich bin ein Halsabschneider«, sagte Sharpe, »erinnerst du dich?«

»Ich strebe danach, dasselbe zu sein«, sagte Lavisser. »Diese Welt wird von Verbrechern beherrscht. Was ist der Kaiser anderes als ein Verbrecher? Was ist der Duke of York anderes? Verbrecher gewinnen, Richard, sie sind die Mächtigen.«

»Ich habe da nur ein Problem«, sagte Sharpe. Die Gluthitze brannte auf seinem Rücken, doch er ließ sich nichts anmerken. »Du hast Astrid bedroht.«

»Sei nicht absurd, Richard«, sagte Lavisser mit einem Lächeln. »Meinst du wirklich, das hätte ich ernst gemeint? Natürlich nicht. Dafür mag ich sie viel zu sehr. Nicht wie du, natürlich, obwohl ich sagen muss, dass ich deinen Geschmack bewundere.« Er blickte auf Sharpes Waffe und sah, dass sie immer noch nicht auf ihn gerichtet war. »Ich würde ihr nie etwas antun, Richard.«

»Das würdest du nicht?«

»Nein. Wofür hältst du mich, Richard?«

»Für einen Bastard«, sagte Sharpe. »Für einen verlogenen verdammten Bastard.« Und er drückte ab. Die sieben Kugeln peitschten in den Brandrauch und rissen die Pistole aus Lavissers Hand. Sie verletzten auch seine Finger und das Handgelenk, sodass Lavisser mit offenem Mund darauf starrte und dann vor Schmerzen schrie.

»Du verdammter Bastard«, sagte Sharpe, warf die siebenläufige Waffe Clouter zu, zog das Entermesser und stieß es in Lavissers Brust. Lavisser wurde zurückgetrieben und griff mit der linken Hand nach seinem Säbel, konnte ihn jedoch nicht vor seinen Körper ziehen, denn Sharpe stieß wieder mit dem Entermesser zu, und Lavisser taumelte einen weiteren Schritt zurück und sah, dass der Balkon an einer Türöffnung endete, die einst zur Galerie der Kapelle gehört hatte und jetzt in ein Inferno führte.

»Nein!«, schrie er und versuchte zurückzuspringen, doch Sharpe war schneller. Er rammte die schwere Klinge in Lavissers Brust, und Lavisser schwankte an den Rand der Türschwelle. Unter ihm war das glühend heiße Feuer der brennenden Kirchenbänke und Bibeln. »Nein!«

»Geh zur Hölle!«, sagte Sharpe und schob ihn weiter. Lavisser umklammerte mit der unverletzten Hand das Entermesser, als könne er so seinen Sturz aufhalten.

»Zieh mich zurück«, kreischte Lavisser. »Bitte ...«

Sharpe ließ das Entermesser los, und Lavisser stürzte in die brennende Kapelle. Er schrie, als er fiel, die Arme ausgebreitet, dann krachte er in die Flammen.

Der Balkon schwankte unter Sharpe. Er kletterte über das Geländer und sprang in den Hof. Der Bogengang war mit Rauch und Flammen erfüllt, aber Sharpe hoffte, dass sie der Feuerhölle noch entkommen konnten. Er nahm Clouter die siebenläufige Waffe ab und blickte auf das Feuer, das im Bogengang wütete.

»Fühlst du dich glücklich, Clouter?«

»Glücklicher als dieser arme Bastard, Sir.«

»Dann los!«

Sie rannten.

Die Stadt kapitulierte am nächsten Morgen. Siebentausend Bomben waren in der Nacht gefallen, und einige der Straßen brannten so glühend, dass sich niemand im Umkreis von hundert Schritten heranwagen konnte.

Verkohlte Bücherseiten der Universitätsbibliothek fielen auf hundert Quadratmeilen auf Seeland herab. Die Kathedrale war eine kahle, schwarze Ruine. Leichen lagen aufgereiht in Parks, auf Plätzen und auf den Hafenkais. Es gab nicht genügend Särge, und so brachten Leute, deren Häuser unbeschädigt waren, ihre Laken und taten ihr Bestes, um die Toten anständig zu bestatten.

Die Flotte war unversehrt, weder verbrannt noch gekapert. Niemand hatte die Lunten anzünden können, und selbst wenn jemand das vorgehabt hätte, wären die Schiffe nicht verbrannt, denn Captain Chase hatte die Brandbeschleuniger entfernen lassen.

Britische Soldaten bekämpften das Feuer, während eine Kapelle der Rotröcke außerhalb von Schloss Amalienborg spielte. General Peymann lauschte der unvertrauten Musik und versuchte den schmeichelhaften Bemerkungen der neuen Stadtherren Aufmerksamkeit zu schenken, doch er konnte das Gefühl nicht loswerden, dass den Dänen große Ungerechtigkeit widerfahren war.

»Es waren Frauen und Kinder hier«, sagte er immer wieder, doch er sprach auf Dänisch, und die britischen Offiziere, die von den feinsten Porzellantellern des Schlosses dinierten, verstanden ihn nicht. »Das hatten wir nicht verdient«, protestierte er schließlich und bestand darauf, dass einer seiner Adjutanten es übersetzte.

»Europa hatte den Kaiser nicht verdient«, erwiderte Sir David Baird, »aber wir haben ihn. Sir, probieren Sie noch etwas von dem Rindfleischragout.«

General Cathcart, der die Stadt nie hatte bombardieren wollen, sagte nichts. Der Rauchgeruch, der in den Speisesaal drang, nahm ihm den Appetit, doch dann und wann blickte der durch die Fenster, sah die Masten der erbeuteten Flotte und fragte sich, wie viel von ihrem Wert ihm als Prisengeld ausgezahlt werden würde. Mehr als genug, um sich einen

Landsitz im heimatlichen Schottland kaufen zu können, das war sicher.

Nicht weit entfernt, in Bredgade, hatten Dutzende Matrosen geschwärzte Balken und angesengte Ziegel aus einer Hausruine geborgen. Jetzt hockten sie im Kreis beisammen und kratzten an sonderbar schwarzen Klumpen, die, wenn mit einer Axt aufgebrochen, golden glänzten. Nicht alles Gold war geschmolzen, einige der Goldmünzen befanden sich noch unversehrt in den verkohlten Überresten der Beutel. Und Captain Chase stapelte Guineas.

»Ich bin mir nicht sicher, ob wir alles gefunden haben, Richard.«

»Genügend«, sagte Sharpe.

»Das stimmt, sicherlich mehr, als ich mir je erträumt hätte.«

Lord Pumphrey überwachte die Ausgrabungen. Er war unerwartet aufgetaucht, begleitet von einem Dutzend Soldaten, und hatte erklärt, dass er sich um die Interessen des Schatzamtes kümmern werde.

»Obwohl ich es tun werde, wie Nelson es in Kopenhagen getan hat«, sagte er zu Sharpe, »mit einem blinden Auge. Ich empfinde überhaupt keine große Zuneigung für das Schatzamt. Wer hat das schon? Aber wir müssen dem Staat etwas zurückgeben.«

»Müssen wir?«

»Mir gefällt der Gedanke, dass man mir einen Gefallen schuldet, also ja. Aber bedienen Sie sich, Richard, während mein blindes Auge zuschaut.«

Sharpe gab Pumphrey die Namensliste. »Lavisser ist tot, Mylord.«

»Sie erfreuen mich, Sharpe, Sie erfreuen mich.« Pumphrey spähte auf die Papiere. »Ist das Blut?«

»Ja, Mylord.«

Pumphrey blickte zu Sharpe auf, sah den Ärger in seinen Augen, und so sagte er nichts mehr von Blut. Ebenso wenig

fragte er ihn, was es mit dem eingetrockneten Blut auf seinem Haar und den Brandflecken auf seinem grünen Uniformrock auf sich hatte. »Ich danke Ihnen, Sharpe. Und was ist mit Ole Skovgaard?«

»Er lebt, Sir. Ich werde ihn jetzt besuchen. Durch die Bomben der letzten Nacht ist sein Lagerhaus abgebrannt, nichts davon ist übrig, aber er hat ein Haus außerhalb der Stadtmauern in Vester Fælled. Wollen Sie mitkommen?«

»Ich glaube, ich sollte damit warten, ihm einen Besuch abzustatten«, sagte Pumphrey. Dann streckte er eine Hand aus, um Sharpe zurückzuhalten. »Aber sagen Sie mir, wird er nach Britannien umziehen? Er kann ja nicht hierbleiben.«

»Warum nicht?«

»Mein lieber Sharpe, wir werden für einen Monat bleiben, für höchstens zwei, dann werden die Franzosen fest im dänischen Sattel sitzen. Was meinen Sie, wie lange Mister Skovgaard dann noch leben wird?«

»Ich glaube, Mylord, dass er lieber in die Hölle umziehen würde als nach Britannien«, sagte Sharpe. »So werden Sie einen anderen Weg finden müssen, um ihn zu beschützen. Und seine Tochter.«

»Seine Tochter?«

»Sie weiß so viel wie er. Was werden Sie tun, Mylord?«

»Schweden, vielleicht?«, überlegte Pumphrey. »Ich würde es vorziehen, wenn beide in England wären, aber ich verspreche Ihnen, Sharpe, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, dass die Franzosen dort nicht an sie herankommen werden.«

Sharpe sah Pumphrey so hart an, dass er fast unter der Intensität dieses Blickes erzitterte, doch dann nickte Sharpe, zufrieden mit dem Versprechen, und ging davon.

Seine Taschen waren schwer vom Gold. Chase und seine Männer würden an diesem Tag reich werden, und zweifellos würde Lord Pumphrey einen Anteil abzweigen, bevor er das Gold dem Schatzamt zurückgab, aber Sharpe würde trotz des Gewichts in seinen Taschen nicht reich sein.

Er würde auch nicht in Dänemark bleiben. Ole Skovgaard hatte seiner Tochter verboten, den Engländer zu heiraten. Verletzt wie er war, hatte er alle Kraft gesammelt, die Weigerung zu äußern, und Astrid würde ihm nicht den Gehorsam verweigern.

Als Sharpe jetzt bei Skovgaards großem Haus in Vester Fælled eintraf, war er den Tränen nahe.

»Er wird seine Meinung nicht ändern«, sagte Astrid.

»Ich weiß.«

»Er hasst Britannien jetzt«, sagte sie, »und er hasst dich, und er sagt, dass du kein Christ bist, und ich kann nicht ...« Sie schüttelte den Kopf, nicht in der Lage, weiterzusprechen. Dann runzelte sie die Stirn, als Sharpe Klumpen von geschwärztem Gold und durch die Hitze verformte Goldmünzen aus den Taschen hervorzog. »Meinst du, das wird seine Meinung ändern?«, fragte Astrid. »Geld wird ihn nicht überzeugen.«

»Es ist nicht für ihn bestimmt. Auch nicht für dich, es sei denn, du willst es haben«, sagte Sharpe, als er den letzten Guinea nahm und ihn zu dem Rest auf dem Cembalo hinzufügte. Das Haus war während der Bombardierung ein Quartier für britische Offiziere gewesen. Auf dem feinen Holzboden waren Spuren von Stiefelnägeln und auf den kleinen Teppichen war getrockneter Schlamm zu sehen. »Du sagtest, du wünschst dir einen Umbau im Waisenhaus«, sagte Sharpe, »das kannst du damit in die Wege leiten.«

»Richard!« Astrid versuchte, ihm das Gold zurückzuschieben, doch das ließ er nicht zu.

»Ich will es nicht«, sagte er. Er wünschte es sich schon, aber mehr noch wünschte er, dass Astrids Traum wahr wurde. »Gib es den Kindern«, sagte er, und dann brach sie in Tränen aus, und er nahm sie in die Arme.

»Ich kann mich nicht über die Wünsche meines Vaters hinwegsetzen«, sagte sie schließlich. »Es wäre nicht richtig.«

»Nein.« Er verstand ihren Gehorsam nicht wirklich, aber er verstand, dass er wichtig für sie war. Er streichelte über ihr Haar. »Jemand hat mir gesagt, das die Dänen eine sehr respektable Gesellschaft seien«, sagte er, »und ich nehme an, ich würde nicht dazu passen. Ich bin nicht fromm genug, so ist es vielleicht das Beste, wenn ich gehe. Aber wer weiß, vielleicht werde ich eines Tages zurückkehren.«

Er ging davon.

In dieser Nacht, im Schloss Amalienborg, nahm Lord Pumphrey einen Teil des Goldes und verstaute es in seinem Koffer. Das restliche Gold - er schätzte, dass es etwa neuntausend Pfund wert war - würde der Bank von England zurückgegeben werden, und man konnte bequem dem Ehrenwerten John Lavisser die Schuld für alles fehlende Gold geben.

»Sie können es Sharpe zurückbringen lassen«, sagte er am nächsten Tag zu Sir David Baird.

»Warum Sharpe?«

»Weil ich ihn aus Kopenhagen weg haben will«, sagte Pumphrey.

»Was hat der denn jetzt getan?«

»Er hat genau das getan, worum ich ihn gebeten habe, und das hat er außerordentlich gut getan. Ich empfehle ihn Ihnen, Sir David. Aber unter anderem habe ich ihn gebeten, zwei Leute am Leben zu erhalten, was er geschafft hat, nur dass es nicht länger im Interesse Seiner Majestät ist, dass sie leben sollten.« Pumphrey lächelte und machte die Geste des Halsabschneidens.

Baird hob warnend eine Hand. »Erzählen Sie mir nicht mehr, Pumphrey. Ich will nichts über Ihre schmutzige Welt wissen.«

»Wie weise von Ihnen, Sir David. Aber schicken Sie Sharpe rasch weg, wenn Sie so freundlich wären. Er hat eine ziemlich lästige tapfere Seele, und ich möchte ihn mir nicht

zum Feind machen. Er könnte noch mal nützlich für mich sein.«

Es roch immer noch nach Rauch, als Sharpe Kopenhagen verließ. Der Herbst lag in der Luft, die von Schweden kalten Wind brachte, doch der Himmel war klar bis auf Dunst und dünne Rauchschleier, die über Seeland trieben.

Der Rauch blieb in Sharpes Augen, als die Stadt hinter der *Pucelle* zurückblieb. Er dachte an Astrid, wenigstens dachte er nicht länger ausschließlich an Grace, und er war immer noch durcheinander, doch jetzt wusste er, was er tun würde.

Er kehrte zurück zur Kaserne, zurück zu seinen Pflichten als Quartiermeister, aber wenigstens mit dem Versprechen, nicht zurückgelassen zu werden, wenn das Regiment das nächste Mal in den Krieg zog. Und es würde Krieg geben. Hinter dem von Rauch erfüllten Horizont war Frankreich, und es war jetzt die Herrin von ganz Europa und es würde keinen Frieden geben, bis Frankreich besiegt war. Es war jetzt die Welt eines Soldaten, und er war ein Soldat.

Chase gesellte sich zu ihm an die Heckreling. »Sie haben noch einigen Urlaub vor sich, nicht wahr?«

»Einen Monat, Sir. Ich muss erst im Oktober in Shorncliffe zurück sein.«

»Dann werden Sie mit mir nach Devon kommen. Es wird Zeit, dass Sie Florence, meine liebe Frau, kennenlernen. Und wir könnten auf die Jagd gehen. Schlagen Sie mir das nicht ab, Richard.«

»Dann nehme ich die Einladung gern an, Joel.«

»Da, sehen Sie! Schloss Kronborg.« Chase wies zu den grünen Kupferdächern, die im Sonnenuntergang glänzten. »Wissen sie, was dort geschah, Richard?«

»Hamlet.«

»Mein Gott, Sie haben recht.« Chase versuchte, seine Überraschung zu verbergen. »Ich habe das den jungen Collier bei der Ankunft gefragt, und er hatte nicht die geringste Ahnung!«

»Ist er gestorben?«

»Wer? Collier? Natürlich nicht, der ist putzmunter.«

»Hamlet, Sir.«

»Der ist natürlich gestorben. Kennen Sie nicht das Stück? Vielleicht nicht«, fügte Chase hastig hinzu. »Nicht jeder kennt das.«

»Worum geht es da?«

»Jemand kann sich nicht entschließen, Sharpe, und stirbt an Unentschlossenheit. Eine Lektion für uns alle.«

Sharpe lächelte. Er erinnerte sich an Lavissers übertriebene Freundlichkeit und wie Lavisser einige Worte aus dem Stück zitiert hatte, und wie er, Sharpe, den Gardisten zu diesem Zeitpunkt gemocht hatte. Und er erinnerte sich, in welcher Versuchung er auf dem brennenden Balkon gewesen war. Ein Teil von ihm hatte Lavissers Freundschaft und das Gold annehmen und die Gelegenheit zum Abenteuer ergreifen wollen, doch schließlich hatte er geschossen, weil er hatte überleben wollen. Nur Gott allein hatte gewusst, wo ihn das hinführen würde.

Die Nacht brach herein. Der Rauch der zerstörten Stadt verschwand in der Dunkelheit.

HISTORISCHE ANMERKUNG

Der britische Angriff auf Kopenhagen im April 1801 ist in Erinnerung (bei den Briten), während der weitaus verheerendere Angriff vom September 1807 größtenteils vergessen ist. Vielleicht unterscheidet sich Ersterer durch die Anwesenheit von Nelson, denn es war während der Schlacht von Kopenhagen, als er ein Fernrohr an sein blindes Auge hielt und erklärte, er könne nicht das verabredete Zeichen sehen, um die Aktion fortzusetzen.

Die Schlacht im April 1801 fand zwischen einer britischen und der dänischen Flotte statt, die durch schwimmende Batterien und die gewaltigen seewärts gelegenen Verteidigungsanlagen der Stadt verstärkt war. Etwa 790 dänische Matrosen und Soldaten wurden getötet und 900 verwundet, aber all diese Männer, wie die 950 britischen Verluste, waren Soldaten. 1807 töteten die Briten 1600 dänische Zivilisten in Kopenhagen (britische Verluste bei dem gesamten Feldzug summierten sich auf 259 Männer), und die dänische Verteidigung war weitaus umfassender, dennoch ist dieser Feldzug bei den Briten weitgehend in Vergessenheit geraten.

Der Grund dafür war 1807 der Vertrag von Tilsit zwischen Frankreich und Russland, der unter vielem anderen regelte, dass die Franzosen die dänische Flotte übernehmen konnten. Die Russen hatten kein Recht, so etwas zu garantieren, und die Franzosen nicht, es anzunehmen, aber Dänemark war ein kleines Land (wenn auch nicht so klein, wie es heute ist; 1807 besaß es noch Holstein, jetzt in Norddeutschland, und ganz Norwegen). Es besaß jedoch die zweitgrößte Handelsflotte der Welt und, um sie zu beschützen, eine sehr große Marine mit mächtigen Schiffen, mit denen die Franzosen die Schiffe ersetzen wollten, die sie 1805 bei Trafalgar verloren hatten. Die Briten, deren

Geheimdienst bemerkenswert leistungsfähig war, erfuhren von der geheimen Klausel in dem Vertrag und - um ihre Durchführung zu verhindern - verlangten, dass die Dänen ihre Flotte in schützenden Gewahrsam nach Britannien schickten.

Die Dänen weigerten sich, und so wurde 1807 die Expedition gestartet, um sie zu zwingen. Als die Dänen sich immer noch weigerten, die britischen Forderungen zu erfüllen, eröffnete die britische Artillerie das Feuer und bombardierte Kopenhagen, bis die Stadt, um nicht noch mehr Verluste hinzunehmen, schließlich kapitulierte. Die dänische Flotte, anstatt sich in schützenden Gewahrsam nehmen zu lassen, wurde einfach erbeutet.

Es war kein Feldzug, auf den die Briten besonders stolz sein können. Die dänische Armee war größtenteils in Holstein, sodass die einzige Aktion die in diesem Roman geschilderte Schlacht von Köge war, die Schlacht zwischen Sir Arthur Wellesleys Truppen und der bunt zusammengewürfelten Armee von General Castenschiold. Die Dänen nannten es »Die Schlacht der Holzschuhe«, weil so viele ihrer Soldaten Bauernschuhe trugen.

Es schien ziemliches Pech für die Dänen gewesen zu sein, dass sie zu einem Zeitpunkt, an dem die britische Armee so viele zweitklassige, unbedeutende Generäle hatte, gegen den zukünftigen Herzog von Wellington, ganz zu schweigen von dem 95. Schützenregiment, kämpfen musste. Kompanien von diesem Regiment hatten in einer Reihe von Aktionen zuvor gedient, aber Köge war das erste Mal, dass das ganze 1. Bataillon zusammen kämpfte.

Es gab keinen Versuch, den dänischen Kronprinzen zu bestechen, obwohl die »goldene Kavallerie von Sankt Georg« eine von Britanniens potentesten Waffen in den langen Kriegen gegen Frankreich war und immer wieder benutzt wurde, um zahllose Herrscher zu stürzen, zu bestechen und zu überreden. Zwischen 1793 und 1815 gab

das britische Schatzamt nicht weniger als 52 Millionen Pfund solcher »Unterstützungsgelder« aus.

Es ist ein Rätsel, weshalb die Dänen ihre Flotte nicht verbrannten. Der Kronprinz schickte sicherlich entsprechende Befehle, denn eine seiner Botschaften wurde von den Briten abgefangen. Kopien erreichten vermutlich die Stadt, doch die Schiffe wurden nicht in Brand gesteckt. Es wurden keine britischen Seeleute in die Stadt geschmuggelt, um dies zu verhindern. Vielleicht wurden die Befehle im Chaos der Bombardierung einfach übersehen, oder General Peymann dachte, die Briten würden einen schrecklichen Preis fordern, weshalb er sie vereitelte. So wartete die Flotte ab, und die Briten, die die Stadt für weitere sechs Wochen besetzten, brachten achtzehn Linienschiffe, vier Fregatten und sechzehn andere Schiffe ebenso wie fünfundzwanzig Kanonenboote in die Heimat. Sie plünderten die Lager der Werft und zerstörten die halb fertigen Schiffe auf den Hellingen. Eines der Schiffe der Flotte ging auf der Reise nach England verloren, aber der Rest wurde als Prise betrachtet und machte die ranghohen Offiziere des Feldzugs unanständig reich. (Admiral Gambier und General Cathcart teilten sich allein etwa dreihunderttausend Pfund, damals ein ungeheures Vermögen).

Die Briten ließen eine kleine und ziemlich schöne Fregatte zurück, eigentlich mehr ein Vergnügungsschiff, das ein Geschenk von König George III. an seinen Neffen, den dänischen Kronprinzen, gewesen war. Die Dänen, mit einem makabren Sinn für Humor, schickten das Schiff später im Jahr nach England, zusammen mit einer Hand voll britischer Gefangenen und der Botschaft, dass die Fregatte anscheinend unabsichtlich vergessen worden war. Eine der unbedeutenderen Trophäen des Feldzugs war die Eroberung der Insel Helgoland in der Nordsee von den Dänen, die unter

britischer Besatzung blieb, bis sie 1890 im Tausch gegen das Sultanat Sansibar an Deutschland übergeben wurde.

Der Feldzug von 1807 war eine Katastrophe für Dänemark. Er zwang Dänemark in eine Allianz mit Frankreich und ruinierte es finanziell. Dänemark verlor Norwegen (an Schweden), und jene Teile von Kopenhagen, die von den Briten niedergebrannt worden waren, wurden für eine Generation nicht wieder aufgebaut. Über dreihundert Häuser waren zerstört, eintausend ernsthaft beschädigt, die Kathedrale, wie ein Dutzend andere Kirchen und die Universität, niedergebrannt.

Die kleine Geschichte von dem Künstler, der eine Mörsergranate mit dem Inhalt seines Nachttopfs löschte, ist wahr. Sein Name war Eckersburg, und er hinterließ einige schreckliche Bilder der Stadt unter Beschuss.

Heute gibt es wenig Anzeichen darauf, dass die Zerstörung jemals stattgefunden hat, doch einige neu erbaute Häuser haben britische Kanonenkugeln in ihre Fassaden eingemauert. Die große Befestigungsanlage der Stadt wurde 1867 geschleift, doch die Zitadelle (jetzt das Kastellet) ist geblieben. Es gibt ein kleines hölzernes Anglerpier nahe der Zitadelle, nicht weit von dem Platz, auf dem sich jetzt die Kleine Meerjungfrau befindet. Viele der Straßennamen haben sich verändert, so ist der Ulfedts Plads (der niederbrannte) jetzt Graabodretorv.

Der Feldzug hat eine kuriose Fußnote. Einer der britischen Generäle des Feldzugs war Thomas Grosvenor, der seine Stute, Lady Catherine, mitnahm. In Dänemark stellte er fest, dass Lady Catherine trächtig war, und so schickte er sie heim. In England warf sie ein Fohlen, einen Hengst, der später an Sir Charles Stewart verkauft wurde, der Adjutant-General im Halbinsel-Krieg (Napoleons Krieg gegen die Spanier 1808-1814) wurde und den Hengst an Sir Arthur Wellesley verkaufte. Es wurde sein Lieblingspferd. Er ritt es während der Schlacht von Waterloo, als er bereits Herzog

von Wellington war, und danach erhielt das Pferd sein Gnadenbrot auf seinem Besitz bei Stratfield Saye. Es starb 1836 und wurde bei Stratfield Saye beerdigt, wo sein Grabstein immer noch besichtigt werden kann. Der Name des Pferdes war natürlich - Kopenhagen.

»Es mag dort vielleicht viele schnellere Pferde gegeben haben«, sagte der Herzog über Kopenhagen, »und zweifellos viele hübschere, aber ich habe nie einen zuverlässigeren und ausdauernderen Freund gehabt.«

Und so führt die Straße nach Waterloo durch Kopenhagen, und Sharpe muss wie der Herzog noch viele Meilen bis dorthin marschieren.